

Ulla Bock

Pionierarbeit

Die ersten Professorinnen für Frauen-
und Geschlechterforschung an deutsch-
sprachigen Hochschulen 1984–2014

campus

Pionierarbeit

Reihe »Politik der Geschlechterverhältnisse«
Band 55

Herausgegeben von Ina Kerner, Cornelia Klinger, Eva Kreisky,
Andrea Maihofer und Birgit Sauer

Ulla Bock, Dr. phil., war von 1981–2015 Wissenschaftliche Mitarbeiterin der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der FU Berlin sowie als Lehrbeauftragte am dortigen Institut für Soziologie tätig.

Ulla Bock

Pionierarbeit

Die ersten Professorinnen für Frauen- und
Geschlechterforschung an deutschsprachigen
Hochschulen 1984-2014

Campus Verlag
Frankfurt/New York

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-593-50301-1

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Copyright © 2015 Campus Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln

Satz: Petra Schäfter, Berlin

Druck und Bindung: CPI buchbücher.de, Birkach

Gedruckt auf Papier aus zertifizierten Rohstoffen (FSC/PEFC).

Printed in Germany

Dieses Buch ist auch als E-Book erschienen.
www.campus.de

Inhalt

Einleitung.....	9
1 Was sind Genderprofessuren?	18
2 Datengrundlage	24
2.1 Grundgesamtheit	25
2.2 Ausgewählte Interviewpartnerinnen (Sample).....	27
2.2.1 Professuren (Stellen).....	28
2.2.2 Professorinnen (Stelleninhaberinnen)	29
3 Zeiten des Umbruchs und des Aufbruchs.....	32
3.1 Die Neuen Frauenbewegungen und der Weg der Frauen in die Wissenschaft(en).....	37
3.1.1 Die Institutionalisierung der Frauenforschung in den Hochschulen	41
3.1.2 Erste Frauenforschungsprofessuren an deutschsprachigen Hochschulen	44
3.1.3 Denominationen im Spiegel wissenschaftlicher und politischer Konjunkturen	52
3.1.4 Ungleichzeitige Entwicklungen: Deutschland – Österreich – Schweiz	55
3.2 Wandel der europäischen Hochschullandschaften durch die Bologna-Erklärung	62
3.3 Genderprofessuren und Generationenwechsel.....	64

4	Genderprofessorinnen im Gespräch	70
4.1	Berufsbiografien	71
4.1.1	Ziele zu Beginn der akademischen Laufbahn	72
4.1.2	Bedeutung der Frauenbewegung.....	83
4.1.3	Vorbilder auf dem Weg zur Professur	96
4.1.4	Erfahrungen mit Förderung	104
4.1.5	Motivation für die Bewerbung auf eine »Genderprofessur«.....	117
4.1.6	Reaktionen von Kolleginnen und Kollegen	129
4.1.7	Integration in die Fachdisziplin.....	140
4.1.8	Auswirkungen der Beschäftigung mit Frauen- und Geschlechterforschung auf die akademische Laufbahn	145
4.1.9	Raum für Selbstbestimmung	149
4.1.10	Anerkennung und Wertschätzung?	153
4.1.11	Chancen und Möglichkeiten, Einschränkungen und Hindernisse	157
4.1.12	Bedeutung von (Frauen-)Netzwerken.....	161
4.1.13	Rückblicke auf die eigene Hochschultätigkeit.....	174
4.2	Wissenschaftliche und politische Bedeutung von Genderprofessuren	180
4.2.1	Genderprofessuren im Kontext der Frauenbewegung	181
4.2.2	Frauen- und Geschlechterforschung – ein eigenständiges Fach?	186
4.2.3	Gender-Wissen – Bewegung vom Rand ins Zentrum der Disziplinen?	193
4.2.4	Sind Genderprofessuren nach wie vor erforderlich?	198
4.2.5	Bereitschaft der Hochschulen, Genderprofessuren zu institutionalisieren	203
4.2.6	Genderprofessuren und das Konzept Diversity	210
4.2.7	Männer als Inhaber von Genderprofessuren	220
4.2.8	Generationenunterschiede	226

5 Wider den Verlust des Erfahrungswissens in der Frauen- und Geschlechterforschung	243
Anhang	252
Kurzporträts der Interviewpartnerinnen	252
Tabellen	293
Literatur	301
Personenregister	321

Einleitung

Die Einrichtung von Professuren mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung seit Anfang der 1980er-Jahre hat wesentlich dazu beigetragen, dass sich die Frauen- und Geschlechterforschung als ein neues wissenschaftliches Feld entwickeln und ausdifferenzieren konnte. Heute ist dieser Forschungsbereich aus den Hochschulen¹ nicht mehr wegzudenken. Die Genderprofessuren bilden Knotenpunkte in den disziplinären wie interdisziplinären Netzwerken der Frauen- und Geschlechterforschung,² in denen wissenschaftstheoretische und wissenschaftspolitische Informationen ausgetauscht und strategische Diskussionen über die institutionelle Verankerung des Forschungsgebiets in der Wissenschaft geführt werden.

In der vorliegenden Studie stehen Wissenschaftlerinnen im Mittelpunkt, die als »erste sichtbare Generation« (Kahlert 2006: 107) eine Professur mit einer Voll- oder Teildenomination für Frauen- und Geschlechterforschung innehatten. Die Älteste unter ihnen ist Jahrgang 1934 und die Jüngsten wurden 1949 geboren; sie sind – mit wenigen Ausnahmen – mittlerweile emeritiert bzw. pensioniert.³ Diese Hochschullehrerinnen mussten sich mit

1 Der Begriff Hochschule umfasst Universitäten, Fachhochschulen und Pädagogische Hochschulen.

2 In dieser Arbeit wird durchgängig der Begriff »Frauen- und Geschlechterforschung« verwendet. Er schließt den in den 1970er-Jahren geprägten Begriff »Frauenforschung« ein, der heute allein kaum mehr verwendet wird, aber für die Hochschullehrerinnen, die in dieser Studie zu Wort kommen, noch Bedeutung hat. Ähnliches gilt für den Begriff »Frauenforschungsprofessuren«, der durch den Begriff »Genderprofessuren« ersetzt wurde. Die Begriffe »Gender« respektive »Gender Studies« stehen für »Geschlecht« und »Geschlechterforschung« und haben sich in den letzten Jahren weitgehend durchgesetzt (vgl. Braun/Stephan 2000; 2005; Höning 2004; Steffen 2006). Zum Begriff »Genderprofessuren« siehe Kapitel 1, S. 18ff. sowie insgesamt zum Wandel der Begrifflichkeiten Kapitel 3.1.3, S. 52ff. und Kapitel 4.2.6, S. 210ff.

3 Nach dem Erreichen der Altersgrenze für die Berufstätigkeit werden Professorinnen und Professoren heute nicht mehr emeritiert, sondern pensioniert. Die Emeritierung ist

Vorurteilen und Widerständen auseinandersetzen, die sich oft gegen Frauen im Wissenschaftsbetrieb überhaupt, insbesondere aber gegen die von ihnen behandelten Themen richteten. Sie haben wesentlich dazu beigetragen, Frauen als Forschende und Lehrende in der Wissenschaft sichtbar zu machen und die Frauen- und Geschlechterforschung in den Hochschulen institutionell zu verankern. Als Wegbereiterinnen für nachfolgende Generationen haben sie Pionierarbeit geleistet.

Mit 38 dieser insgesamt 65 Genderprofessorinnen an deutschsprachigen Hochschulen wurden zwischen Februar 2012 und September 2013 Interviews geführt. Die Aussagen der Gesprächspartnerinnen wurden thematisch geordnet und auszugsweise in einen kontextualisierenden Fließtext eingebunden. Zudem wurden wichtige Informationen der wissenschaftlichen Biografie jeder Einzelnen zu Kurzporträts zusammengefasst, die im Anhang abgedruckt sind.⁴

Als Pool für die Auswahl der Interviewpartnerinnen diente die Berliner »Datenbank für Professuren mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung an deutschsprachigen Hochschulen« (kurz: »Berliner Datenbank Genderprofessuren«).⁵ Die Gespräche wurden mithilfe eines zweigeteilten Interviewleitfadens strukturiert. Im ersten Teil des Interviews ging es darum, wie sich die Befragten die eigene akademische Laufbahn im Rückblick vergegenwärtigen und wie sie sich im Sinne Pierre Bourdieus⁶ im Feld der Wissenschaft positionieren konnten: Hatten sie bereits zu Beginn ihres Studiums bzw. ihrer wissenschaftlichen Qualifikationsphase Ziele, auf die sie hinarbeiten wollten? Gab es (weibliche) Vorbilder, die ihnen eine Orientierung geben konnten, und Personen oder Institutionen und Förderprogramme, durch die sie konkrete Unterstützung erfahren haben? Welche Motive lagen ihrer Bewerbung auf eine Frauenforschungs- bzw. Genderprofessur zugrunde? Inwieweit war diese Professur

faktisch nicht mehr möglich, da sie in den meisten Bundesländern gesetzlich nur noch erlaubt ist, wenn eine Erstberufung vor 1975 stattgefunden hat. Ausführliche Informationen zur Datengrundlage und zur Auswahl der Interviewpartnerinnen sind dem Kapitel 2, S. 24ff. zu entnehmen; siehe dazu auch die Tabellen im Anhang, S. 293ff.

4 Siehe S. 252ff.

5 Die Datenbank ist in Kapitel 2, S. 24ff. genauer beschrieben.

6 Pierre Bourdieu weist in *Ein soziologischer Selbstentwurf* (2002) darauf hin, wie wichtig es ist, »das Feld zu verstehen, mit dem und gegen das man sich entwickelt« (ebd.: 11), um den Verlauf der eigenen beruflichen – hier akademischen – Laufbahn nachvollziehen und beeinflussen zu können. Bourdieu spricht im Weiteren auch von »individuellen und kollektiven Flugbahnen« (ebd.: 94).

im unmittelbaren Fachkollegium und darüber hinaus in der Scientific Community eingebettet und angesehen? Haben sie für ihre wissenschaftliche Leistungen Anerkennung und Wertschätzung erfahren? Welche Einschränkungen und Behinderungen haben sie erlebt? Welche Bedeutung messen sie den Frauennetzwerken inner- und außerhalb der Hochschulen bei, die sie zum Teil selbst mit aufgebaut haben? Am Ende dieses berufsbiografischen ersten Gesprächsteils stand die Frage, ob die jeweilige Interviewpartnerin im Rückblick auf ihre Hochschultätigkeit ihren beruflichen Weg noch einmal so gehen würde, genauer: ob sie sich noch einmal auf eine Professur mit einer Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung bewerben würde.

Die berufliche Laufbahn der Genderprofessorinnen ist eng mit ihrem Engagement verbunden, die Frauen- und Geschlechterforschung als ein neues Forschungsfeld in den Hochschulen zu konturieren und institutional zu verankern. Im zweiten Teil des Gesprächs wurden die Interviewpartnerinnen deshalb gebeten, vor dem Hintergrund ihrer persönlichen Erfahrungen und Expertise sowohl die wissenschaftliche als auch die politische Bedeutung der Genderprofessuren an deutschsprachigen Hochschulen einzuschätzen: Haben diese Professuren die Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung maßgeblich mit vorangebracht und damit die Sichtbarkeit und Akzeptanz dieses Forschungsfelds erhöht? Reicht die Anzahl der derzeit vorhandenen Genderprofessuren im deutschsprachigen Raum⁷ ihrer Ansicht nach aus, um Frauen- und Geschlechterforschung theoretisch weiterentwickeln und mit entsprechenden Forschungs- und Infrastrukturprojekten strukturell verankern zu können? Wie steht es gegenwärtig um die Bereitschaft der Hochschulen, freiwerdende Genderprofessuren neu zu besetzen oder auch zusätzliche Genderprofessuren zu schaffen? Was ist davon zu halten, dass das Konzept der Vielfalt (Diversity) derzeit viel Aufmerksamkeit erhält und dass Frauen- und Geschlechterforschung bzw. Gender Studies zunehmend mit Diversity Studies eng verbunden werden? Sollten (mehr) Männer auf Genderprofessuren tätig sein? Besteht ein Unterschied zwischen der älteren Generation von »Genderforscherinnen«, die inzwischen die Hochschulen verlassen haben, und der jüngeren Generation, die zurzeit an den Hochschulen aktiv diesen Forschungsbereich vertritt und zu der inzwischen auch männliche Kol-

⁷ Zur Gesamtzahl der in der »Berliner Datenbank Genderprofessuren« registrierten Genderprofessuren im deutschsprachigen Raum siehe Kapitel 1, S. 18ff.

legen gehören? Gibt es einen Zusammenhang zwischen diesen Unterschieden und den veränderten Rahmenbedingungen an den Hochschulen?

Angesichts der Tatsache, dass die Gruppe der Befragten mit 38 Personen eher klein ist, liegt der Einwand nahe, dass ihre Erfahrungen und Einschätzungen nicht generalisierbar und deshalb nicht aussagekräftig sind. Zumindest vordergründig wird dieser Einwand noch verstärkt durch die deutlich erkennbaren Unterschiede zwischen den Interviewpartnerinnen im Hinblick auf persönliche Lebensentwürfe und konkrete Lebenswege. Sie gehen nicht nur auf Unterschiede in der familiären Herkunft und die damit verbundenen Sozialisationserfahrungen, sondern auch auf die Arbeitsbedingungen an den jeweiligen Hochschulen zurück, die wiederum in engem Zusammenhang mit der Hochschulpolitik der (Bundes-)Länder stehen. Hinzu kommt, dass auch die Fachdisziplinen, die von den Gesprächspartnerinnen vertreten werden, Denkstil, Sicht- und Handlungsweisen beeinflussen. Führt man sich jedoch das gesamte Material aus den Interviews vor Augen, ist über alle Unterschiede hinweg gleichwohl Vergleichbares erkennbar: Was diese Generation von Frauen verbindet, ist die überaus prägende Sozialisation durch die Neuen Frauenbewegungen, in deren Kontext sich die Frauen- und Geschlechterforschung entwickeln konnte. Die damit verbundene Umbruch- und Aufbruchstimmung hat alle Interviewten bewegt, ganz unabhängig davon, wie sie im Nachhinein die Zeit der 1960er- und 1970-Jahre bewerten.

Berechtigt ist auch der Hinweis darauf, dass die Genderprofessorinnen in »eigener Sache« sprechen. Insbesondere ihre Einschätzungen der Bedeutung von Genderprofessuren sind insofern subjektiv gefärbt, als sie wesentliche Aspekte ihrer beruflichen und wissenschaftlichen Identität gerade über eine solche Professur entwickelt haben. In den Gesprächen lassen die Interviewpartnerinnen allerding ein hohes Maß an Selbstreflexion erkennen, das sie befähigt, verschiedene Perspektiven einzunehmen und auf Distanz zu sich selbst und zum eigenen wissenschaftlichen Umfeld zu gehen.

Als erste Professorinnen mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung verfügen diese Frauen über einen reichhaltigen Schatz an Erfahrungen und Expertise. Mit ihrem Ausscheiden aus dem Hochschuldienst droht wertvolles Wissen verloren zu gehen. Zwar gibt es ein »institutionelles Gedächtnis«, ein über die Zeit gesammeltes Wissen, das etwa in Form von schriftlichen Aufzeichnungen, Dokumenten und Datenbanken in den Institutionen erhalten bleibt, auch wenn die Menschen, die dieses Wissen gesammelt haben, die Institution längst verlassen

haben. Aber die Institutionen verfügen nicht wirklich über ein Gedächtnis, sondern nur über Archive, die zudem von jenen gefüllt werden, die ein Interesse daran haben, dass ein von ihnen als wichtig erachtetes Wissen tradiert wird. Das Wissen um die Geschichte, hier der Entstehung und Entwicklung von Frauen- und Geschlechterforschung und deren institutioneller Verankerung in den Hochschulen, ist vielmehr im »kommunikativen Gedächtnis« der Akteurinnen vorhanden. Ihre Erzählungen werden durch die Verschriftlung zu kulturellem Kapital und damit dem Vergessen entzogen, sodass sie für ein erfolgreiches Handeln in der Gegenwart und für realistische Zukunftsvisionen nutzbar gemacht werden können.

Die Soziologin Sabine Hark sagt in einem vergleichbaren Kontext dazu:

Teil der Institution zu sein, deren Funktion die Produktion und Reproduktion von Wissen ist, bedeutet in unseren wissensbasierten Gesellschaften, an der kollektiven Gedächtnisbildung beteiligt zu sein. Dem steht freilich gegenüber, dass es die Institutionen sind, die steuern, was im Gedächtnis behalten wird und was nicht (Hark 2009: 26).

Dem wiederum ist hinzuzufügen, dass es die Menschen in den Institutionen sind, die steuern, welches Wissen als kulturelles Kapital anerkannt wird und erinnert werden soll.

In diesem Sinne sind die Aussagen der Hochschullehrerinnen als wichtige geschichtliche Zeugnisse zu werten. Sie haben es gelernt, ihre eigene berufsbiografische Laufbahn und Positionierung in der Wissenschaft zu reflektieren, und sie wissen die Möglichkeiten und Grenzen der Einflussnahme auf das Geschehen in den Hochschulen einzuschätzen. Der systematisierte Rückblick hält institutionelles Erfahrungswissen und damit ein Stück Wissenschaftsgeschichte fest. Zudem kann mit der Retrospektive nicht nur ein Generationenwechsel markiert und beschrieben, sondern auch der Dialog zwischen den Generationen befördert werden. Eine solche dialogische Verbindung zwischen den Generationen richtet sich wider den Traditionsbruch in der Frauen- und Geschlechterforschung.

Wie für die befragten Genderprofessorinnen wurde auch für mich das Thema »Frauen in der Wissenschaft« in den 1970er-Jahren relevant. Ich war Studentin der Soziologie an der Universität Bielefeld und Mitglied der Initiativgruppe für den Aufbau eines Zentrums für Frauenforschung an dieser Hochschule. Nach unzähligen intensiven Debatten über das Für und Wider der Institutionalisierung von Frauenforschung an den Hochschulen

konnte 1980 mit Zustimmung des Rektorats⁸ und der finanziellen Unterstützung durch das nordrhein-westfälische Ministerium für Wissenschaft und Forschung eine »Geschäftsstelle Frauenforschung« eingerichtet werden. Ihre Aufgabe bestand darin, nach dem Vorbild der interdisziplinären Bielefelder Universitätsschwerpunkte einen »Universitätsschwerpunkt Frauenforschung« vorzubereiten. Als Ergebnis dieser Vorarbeit wurde 1982 die »Interdisziplinäre Forschungsgruppe Frauenforschung« (IFF) bewilligt. Sie war zunächst auf vier Jahre befristet und wurde 1987 dauerhaft verankert. Sie trägt heute den Namen »Interdisziplinäres Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung« (IFF).

In diesem Kontext entstand eines der ersten Forschungsprojekte zum Thema »Frauen im Wissenschaftsbetrieb« an einer deutschen Hochschule, dessen wissenschaftskritische Fragestellungen durch die Neue Frauenbewegung inspiriert waren. Es wurde vom Ministerium für Arbeit, Soziales und Gesundheit des Landes Nordrhein-Westfalen zwei Jahre (1980–1981) finanziell unterstützt. Die Hochschullehrerin Christiane Schmerl⁹ hatte das Konzept für das Projekt entwickelt. Sie leitete das kleine Forschungsteam, das aus zwei Nachwuchswissenschaftlerinnen bestand: Anne Braszeit¹⁰ und mir. Ziel des Projekts war es, Daten und Forschungsmaterial zur Entwicklung des Frauenstudiums an deutschen Universitäten zusammenzutragen und die Anfänge der Bildung von Frauennetzwerken bis zum Jahr 1980 zu dokumentieren. Der zweite Teil dieser explorativen Studie bestand aus einer Auswertung von Interviews mit Studentinnen und Dozentinnen verschiedener Fachbereiche an Hochschulen in Nordrhein-Westfalen. Im Mittelpunkt der Befragung standen Studienmotivation, Erfahrungen mit den Anforderungen in Studium und in der wissenschaftlichen Arbeit, Einschätzungen zur Situation von Frauen an der Hochschule sowie Perspektiven für die Zukunft. Parallel dazu fand 1981 an der Universität Bielefeld

8 Karl Peter Grotzmeyer (1927–2007) wurde 1970 zum Rektor der neu gegründeten Universität Bielefeld gewählt und blieb in dieser Position 22 Jahre bis zu seiner Emeritierung. Er war Hochschullehrer für Mathematik, galt als reformfreudig und ausgesprochen beliebt.

9 Christiane Schmerl (Jg. 1945) ist Sozialpsychologin und war Hochschullehrerin für Erziehungswissenschaften an der Universität Bielefeld. Sie ist Gründungsmitglied des Bielefelder Frauenhauses und des Zentrums für Interdisziplinären Frauenforschung (IFF) der Universität Bielefeld. Ihre Arbeitsschwerpunkte sind Sozialisation, Geschlechterpsychologie, Drogenabhängigkeit, Frauen und Medien, Geschlechteranthropologie und Wissenschaftstheorie und Wissenschaftskritik (siehe Schmerl 2006).

10 Anne Braszeit (Jg. 1954) hat sich für die kommunale Gleichstellungspolitik qualifiziert und ist seit 1997 Gleichstellungsbeauftragte der Stadt Minden.

eine Tagung zum selben Thema statt. Die Ergebnisse des Projekts sowie die Tagungsbeiträge wurden 1983 veröffentlicht (U. Bock u.a. 1983a; 1983b).

1978 und damit nahezu zeitgleich mit den Aktivitäten an der Universität Bielefeld fasste das Berliner Abgeordnetenhaus den Beschluss, die Möglichkeit für die Einrichtung eines wissenschaftlichen Forschungs- und Studienschwerpunktes über Frauenfragen an einer Berliner Hochschule prüfen zu lassen. Dieser Prüfauftrag ging über den Politischen Senat an die Freie Universität. Das Kuratorium der Freien Universität bat daraufhin den damaligen Universitätspräsidenten Eberhard Lämmert¹¹, dafür Sorge zu tragen, dass die inhaltliche und organisatorische Konzeption einer solchen Einrichtung entwickelt wird. Daraufhin wurde eine sogenannte Planungsgruppe mit dieser Aufgabe betraut.

Nach einer zweijährigen Recherche empfahl diese Planungsgruppe die Gründung einer »Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung«, die landesweit unter dem Kürzel ZE bekannt wurde. Der Akademische Senat folgte der Empfehlung. Die Zentraleinrichtung wurde 1981 wie die IFF an der Universität Bielefeld ebenfalls zunächst für vier Jahre befristet gegründet und 1985 dann entfristet. Sie heißt heute »Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung« (ZEFG). Gemeinsam mit den inzwischen pensionierten Soziologinnen Elisabeth Böhmer und Johanna Kootz gehörte ich zum Gründungsteam; wenige Jahre später kam die Literaturwissenschaftlerin Anita Runge hinzu. Zusammen haben wir diese Einrichtung aufgebaut und ihr ein Profil gegeben. Erst ab 2000 wurde eine offizielle wissenschaftliche Leitung eingeführt. Als erste übernahm Prof. Dr. Johanna Bossinade (2000–2002) diese Position. Es folgten Prof. Dr. Marianne Braig (2003–2011) und Prof. Dr. Margreth Lünenborg (seit 2011).¹² Ihnen allen fühle ich mich verbunden, insbesondere aber dem letzten Team mit überwiegend jüngeren Mitarbeiterinnen: Klara Brenner, Pia Garske, Heike Pantelmann, Katharina Pühl und Inga Nüthen.

Die vorliegende Interviewstudie entstand am Ende meiner langjährigen Tätigkeit in der ZEFG. Dabei stand mir das ebenso reichhaltige wie viel-

11 Prof. Dr. Eberhard Lämmert war von 1976 bis 1983 Präsident der Freien Universität Berlin.

12 Zur Geschichte und Arbeit der Einrichtung siehe die Dokumentation *Kontinuität im Wandel. Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin (ZEFG) 1981–2015* (U. Bock 2014).

fältige »Geschlechter-Wissen«¹³ zur Verfügung, das in den zurückliegenden 40 Jahren geschaffen wurde. Nach der Konzeptionierung des theoretischen Rahmens und der Entwicklung des Interviewleitfadens war es mir ein Anliegen, auch die Interviews selbst durchzuführen. Da ich mich seit vielen Jahren in regionalen und überregionalen Frauennetzwerken bewege, war ich den Interviewpartnerinnen entweder persönlich bereits auf Tagungen und Kongressen begegnet oder kannte zumindest ihre Veröffentlichungen. Eine solche Nähe zum Forschungsgegenstand und zu den Befragten kann problematisch sein, sie kann sich aber auch als Vorteil erweisen. Sie hat beispielsweise dazu beigetragen, eine vertrauensvolle Gesprächsatmosphäre entstehen zu lassen. Distanz und Nähe stehen nicht zwangsläufig im Widerspruch zueinander. Sie können in eine produktive Balance gebracht werden, wenn (Selbst-)Reflexivität als unbedingte Grundhaltung den Wissenschaftsprozess bestimmt.

Meinen herzlichen Dank möchte ich an dieser Stelle vor allem den Hochschullehrerinnen aussprechen, die sich zu einem Interview mit mir bereit erklärt haben. Bei diesen Gesprächen bin ich auf so viel Interesse und freundliche Offenheit gestoßen, dass ich die Phase der »Datenerhebung« als ausgesprochen angenehm in Erinnerung habe. Die überwiegende Mehrheit der Interviewpartnerinnen war damit einverstanden, dass ich aus den transkribierten Interviews zitiere und die ausgewählten Zitate namentlich kennzeichne. Diese Autorisierung verleiht den Interviewpassagen ein besonderes Gewicht. Ich bedanke mich deshalb bei allen Befragten für das Vertrauen, das sie mir entgegengebracht haben.

Den Kolleginnen Prof. Dr. Cornelia Klinger, Prof. Dr. Eva Kreisky, Prof. Dr. Andrea Maihofer und Prof. Dr. Birgit Sauer danke ich für die Aufnahme der Studie in der Reihe *Politik der Geschlechterverhältnisse* im Campus Verlag. Ein Dank gilt ebenso der Verlagsleiterin des Bereichs Wissenschaft im Campus Verlag, Dr. Judith Wilke-Primavesi, für die freundliche und unkomplizierte Kommunikation zwischen meiner Lektorin, dem Verlag und mir. Der Lektorin Petra Schäfter von der Berliner Bürogemeinschaft *textetage* gilt mein besonderer Dank. Ihre Kompetenz, Texte verständlicher und lesbarer zu machen, und ihre ruhige Art, auf Mängel hinzuweisen und Nachbesserungen einzufordern, haben mich immer über-

13 Konzeptionelle Überlegungen zum Begriff »Geschlechter-Wissen« respektive »Gender-Wissen« wurden von Irene Dölling im Rahmen des von ihr geleiteten Forschungsprojekts »Vergeschlechtlichungsprozesse bei der Reform der kommunalen Verwaltung« ausgearbeitet (siehe Andresen u.a. 2003; Dölling 2007; dazu auch Wetterer 2008; 2009).

zeugt. Es war für mich sehr beruhigend, sie am Ende der Manuskriptüberarbeitung und -gestaltung an meiner Seite zu wissen.

Die Transkription der Audiodateien wurde von Sybille Sändig von *ops Berliner Mediendienste* übernommen. In der Phase der Daten-Recherche im Rahmen des deutschsprachigen Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung bekam ich auf Anfrage umgehend hilfreiche Antworten von Prof. Dr. Erna Appelt, Leiterin der Interfakultären Forschungsplattform der Universität Innsbruck »Geschlechterforschung: Identitäten – Transformationen – Diskurs«, Dr. Antke Engel vom Institut für Queer Theory in Berlin, Prof. Dr. Andrea Maihofer und PD Dr. Katrin Meyer vom Zentrum Gender Studies an der Universität Basel, Dr. Beate Kortendiek, Koordinatorin des Netzwerkes Frauen- und Geschlechterforschung in NRW an der Universität Duisburg-Essen, und Prof. Dr. Kerstin Dörhöfer, Architektin und Universitätsprofessorin a.D. für das Fachgebiet Architektur/Urbanistik an der Universität der Künste Berlin und Prof. Dr. Lerke Gravenhorst, Universität Minnesota (USA). Ihnen allen sage ich Dank für die unkomplizierte und produktive Zusammenarbeit.

Mit Angelika Schaser, Professorin für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Universität Hamburg, verbindet mich seit mehr als zwei Jahrzehnten eine intensive Freundschaft, zu der auch der regelmäßige Austausch über die Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung innerhalb und außerhalb der Hochschulen gehört. Ihr danke ich für die Treue und Verlässlichkeit wie auch für die vielen Diskussionen, die immer bereichernd sind. Ebenso bedanke ich mich bei meinem Lebenspartner Reinhard Börner. Seine unbedingte Unterstützung und Neugierde auf meine Arbeit wie auch die unzähligen Debatten am Abendtisch haben mir geholfen, Hürden zu nehmen und Entscheidungen zu treffen.

Darüber hinaus danke ich der Freien Universität Berlin für die finanzielle Unterstützung, die mir für das Projekt »Genderprofessuren an deutschsprachigen Hochschulen« gewährt wurde, und dem oben namentlich genannten Team der ZEFG für die Zeiten der ebenso freundschaftlichen wie konstruktiven Zusammenarbeit.

1 Was sind Genderprofessuren?

Professorinnen und Professoren verfügen über Definitions- und Entscheidungsmacht: Ihre Position ermöglicht es ihnen, Inhalte in Forschung und Lehre mitzubestimmen und die Hochschule entscheidend mitzugestalten. In diesem Sinne schreibt die Soziologin Sigrid Metz-Göckel:

Professorin zu sein heißt für mich, Macht als Ermöglichung zu begreifen, Leitungserfahrungen zu reflektieren, vor allem aber Macht zu haben, die Hochschule mitzugestalten (Metz-Göckel 2006: 78).

Seit Mitte der 1980er-Jahre werden an deutschsprachigen Hochschulen Professuren eingerichtet, zu deren Aufgabengebiet die Frauen- und Geschlechterforschung gehört. Zu Beginn wurden diese Professuren »Frauenforschungsprofessuren« genannt; heute ist meist verkürzt von »Genderprofessuren« die Rede.¹⁴ Seit Anfang der 1990er-Jahre gibt es die »Berliner Datenbank Genderprofessuren«, in der diese Professuren registriert werden.¹⁵ Mit Stand vom 20. Dezember 2014 sind in dieser Datenbank insgesamt 213 Genderprofessuren verzeichnet: 188 in Deutschland (davon 141 an Universitäten und 47 an Fachhochschulen), 18 sind für österreichische Hochschulen und sieben für Hochschulen in der Schweiz notiert.¹⁶ Diese Genderprofessuren verteilen sich auf über 30 Fachgebiete; 15 Genderprofessuren sind keiner Einzeldisziplin zugeordnet, in der Mehrzahl handelt es sich hierbei um internationale und interdisziplinäre Gastprofessuren.¹⁷

14 Zum Wandel der Begrifflichkeiten siehe Kapitel 3.1.3, S. 52ff. und Kapitel 4.2.6, S. 210ff.

15 Die Datenbank ist in Kapitel 2, S. 24ff. ausführlicher beschrieben.

16 Es handelt sich dabei um die zurzeit existierenden Genderprofessuren an deutschsprachigen Hochschulen. Mittlerweile gestrichene Professuren sind in diesen Zahlen nicht mehr enthalten.

17 Die »Berliner Datenbank Genderprofessuren« weist zehn interdisziplinär ausgerichtete unbefristete Gastprofessuren im deutschsprachigen Raum aus; siehe dazu Tabelle 6 im Anhang, S. 300. Der Anhang enthält darüber hinaus weitere tabellarische Darstellungen zu den Daten, die dieser Arbeit zugrunde liegen.

Der Anteil der expliziten Genderprofessuren an sämtlichen Professuren ist sehr gering. In Deutschland pendelt er zwischen 0,4 und 0,5 Prozent¹⁸ und hat sich seit dem Jahr 2000 nicht verändert.

Was aber macht eine Professur zur »Genderprofessur«? Jede definitorische Festlegung zieht Grenzen, die in dieser Schärfe in der Realität unter Umständen nicht existieren. In die »Berliner Datenbank Genderprofessuren« werden Professuren mit einer Voll- oder Teil-Denomination¹⁹ für Frauen- und Geschlechterforschung bzw. Gender Studies aufgenommen. Bei einer Voll-Denomination handelt es sich um eine Professur mit einer *expliziten* Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung (Beispiel: »Soziologie der Geschlechterverhältnisse«); bei einer Teil-Denomination wird eine entsprechende Aufgabenbestimmung als Zusatz formuliert (Beispiel: »Pädagogische Psychologie mit Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung«). Professuren, in deren Denomination Frauen- und Geschlechterforschung nicht erscheint, auch wenn die Beachtung des Gender-Aspekts im weitergehenden Ausschreibungstext als »erwünscht« formuliert ist, werden nicht als Genderprofessuren bezeichnet, da eine solche Formulierung keine verbindliche Verpflichtung seitens der Institution bedeutet (Beispiel: »Auf die Einbeziehung geschlechtsspezifischer Aspekte wird Wert gelegt.«) Ein wesentlicher Aspekt für die Definition einer Genderprofessur ist also die darin zum Ausdruck gebrachte Entscheidung der Hochschule, für den Bereich Frauen- und Geschlechterforschung eine hoch dotierte Stelle zu schaffen. Dass eine solche institutionelle Entscheidung getroffen wurde, wird dann angenommen, wenn der »Genderaspekt« in der Denomination genannt wird.

18 Diese Prozentzahl (eigene Berechnung) bezieht sich nur auf die Gesamtzahl der Professuren in Deutschland. Ende 2013 gab es laut Statistischem Bundesamt 45.013 hauptamtliche Professuren an deutschen Hochschulen (vgl. Statistisches Bundesamt 2014a: 40). Dazu wurden die 188 Genderprofessuren an deutschen Hochschulen ins Verhältnis gesetzt.

19 Mit der Denomination wird zum einen die Fachdisziplin benannt, in der eine Professur angesiedelt ist; zum anderen werden damit die Arbeitsfelder festgelegt, die der oder die Stelleninhaber/in in Forschung und Lehre vertreten sollen. Welche Denomination die Stellenausschreibung enthält, ist deshalb entscheidend dafür, welcher Kreis von Bewerber/innen für eine Professur angesprochen wird. Von der Denomination zu unterscheiden ist die Venia Legendi. Sie wird im Rahmen eines akademischen Prüfungsverfahrens erteilt und besagt, für welches wissenschaftliche Fach (Forschungsgebiet) die Berechtigung gilt, selbstständig zu unterrichten, wissenschaftliche Arbeiten anzuleiten und Prüfungen abzunehmen. Damit verbunden ist die Bezeichnung Privatdozent/in.

Von vornherein ausgenommen ist damit die unüberschaubare Anzahl von Wissenschaftlerinnen, die Frauen- und Geschlechterforschung in ihr wissenschaftliches Profil integriert haben, *ohne* von der Institution Hochschule einen entsprechenden Auftrag im Zusammenhang mit ihrer Professur bekommen zu haben. Ihre Anzahl übersteigt bei Weitem die Zahl der explizit so denominierten Genderprofessuren; dennoch sind ihre Professuren in der Datenbank nicht enthalten. Darunter sind auch Hochschullehrerinnen, die mit ihrem Engagement für die Frauen- und Geschlechterforschung innerhalb und außerhalb der Hochschulen Maßstäbe gesetzt haben und dafür öffentlich geehrt und ausgezeichnet wurden, sodass es Erstaunen hervorruft, dass sie zu keiner Zeit von einer Institution dazu beauftragt wurden. Ihrem Handeln liegt die persönliche Entscheidung zugrunde, sich primär oder mit einem Schwerpunkt im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung zu engagieren. Das trifft auch auf einige männliche Kollegen zu.

Eine Professur bringt ein relativ hohes Maß an Entscheidungsfreiheit über die inhaltliche Gestaltung der eigenen Forschung und Lehre mit sich. So ist es keineswegs garantiert, dass die Inhaber/innen einer expliziten Genderprofessur schwerpunktmäßig auch tatsächlich Frauen- und Geschlechterforschung betreiben. In der heutzutage üblichen Online-Präsentation ihrer Person und Tätigkeit haben manche Genderprofessor/innen den Genderaspekt aus der Denomination der Professuren entfernt. Es kommt auch vor, dass eine Genderprofessur lediglich als Sprungbrett für eine prestigeträchtigere Professur genutzt wird. Das ist insbesondere dann der Fall, wenn es sich nicht um eine reguläre, sondern eine aus Sondermitteln finanzierte Professur handelt. Es gibt eine Vielzahl von Motiven, sich in der fachlichen Profilierung öffentlich vom Forschungsfeld Frauen- und Geschlechterforschung zu distanzieren; unter Umständen kann diese Distanzierung auch schlicht als Ergebnis einer Antizipation von Karrierechancen in der Wissenschaft interpretiert werden.²⁰

Der verkürzte Begriff »Genderprofessur« ist weithin gebräuchlich und wird auch in der vorliegenden Studie verwendet, er wird aber in den Netzwerken der Frauen- und Geschlechterforschung nicht uneingeschränkt akzeptiert. Einige Stelleninhaber/innen von Professuren mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung oder auch Gender Studies betonen, dass sie keine *Gender*professur haben, sondern in erster Linie eine Professur für Soziologie oder für Erziehungswissenschaft

20 Siehe dazu auch Kapitel 4.1.11, S. 157ff., insbes. S. 161.

oder für Literaturwissenschaft und dass sie die »Genderperspektive« im Rahmen dieser Fachprofessur selbstverständlich als einen integralen Bestandteil ihrer Forschung und Lehre verstehen. »Für mich stand immer meine Verankerung in der Soziologie an erster Stelle; bevor ich Frauenforscherin bin, bin ich Soziologin« (Krais 2007: 228). Mit einem solchen Statement wird eine fremdbestimmte inhaltliche Einengung des persönlichen wissenschaftlichen Profils zurückgewiesen.

Des Weiteren geht es um die Einbettung der Genderprofessuren in den Einzelwissenschaften und es wird gegen Prozesse der Marginalisierung und Ghettoisierung der Professur im Fach und in der Fachgemeinschaft Position bezogen. Die Gefahr, dass Genderprofessuren an den Rand der Fachdisziplinen gedrängt werden, wird auch von denjenigen Genderprofessorinnen gesehen, die diesen Begriff selbstbewusst auf ihre Professur beziehen. »Wir wollen ja keine Ghettoprofessuren [...]. Sie sollen als Teil des eigenen Fachs begriffen werden. Das ist wirklich wichtig.«²¹ Wie Angelika Schaser und Falko Schnicke bezogen auf die Geschichtswissenschaft feststellen, betrachten selbst solche Professorinnen die Frauen- und Geschlechtergeschichte im Rückblick nicht als ihr Hauptarbeitsgebiet, die vor allem zu entsprechenden Themen publiziert und damit in der Zeit von 1970 bis 1990 an westdeutschen Universitäten »wichtige Beiträge zur Etablierung und Weiterentwicklung der Frauen- und Geschlechtergeschichte in verschiedenen Bereichen der Geschichtswissenschaft im deutschen Sprachraum und darüber hinaus« (Schaser/Schnicke 2014: 87)²² geleistet haben. Sie vermuten deshalb, »dass dieses Etikett als einengend und marginalisierend empfunden und bis heute gefürchtet wird, dass dahinter die Themenbreite, die Materialkenntnis sowie die unterschiedlichen geschichtswissenschaftlichen Ansätze der Autorinnen verschwinden würden« (ebd.).

21 Aus dem Interview mit Christina von Braun, geführt am 22.8.2012 von Ulla Bock in Berlin.

22 Für ihren Aufsatz haben Angelika Schaser und Falko Schnicke neben statistischem Material auch Interviews ausgewertet, die Angelika Schaser zwischen 2011 und 2013 mit acht etatisierten und zwei nicht etatisierten Professorinnen (Titularprofessorinnen) der Geschichtswissenschaft geführt hat, die inzwischen aus dem aktiven Hochschuldienst ausgeschieden sind. Vier von ihnen hatten jeweils mehrere Jahre eine Professur mit einer (Teil-)Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung inne (Gisela Bock, Karin Hausen, Annette Kuhn, Regina Wecker). Die übrigen haben ohne eine solche Denomination ihren Arbeitsschwerpunkt auch im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung gelegt (Johanna Bleker, Ursula Nienhaus, Adelheid von Saldern, Hanna Schissler, Barbara Vogel und Heide Wunder).

Der Politikwissenschaftler Klaus von Beyme verglich Anfang der 1990er-Jahre die ersten »Frauenforschungsprofessuren« (er sprach von »Frauenlehrstühlen«) mit »Konkordatslehrstühlen«, die künftig lediglich eine »Arabeske in einer weiterhin dominanten Männerwelt« (von Beyme 1991: 216) gewesen sein werden. Der darin enthaltene Vorwurf des Partikularen, Unwissenschaftlichen und Politischen, der der Frauen- und Geschlechterforschung heute noch zuweilen gemacht wird und damit auch die Professuren für dieses Wissenschaftsfeld diskreditiert,²³ hat »bei ganz vielen Kolleginnen zu Konversion, zu Absetzbewegungen geführt, weil sie das nicht ertragen haben«, schreibt Gudrun-Axeli Knapp (zit. in: Krais 2007: 223).

Die Praxis, das Dominante zum Allgemeinen zu erheben und das Unterlegene zum Besonderen zu erklären (dazu Heintz 2003), zeigt sich auch in der Tendenz, die Genderprofessuren in den Einzelwissenschaften unter dem Gesichtspunkt des Partikularen zu betrachten, die den Kern der kritischen Auseinandersetzungen über den Begriff »Genderprofessuren« bildet. Im Sinne einer »Reklamierung eines Ortes des Allgemeinen«, wie Gudrun-Axeli Knapp²⁴ es nennt, argumentiert auch die Historikerin Gisela Bock. Für sie gehört die »Frauengeschichte« zur »Allgemeinen Geschichte« und ist keine »Besonderheit«. Wenn es um die Feststellung des Allgemeinen und des Besondern geht, dann gehört

meine Frauengeschichte zum Allgemeinen [...]. Ich habe in meiner Geschichtsschreibung immer wieder argumentiert, dass es nicht angeht, dass die Frauen in der Geschichte auf das Besondere reduziert werden, während die Männer für das Allgemeine stehen. [...]. Die Bezeichnung »Allgemeine Geschichte« war mir sehr wichtig und galt mir als ein Anspruch, die Frauengeschichte als genauso allgemein zu sehen wie den Rest der Geschichte.²⁵

23 Zuletzt versuchten Harald Martenstein (2013) und Heike Diefenbach (2013) mit falschen Zahlangaben und kruden historischen Bezügen, Genderprofessuren zu diffamieren. Heike Diefenbach meint, die Wissenschaft vor ideologischer Unterwanderung durch »Genderlehrstühle« schützen zu müssen, indem sie für deren Abschaffung plädiert. »Diese Lehrstühle zu streichen, wäre [...] keine Einschränkung der Forschungsfreiheit in der Wissenschaft [...], sondern es wäre eine Maßnahme, um die Wissenschaft vor ideologischer Übernahme zu schützen, wie sie in Nazi-Deutschland und ebenso in der DDR (Marxismus-Leninismus-Kurse) stattgefunden hat [...]« (ebd.). Im weiteren Verlauf ihrer Polemik entwickelt Heike Diefenbach konkrete Vorschläge, wie die Abschaffung der Genderprofessuren »sozial verträglich« vollzogen werden könnte.

24 Aus dem Interview mit Gudrun-Axeli Knapp, geführt am 23.5.2013 von Ulla Bock in Berlin.

25 Aus dem Interview mit Gisela Bock, geführt am 8.6.2012 von Ulla Bock in Berlin. Zu der Kontroverse um die Etablierung der »Frauengeschichtsschreibung« in Deutschland,

Doch entgegen aller Widrigkeiten hat die Einrichtung von Genderprofessuren maßgeblich dazu beitragen, ein reichhaltiges »Geschlechter-Wissen« zu schaffen, das Netzwerk der Frauen- und Geschlechterforschung mit einer Vielzahl von Projekten zu verdichten und mit vielfältigen Formen der Institutionalisierung in den Hochschulen zu verankern, sodass dieses wissenschaftliche Feld aus den Akademien nicht mehr wegzudenken ist.

Wir können auch mit Stolz darauf blicken, welchen Reichtum an Konzepten, an theoretischen Debatten, an empirischen Ergebnissen die Frauen- und Geschlechterforschung in der kurzen Zeit ihrer Existenz hervorgebracht hat. So hat sie mit ihrer entwickelten Begrifflichkeit und in unzähligen Untersuchungen aufgezeigt, wie profund sich Forschungsergebnisse verändern, wenn [...] eingeführte Gegenstände und Untersuchungsfelder mittels der Kategorie »Geschlecht« neu konstruiert werden.²⁶

Die Etablierung von Professuren, deren Aufgabenprofil explizit Frauen- und Geschlechterforschung enthält, gilt denn auch als ein zentrales Charakteristikum für die Durchsetzungsphase im Prozess der Institutionalisierung und Professionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an den deutschsprachigen Hochschulen in den 1980er- und 1990er-Jahren (Hagemann-White 1995; Hark 2005; U. Bock 1998; Heitzmann 2010).

die Anfang der 1980er-Jahre an der Universität Bielefeld geführt wurde und bundesweit Beachtung fand, siehe auch Schaser/Schnicke 2014: 87ff.

26 Irene Dölling in einem Gespräch über »Selbstreflexivität in der Frauen- und Geschlechterforschung«, abgedruckt in: U. Bock u.a. 2007: 230f.

2 Datengrundlage

Hauptdatenquelle für die vorliegende Studie ist die Berliner »Datenbank für Professuren mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung an deutschsprachigen Hochschulen« (»Berliner Datenbank Genderprofessuren«).²⁷ Sie wurde von der Autorin im Rahmen ihrer Tätigkeit in der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung (ZEFG) an der Freien Universität Berlin Anfang der 1990er-Jahre aufgebaut und seitdem kontinuierlich gepflegt. Zunächst wurden nur die entsprechenden Professuren an deutschen Universitäten erfasst. In Kooperation mit dem Center of Excellence Women and Science (CEWS) – einem Arbeitsbereich des Leibniz-Instituts für Sozialwissenschaften (GESIS) – wurde diese Datenbank 2009 um die Daten der Professuren an Fachhochschulen²⁸ erweitert; entsprechende Professuren an österreichischen und schweizerischen Hochschulen werden seit 2010 aufgenommen. Der »Berliner Datenbank Genderprofessuren« liegt damit eine Vollerhebung der »Genderprofessuren« an deutschsprachigen Hochschulen (Deutschland, Österreich, Schweiz) zugrunde. Eine erste *quantitative* Auswertung – mit Stand Juli 2010 – wurde 2011 veröffentlicht (U. Bock u.a. 2011). Die Datenbank enthält auch Informationen zu den Professuren, deren Stelleninhaberinnen inzwischen emeritiert bzw. pensioniert sind. Diese Datensätze sind jedoch nicht öffentlich einsehbar.

27 Die Datenbank kann über die Homepage der ZEFG an der Freien Universität Berlin abgerufen werden; siehe <http://www.zefg.fu-berlin.de/Datenbanken/Genderprofessuren/index.html>.

28 Unter Fachhochschulen sind Fach-, Verwaltungs-, pädagogische, künstlerische und Sporthochschulen zusammengefasst. Kooperationspartnerin auf Seiten des CEWS war Inken Lind. Sie ist heute Professorin für »Psychologie mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung« am Institut für Geschlechterstudien (IFG) der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften an der Fachhochschule Köln.

2.1 Grundgesamtheit

Die Grundgesamtheit bilden demnach alle 64 Professuren mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung an deutschsprachigen Hochschulen (Deutschland, Österreich und Schweiz), die seit Anfang der 1980er-Jahre eingerichtet wurden, sowie deren erste Stelleninhaberinnen, die bis zum Ende des Sommersemesters 2014 den aktiven Hochschuldienst beendet haben.²⁹ Vier Stelleninhaberinnen wurden zur Grundgesamtheit gezählt, obwohl sie dieses letztgenannte Kriterium nicht erfüllen: Drei Professorinnen wurden vor Eintritt des Ruhestandes zu Seniorprofessorinnen ernannt und eine weitere wird aufgrund einer landesspezifischen Regelung nicht wie sonst üblich im Alter von 65, sondern erst mit 68 Jahren pensioniert.³⁰ Damit ergibt sich eine Gesamtzahl von 65 Stelleninhaberinnen.

Die Diskrepanz zwischen der Zahl der Stellen (64) und der Stelleninhaberinnen (65) geht darauf zurück, dass fünf Hochschullehrerinnen³¹ nacheinander zwei verschiedene Stellen innehatten, dass die beiden 1984 und 1985 an der Freien Universität Berlin eingerichteten befristeten Teilzeitprofessuren nacheinander mit drei bzw. vier Wissenschaftlerinnen besetzt waren und dass auf eine Professur an der Universität Münster zwei Stelleninhaberinnen kommen.³²

Von den 64 Stellen waren 61 an einer deutschen Hochschule, eine an einer Hochschule in der Schweiz (Basel) und zwei in Österreich (Innsbruck und Graz) angesiedelt. Im Vergleich zu Deutschland wurden in der Schweiz und in Österreich die ersten Genderprofessuren erst relativ spät eingerichtet, sodass es bis dato erst zwei Genderprofessorinnen in Österreich³³ und

29 Zwar gibt es inzwischen auch männliche Kollegen, die eine Genderprofessur innehaben (vgl. hierzu Kapitel 4.2.7, S. 220ff.), in der Gruppe der bereits Emeritierten bzw. Pensionierten sind sie jedoch noch nicht vertreten.

30 Weil Professoren/innen in Niedersachsen seit dem 1. Januar 2007 bis zur Vollendung des 68. Lebensjahres arbeiten müssen, wenn sie zum 1. Januar 2007 noch keine 60 Jahre alt waren, wird Ilona Ostner erst Ende 2015 pensioniert. Sie wurde dennoch in die Gruppe der Interviewten aufgenommen, weil sie die erste war, die auf eine Frauenforschungsprofessur an einer deutschen Hochschule berufen wurde.

31 Es handelt sich um Johanna Bossinade, Carol Hagemann-White, Marlies Janz, Ilona Ostner und Brigitte Young.

32 Die Verteilung der Stelleninhaberinnen auf die Professuren ist Tabelle 1 im Anhang, S. 293ff. zu entnehmen.

33 Claudia von Werlhof hatte von 1988 bis 2011 die Professur mit der Denomination »Politisches System Österreichs mit besonderer Berücksichtigung der Frauenforschung«

eine in der Schweiz³⁴ gibt, die bis Ende des Sommersemesters 2014 pensioniert waren.

Die Mehrzahl der Professuren in der Grundgesamtheit hat eine Teil-Denomination (46) und deutlich weniger (18) haben eine Voll-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung. Die meisten Professuren mit einer Voll-Denomination wurden im Fach Soziologie eingerichtet. Diese Genderprofessuren sind in insgesamt 16 Fächern angesiedelt, aber zwei Drittel davon (46) verteilen sich auf nur vier Fächer: Soziologie (Sozialwissenschaften) (19), Erziehungswissenschaften (10), Literaturwissenschaft (10) und Politikwissenschaft (7). Eine Professur hat eine fachübergreifende Denomination für »Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung«.³⁵

54 der 64 Professuren wurden an einer Universität und neun an einer Fachhochschule geschaffen; nur eine einzige Professur wurde an einer Pädagogischen Hochschule eingerichtet. Die 61 an deutschen Hochschulen angesiedelten Genderprofessuren finden sich in zehn Bundesländern, über die Hälfte (35 von 61) entfällt allerdings allein auf Nordrhein-Westfalen und Berlin. Noch heute existieren in diesen beiden Bundesländern die meisten Genderprofessuren.³⁶ Nach der Emeritierung bzw. Pensionierung der Stelleninhaberinnen wurden bis zum Ende des Sommersemesters 2014 37 der 64 Professuren gestrichen und 27 konnten – zum Teil nach längerer Vakanz – erneut ausgeschrieben und besetzt werden.

In den ersten beiden Jahrzehnten waren es ausnahmslos Frauen, die auf Frauenforschungsprofessuren bzw. Genderprofessuren berufen wurden. Erst 2002 wurde erstmals eine Genderprofessur mit einem Mann besetzt. Es war die Professur für »Soziologie und Gender Studies« am Institut für

am Institut für Politikwissenschaft der Universität Innsbruck inne, die als die erste »Genderprofessur« an einer Österreichischen Hochschule gilt. Von 2005 bis 2014 war Angelika Wetterer Professorin für »Soziologie der Geschlechterverhältnisse« an der Universität Graz. Zu Genderprofessuren in Österreich siehe auch Kapitel 3.1.4, S. 58ff.

34 Regina Wecker bekleidete diese Professur für »Frauen- und Geschlechtergeschichte« an der Universität Basel von 1997 bis 2009. Schon 1996 war an der Universität Basel die Professur für »Gender Studies im anglophonen Bereich« am Englischen Seminar geschaffen worden, die noch bis 2016 mit der Literaturwissenschaftlerin Therese Steffen besetzt ist. Zu Genderprofessuren in der Schweiz siehe auch Kapitel 3.1.4, S. 60ff.

35 Vgl. Tabelle 3 im Anhang, S. 298.

36 Siehe Tabelle 1 und 2 in der »Berliner Datenbank Genderprofessuren«, http://www.zefg.fu-berlin.de/Datenbanken/Genderprofessuren/tabellarische_zusammenfassungen/tabelle_5_disziplinaere_verortung.html; siehe hierzu auch Kapitel 3.1.2, S. 44ff.

Soziologie der Ludwig-Maximilians-Universität München.³⁷ Unter den 25 wiederbesetzten Genderprofessuren der Grundgesamtheit sind drei männliche Kollegen, die die Nachfolge von pensionierten Hochschullehrerinnen angetreten haben.³⁸

Was die Besoldung³⁹ angeht, handelt es sich bei der Mehrzahl der Professuren (42) aus der Grundgesamtheit um C3-Professuren (heute: W2-Professuren), nur 16 sind C4-Professuren (heute: W3-Professuren). Drei sind C2- und drei weitere sind Sonderprofessuren, die an der Freien Universität Berlin für eine begrenzte Zeit existierten.⁴⁰ Bei den 25 Stellen, die neu ausgeschrieben wurden, blieb es im Wesentlichen bei der bisherigen Besoldung: Lediglich eine Professur wurde von C4/W3 auf W2 *herabgestuft* und eine weitere wurde von C3/W2 auf W3 *hochgestuft*.

2.2 Ausgewählte Interviewpartnerinnen (Sample)

Aus der Grundgesamtheit von 65 Genderprofessorinnen wurden 38 Personen ausgewählt. Bei der Auswahl wurde darauf geachtet, dass möglichst viele unterschiedliche Fachdisziplinen sowie die verschiedenen Hochschulformen (Universitäten und Fachhochschulen) und (Bundes-)Länder angemessen vertreten sind. Als die Interviews durchgeführt wurden, gab es in den Ländern Österreich und Schweiz erst zwei Hochschullehrerinnen, die eine Professur mit einer Teil- oder Voll-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung innehatten und pensioniert worden waren. Daher

37 Von 2002 bis 2006 war Stefan Hirschauer Stelleninhaber, seit 2008 hat Paula-Irene Villa diese Professur inne. Stefan Hirschauer folgte 2006 einem Ruf auf die Professur für »Soziologische Theorie und Gender Studies« an die Universität Mainz.

38 Michael Meuser wurde 2007 als Nachfolger von Ursula Beer auf der Professur für »Soziologie der Geschlechterverhältnisse« an der Technischen Universität Dortmund berufen; Christian von Tschischke bekam 2007 den Ruf auf die Professur für »Romanische Literaturwissenschaft und Gender-Studies« an der Universität Siegen, die zuvor Renate Kroll hatte, und Jörn Steigerwald bekam 2013 den Ruf auf die Professur für »Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft (Komparatistik) unter Berücksichtigung der Gender Studies«, die zuvor Gisela Ecker innehatte. Bis Ende 2014 hat sich die Zahl der männlichen Stelleninhaber von Genderprofessuren auf zehn erhöht; von diesen sind sieben neu geschaffene Professuren; siehe auch Kapitel 4.2.7, S. 220ff.

39 Zur Besoldungsstruktur(reform) siehe Kapitel 3.2, S. 63.

40 Zu diesen »Sonderprofessuren« siehe S. 48f.

ist in diesem Sample nur eine Professorin aus der Schweiz aufgenommen.⁴¹ Die 38 Hochschullehrerinnen wurden schriftlich um ein Interview gebeten; alle erklärten sich ohne Weiteres dazu bereit.

Diese 38 Hochschullehrerinnen bekleideten insgesamt 39 Professuren (Stellen). Die Differenz zwischen der Zahl der Hochschullehrerinnen und der Zahl der Stellen kommt dadurch zustande, dass fünf Professorinnen nacheinander zwei unterschiedliche Professuren bekleideten und drei Professuren nacheinander von verschiedenen Hochschullehrerinnen besetzt wurden. Im Folgenden werden zunächst die in die Studie einbezogenen Professuren (Stellen) beschrieben, dann wird die Gruppe der befragten Professorinnen (Stelleninhaberinnen) vorgestellt und das methodische Vorgehen erläutert.

2.2.1 Professuren (Stellen)

Die 39 Professuren, die in das Sample eingegangen sind, wurden zwischen 1983 und 2003 eingerichtet. Davon waren 38 in zehn deutschen Bundesländern angesiedelt, in Nordrhein-Westfalen und Berlin allein 21; eine Professur war an der Universität Basel (Schweiz) institutionalisiert. Wie in der Grundgesamtheit, verteilen sich auch diese 39 Professuren auf 16 Fächer und die überwiegende Mehrheit, nämlich 23, sogar auf nur drei Fächer: Soziologie/Sozialwissenschaften (12), Literaturwissenschaft (6) und Erziehungswissenschaft (5).⁴²

Von den 39 Professuren hatten 15 eine Voll-Denomination und 24 eine Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung. Der Großteil (26 von 39) waren C2- und C3-Professuren, nur zehn waren C4-Professuren und drei waren Sonderprofessuren, die es in dieser Form heute nicht mehr gibt.

23 der 39 Professuren des Samples wurden inzwischen gestrichen.⁴³ Die übrigen 16 Professuren existieren heute noch; davon wurden 14 mit gleicher oder veränderter Denomination (aber nach wie vor mit einem

41 Es handelt sich um Regina Wecker (Basel/Schweiz); siehe auch Anm. 34.

42 Siehe Tabelle 3 im Anhang, S. 298.

43 Meistens, aber nicht immer war der Wegfall ersatzlos. So betont beispielsweise die Historikerin Regina Wecker, dass ihre Stelle zwar gestrichen und eine neue geschaffen wurde, die in der Denomination den Genderaspekt nicht mehr ausweist (vgl. Anm. 127), dass sie aber letztlich mit der Besetzung durch Berufung von Caroline Arni auf diese Professur vollkommen zufrieden ist.

expliziten Genderbezug) neu ausgeschrieben und besetzt. Bei zwei Professuren wurde der Genderaspekt nicht mehr in die Denomination aufgenommen, im Prozess der Neubesetzung wurde aber darauf geachtet, dass die Professur mit einer Person besetzt wird, die den Genderaspekt in das eigene Qualifikationsprofil integriert hat.⁴⁴

2.2.2 Professorinnen (Stelleninhaberinnen)

Die 38 interviewten Hochschullehrerinnen sind zwischen 1934 und 1949 geboren. Sie haben zwischen 1959 und 1991 promoviert,⁴⁵ zwischen 1973 und 2000 habilitiert⁴⁶ und mit einer Ausnahme⁴⁷ zwischen 1999 und 2014 mit der Emeritierung oder Pensionierung ihre offizielle Hochschultätigkeit beendet. Von diesen 38 Professorinnen sind 25 verheiratet oder verheiratet gewesen,⁴⁸ zehn sind ledig und drei sind verpartnert; 19 Professorinnen sind kinderlos und 19 haben ein Kind oder mehrere Kinder.⁴⁹

44 Interessanterweise ist bei den Professuren, die nach der Pensionierung der ersten Stelleninhaberin mit gleicher oder nur leicht veränderter Denomination neu ausgeschrieben und wieder besetzt werden konnten, der Anteil der ehemaligen C4-, heute W3-Professuren relativ hoch. Es ist zu vermuten, dass die Hochschullehrerinnen, die eine Professur der höchsten Besoldungsgruppe innehatteten, auch über ein gutes *academic standing* (Macht und Einfluss) verfügten, das es erleichterte, den Prozess der Neuaußschreibung ihrer Stelle noch erfolgreich zu lenken. Wenig verwunderlich ist, dass alle Sonderprofessuren aus den Institutionen wieder verschwunden sind, was nicht heißt, dass sie zur gegebenen Zeit nicht bedeutend waren, sowohl für die Prozesse der Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung als auch für die Stelleninhaberinnen. Einige Kolleginnen konnten sie als Sprungbrett nutzen, um auf eine unbefristete Professur zu gelangen.

45 Eine Interviewpartnerin, die eine Professur an einer Fachhochschule besetzte, ist nicht promoviert und auch nicht habilitiert.

46 Acht Professorinnen haben keine Habilitationsschrift verfasst, sondern mit mehreren Publikationen kumulativ habilitiert oder es wurden ihnen habilitationsadäquate Leistungen anerkannt.

47 Siehe Anm. 30.

48 Neun sind geschieden und zwei sind verwitwet.

49 Acht Professorinnen haben ein Kind, weitere acht Kolleginnen haben zwei Kinder und drei haben drei Kinder.

Kurzporträts

Zu allen Interviewpartnerinnen wurden umfangreiche berufsbiografische Porträts erstellt und anschließend zur Autorisierung vorgelegt.⁵⁰ Die Erfassung der Daten erfolgte auf der Grundlage einer Matrix, um die Porträts einheitlich zu gestalten. Für die Veröffentlichung wurden die Porträts gekürzt. Jedes dieser im Anhang abgedruckten Kurzporträts⁵¹ enthält Daten zur fachlichen Ausrichtung des Studiums und zu den Stationen der wissenschaftlichen Qualifikation: Abschluss des Studiums, Promotion und Habilitation. Des Weiteren geben sie Aufschluss über die Denomination, die fachliche und institutionelle Ansiedlung sowie die Vertragsdauer der Genderprofessur, die die Porträtierte innehatte, und auch darüber, ob die Stelle nach der Emeritierung respektive Pensionierung der Stelleninhaberin gestrichen wurde oder mit der gleichen oder einer vergleichbaren Denomination wieder neu ausgeschrieben und besetzt werden konnte. Aus Platzgründen ausgespart blieben Zeiten der Berufstätigkeit, die vor dem Studium oder vor dem Ruf auf eine Professur lagen. In den Porträts sind ferner die Arbeitsschwerpunkte der Gesprächspartnerinnen genannt. Darüber hinaus werden Mitherausgeberschaften und Mitgliedschaften im Beirat von Fachzeitschriften wie auch wissenschaftspolitische Aktivitäten und Mitgliedschaften in Fachgesellschaften und Netzwerken ausgewiesen. Abschließend sind Auszeichnungen, zu denen auch Stipendien gezählt wurden, und weitere Professuren (einschließlich Gastprofessuren, Vertretungsprofessuren und Gastdozenturen) der Interviewpartnerinnen aufgelistet. Die Informationen über die jeweilige Besoldungsgruppe der Professur wurden weggelassen; statistische Angaben hierzu lassen sich aber einer Tabelle im Anhang entnehmen.⁵² Auf Wunsch der Gesprächspartnerinnen wurden einzelne Daten aus den veröffentlichten Porträts gestrichen.

Interviews

Vor dem Interview wurde allen Gesprächspartnerinnen ein Fragebogen ausgehändigt, mit dem soziodemografische und berufsbiografische Daten erhoben wurden. Sie bildeten die Grundlage für die Kurzporträts. Am

50 Von zwei Interviewpartnerinnen liegt eine solche Autorisierung nicht vor, deshalb sind ihre Kurzporträts ausnahmslos aus Daten zusammengestellt, die im Internet veröffentlicht sind.

51 Siehe S. 252ff.

52 Siehe Tabelle 4, S. 299.

Ende des Fragebogens wurden die Genderprofessorinnen darum gebeten, sich schriftlich damit einverstanden zu erklären, dass das Interview aufgezeichnet und transkribiert wird und dass daraus namentlich gekennzeichnete Zitate entnommen werden können. An dieser Stelle konnten die Interviewpartnerinnen auch ihren Wunsch vermerken, anonym zu bleiben. Von dieser Möglichkeit machte eine Hochschullehrerin Gebrauch.

Die Interviews wurden in der Zeit vom Februar 2012 bis September 2013 durchgeführt und aufgezeichnet.⁵³ Sie dauerten im Mittel 1 Stunde und 20 Minuten.⁵⁴ Alle Audioaufzeichnungen wurden transkribiert und die Texte anschließend sprachlich bereinigt.⁵⁵ Es handelt sich um thematisch fokussierte Interviews, die mithilfe eines zweiteiligen Interviewleitfadens strukturiert wurden. Der erste Teil des Leitfadens enthält Fragen zur berufsbiografischen Entwicklung der Interviewten. Der zweite Teil beschäftigt sich damit, wie die Gesprächspartnerin die wissenschaftspolitische Bedeutung von Genderprofessuren einschätzt. Der zweite Fragenkomplex bezog sich sowohl auf die Zeit, in der die Befragten selbst an der Entwicklung des wissenschaftlichen Bereichs der Frauen- und Geschlechterforschung beteiligt waren, als auch auf die Gegenwart.

Einer solchen vorbereiteten Gesprächsstrukturierung liegen immer heuristische Annahmen zugrunde (vgl. Meuser/Nagel 2002: 90), die vorab ermittelt und in Themenkomplexe und Fragestellungen übersetzt wurden. In diesem Sinne waren die Gespräche zwar durch den Leitfaden gelenkt; es wurde aber darauf geachtet, die Gesprächssituation so weit offen zu halten, dass für die Interviewpartnerinnen genügend Raum blieb, eigene Gedankenverläufe zu entfalten und Informationen zu geben, die ihnen im gegebenen Kontext relevant erschienen. Sie konnten eigene Themen ansprechen, die nicht direkt durch den Leitfaden initiiert waren, und dazu individuelle Gedanken und Sichtweisen extemporieren.

53 Die Audioaufzeichnungen aller Interviews sowie die Transkriptionen wurden zusammen mit den Kurzporträts der Interviewpartnerinnen im Frühjahr 2015 dem Zentralen Archiv der Freien Universität Berlin übergeben.

54 Das kürzeste Interview dauerte 50 Minuten und das längste 2 Stunden und 15 Minuten.

55 Lautsprachliche Äußerungen wurden weggelassen und Satzbaufehler geglättet, um die Lesbarkeit zu erhöhen. Teilweise wurden Namen, Wiederholungen oder auch unverständliche Passagen weggelassen; die Auslassungen sind mit dem Zeichen [...] versehen. Zum besseren Verständnis wurden teilweise auch Erläuterungen in eckigen Klammern hinzugefügt.

3 Zeiten des Umbruchs und des Aufbruchs

Das waren diese Aufbruchsmomente, das kann man schwer erläutern. Das war wie so ein Sturmwind, der auf einmal Blätter zusammengewirbelt hat, die vorher gar nicht geahnt haben, dass sie existieren. Das ist nicht nachholbar, das ist passé (Karin Hausen).⁵⁶

»Zeiten des Umbruchs – Zeit zur Reflexion« lautet die Überschrift der Einleitung zum Sammelband *Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs* (Aulenbacher/Riegraf 2009), einer Festschrift aus Anlass des 60. Geburtstags der Soziologin Ursula Müller. Mit dieser Publikation wird eine Sozialwissenschaftlerin geehrt, die von 1989 bis 2011 an der Universität Bielefeld eine Professur mit der Denomination »Sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung«⁵⁷ innehatte. Damit gehört Ursula Müller zu den »Pionierinnen«, der ersten Generation von Wissenschaftlerinnen, die mit einer Professur für Frauen- und Geschlechterforschung Pionierarbeit geleistet haben.

Den Begriff »Pionierinnen« finden wir auch in dem von der Soziologin Ulrike Vogel 2006 herausgegeben Band *Wege in die Soziologie und die Geschlechterforschung*. Es handelt sich um eine Sammlung autobiografischer Notizen von 23 Soziologinnen und Sozialwissenschaftlerinnen, die zwischen 1935 und 1949 geboren wurden und seit Mitte der 1970er-Jahre nicht nur einen Weg in die Soziologie gefunden, sondern sich auch für die theoretische Ausdifferenzierung der Frauen- und Geschlechterforschung und deren

56 Aus dem Interview mit Karin Hausen, geführt am 24.7.2012 von Ulla Bock in Berlin.

57 Die erste Denomination dieser Professur lautete »Sozialwissenschaftliche Frauenforschung«. Ursula Müller vertrat diese Professur bereits im Wintersemester 1988/89, bevor sie 1989 berufen wurde. In der zweiten Denomination derselben Professur wurde der Begriff *Frauenforschung* zu *Geschlechterforschung* erweitert. Nach der Pensionierung von Ursula Müller im Jahr 2011 wurde die Stelle mit der abermals veränderten Denomination »Geschlechtersoziologie« neu ausgeschrieben und 2012 mit Tomke König besetzt. Es handelt sich um eine der wenigen Professuren mit einer Voll-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung, die bereits eine längere Tradition aufweist.

institutionelle Verankerung an den Hochschulen eingesetzt haben, auch dann, wenn dieser Lehr- und Forschungsbereich *nicht* Teil der Denomination ihrer Professur war.

Die Sozialwissenschaften werden immer wieder als die Referenzdisziplinen der Frauen- und Geschlechterforschung genannt (Hark 2005: 235). Insbesondere die Soziologie kann im Zusammenhang mit der Etablierung und Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung in den Hochschulen zu Recht vorrangig genannt werden, weil in diesem Fach bis heute die meisten Professuren mit einer Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung eingerichtet wurden. Gleichwohl wurden auch in den Literaturwissenschaften und der Geschichtswissenschaft bereits in den 1970er-Jahren intensive feministische und wissenschaftskritische Diskurse geführt. Das Gleiche gilt auch für die Allgemeine Psychologie, worauf die Bielefelder Sozialpsychologin Christiane Schmerl aufmerksam macht.

Die Allgemeine Psychologie war die erste sozialwissenschaftliche Disziplin, die noch vor Soziologie und Pädagogik in den 1970er-Jahren unter dem Einfluss der (amerikanischen) Frauenbewegung hinsichtlich ihrer wissenschaftlichen Angebote (d.h. ihrer Antworten, ihrer verborgenen Geschlechterideologie, aber auch hinsichtlich ihrer methodischen und inhaltlichen Leistungsfähigkeit) für eine bessere und vorurteilslose Erforschung der psychischen Kapazitäten beider Geschlechter kritisiert wie genutzt worden ist (Schmerl 2006: 10).⁵⁸

Eine erste Professur im Fach Psychologie mit einer Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung konnte allerdings erst Anfang der 1990er-Jahre eingerichtet und besetzt werden.⁵⁹

Auch im Fach Philosophie gab es bereits in den 1990er-Jahren vor dem Hintergrund zahlreicher Aktivitäten von Nachwuchswissenschaftlerinnen Anläufe, eine Genderprofessur zu etablieren, allerdings ohne Erfolg.⁶⁰ So

58 Siehe ergänzend dazu auch das Kapitel »Der Prinz und die Kröte. Feminismus und (deutsche) Psychologie – Versuch einer Zwischenbilanz« in: Schmerl 2006: 209ff.

59 Im Jahr 1992 wurde eine Professur für »Entwicklungspsychologie unter besonderer Berücksichtigung der Frauenforschung« an der Universität Paderborn besetzt. Die erste Stelleninhaberin war Anette Engfer. Diese Professur gibt es heute noch, allerdings mit der veränderten Denomination »Pädagogische Psychologie und Entwicklungspsychologie unter Berücksichtigung der Geschlechterforschung«. Stelleninhaberin ist Heike M. Buhl. Insgesamt sind zurzeit acht Genderprofessuren für Psychologie in der »Berliner Datenbank Genderprofessuren« verzeichnet.

60 An der Gesamthochschule Universität Duisburg (heute: Universität Duisburg-Essen) wurde 1995 eine Professur im Rahmen des Netzwerks Frauenforschung NRW für »Philosophie unter besonderer Berücksichtigung feministischer Philosophie« eingeworben. Diese Professur wurde von den Philosophin Marion Heinz (WS 1995/96–WS 1997/98)

konstituierte sich Ende der 1980er-Jahre beispielsweise am Philosophischen Institut der Freien Universität Berlin eine studentische Projektgruppe »Frauen in der Philosophie«. Sie führte gemeinsam mit Lehrenden aus dem Mittelbau über viele Jahre einen äußerst kreativen und produktiven feministischen Diskurs in der Philosophie, der ein weitreichendes Echo fand. Ab dem Sommersemester 1989 organisierte diese Gruppe insgesamt drei Ringvorlesungen, zwei Kolloquien und eine Tagung.⁶¹ Daraufhin entschied der Fachbereich, im Stellenplan des Philosophischen Instituts eine C3-Professur für »Philosophie in der Perspektive feministischer Kritik« festzuschreiben. Diese Entscheidung wurde allerdings nicht umgesetzt. Erst 2007 konnte eine zunächst befristete W2-Professur für »Philosophie, unter besonderer Berücksichtigung der Ethik und der interdisziplinären Geschlechterforschung« besetzt werden, die aus dem Sonderprogramm zur Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen finanziert wurde.⁶²

Pionierinnen sind diejenigen, die einen neuen Weg einschlagen und ihn so für diejenigen ebnen, die nachfolgen. Die Genderprofessorinnen haben wesentlich dazu beigetragen, die Frauen- und Geschlechterforschung an den deutschsprachigen Hochschulen zu etablieren und den nachfolgenden Generationen eine akademische Laufbahn mit dem Ziel einer Professur für diesen Forschungsbereich zu erleichtern. Aber sie sind selbstverständlich nicht die einzigen und auch nicht die ersten. Den Wissenschaftlerinnen, die für die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen Pionierarbeit geleistet haben, sind all diejenigen vorausgegangen, die verstärkt ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts um die

besetzt und anschließend von Edith Düsing (SoSe 1998–SoSe 2000) vertreten. Da im Rahmen des sogenannten »Qualitätspakts« das Fach Philosophie gestrichen wurde, traf dies auch die Professur »Feministische Philosophie«. Zur Kompensation dieser Netzwerkprofessur wurde in Absprache zwischen dem Wissenschaftsministerium, dem Rektorat und dem Netzwerk Frauenforschung NRW im Fach Bildungswissenschaften eine Professur für »Erziehungswissenschaft – Weiterbildung und Frauenbildung« geschaffen, die seit 2001 mit Anne Schlüter besetzt ist. (Ich danke Beate Kortendiek für die Prüfung der Daten.)

61 Die Projektgruppe »Frauen in der Philosophie« wurde 1996 mit dem Margherita-von-Brentano-Preis der Freien Universität Berlin ausgezeichnet.

62 Mit der Einführung der W-Besoldung hat die Freie Universität Berlin 2006 ihr Sonderprogramm zur Förderung von Nachwuchswissenschaftlerinnen, das sogenannte C1-/C2-Programm (siehe Bayer 2010), umgestellt, sodass seitdem befristete W2-Professuren für Frauen ausgeschrieben werden (»W2-Frauenförderprogramm«). So war auch die W2-Professur für »Philosophie, unter besonderer Berücksichtigung der Ethik und der interdisziplinären Geschlechterforschung« zunächst auf fünf Jahre befristet und wurde 2014 entfristet. Derzeitige Stelleninhaberin ist Hilge Landweer.

Zulassung zur höheren Bildung und zum Studium gekämpft und es erreicht haben, dass sich die Türen der Alma Mater für Frauen allmählich zu öffnen begannen.⁶³ Als die Universitäten die ersten Frauen zum Studium zuließen, bedeutete das allerdings noch nicht, dass für sie der Weg einer akademischen Laufbahn erschlossen war. Ein weiterer wichtiger Schritt war das Recht zu habilitieren, das den Frauen in Deutschland erst 1920 zugesprochen wurde. Darauf folgte der lange und zähe Prozess der Nutzung des Rechtswandels für einen Mentalitätswandel, ohne den kein Fortschritt zu erzielen ist. Ein solcher Mentalitätswandel vollzieht sich träge und kann sich über mehrere Generationen erstrecken. Frauen blieben noch lange Zeit eine Minorität in den Universitäten – Ausnahmeerscheinungen, die in einem besonders grellen Licht standen.⁶⁴

Die Soziologin Renate Mayntz schreibt in ihrer *Rekonstruktion eines kontingenten Karrierepfades*, dass sie in den 1960er-Jahren einer »akademischen Minderheit angehörte, mit der man in Deutschland weniger normal umzugehen verstand als in den USA«; sie habe selten offene, sondern eher indirekte Diskriminierung erfahren, »etwa indem mir in den frühen 60er-Jahren jemand erzählte, dass sein Vorschlag, mich auf eine Berufungsliste zu setzen, am Veto eines wichtigen Kollegen gescheitert sei, der gemeint habe, ›Eine Frau – nur über meine Leiche!‹« (Mayntz 1996: 234f.). In der Literatur finden sich unzählige Berichte von Ver- und Behinderungen, die nicht mit mangelnden Qualifikationen und wissenschaftlichen Leistungen von Frauen zu erklären sind, auch nicht mit einer fehlenden Motivation,

63 Der lange Weg der Frauen in die institutionalisierte Wissenschaft ist umfassend erforscht, siehe hierzu exemplarisch Wobbe 1994; Honegger 1994; Huerkamp 1994; 1996; Costas 1995 (im internationalen Vergleich); Kuhn u.a. 1996; Honegger/Wobbe 1998; Dickmann/Schöck-Quinteros 2000; Wobbe 2003. Eine reizvolle Studie zur »Figur der Studentin« in der Literatur um die Jahrhundertwende (1867–1914) legte Romana Weiershausen 2004 vor. Historischer Ausgangspunkt ist die Einführung des allgemeinen Immatrikulationsrechts für Frauen in der Schweiz (Universität Zürich 1864). In Österreich (Wien, Prag, Graz und Innsbruck) wurden Frauen 1897 erstmals und zunächst nur in der Philosophischen Fakultät zum Studium zugelassen. In Deutschland erhielten Frauen das Immatrikulationsrecht zwischen 1900 (Baden) und 1908 (Preußen); vgl. Schneider 2004: 20ff.

64 In diesem Zusammenhang wurde Ende der 1970er-Jahre das von der US-amerikanischen Soziologin Rosabeth Moss Kanter entwickelte Konzept des »tokenism« (Kanter 1977) rezipiert, das sie in einer empirischen Studie über die Situation von Frauen in einem multinationalen Unternehmen entwickelt hatte. Das Token-Konzept fand auch in der deutschen Frauen- und Geschlechterforschung zunächst eine hohe Akzeptanz. Zur kritischen Würdigung und Beschreibung der Grenzen der Leistungsfähigkeit des Ansatzes siehe Rudolph 2008 und Kümmel 2008.

Wissenschaft als Beruf zu betreiben, sondern vielmehr mit nicht überwundenen Vorurteilen gegenüber Frauen in der Wissenschaft.

Im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung wurden nicht nur die historischen Prozesse untersucht und beschrieben, die das »Frauenstudium«⁶⁵ ermöglicht haben. Vielmehr wurden auch die Frauen selbst ins Licht gerückt, die zum einen den politischen Kampf für das Frauenstudium geführt und zum anderen mit ihren wissenschaftlichen Arbeiten in den Einzeldisziplinen gezeigt haben, dass es von Anfang an um mehr ging als »nur« um die Zulassung der Frauen zum Studium. Es ging immer auch um die vermeintliche Unvereinbarkeit von Weiblichkeit und Intellektualität, die in den philosophischen und historischen Diskursen verhandelt wurde und den Ausschluss der Frauen aus den Räumen der Wissenschaft legitimieren sollte.⁶⁶ Eine Legitimation für den Ausschluss von Frauen aus der Wissenschaft gibt es längst nicht mehr. Nach wie vor erschweren aber unzählige Hürden Frauen den Weg zu einer Professur. Diese Hürden sind Ausdruck des immer noch vorhandenen Androzentrismus in der Wissenschaft (vgl. Kahlert 2011a). Dessen Formen sind vielfältig, die Dimensionen sind bekannt und belegt und wirken subtil. Eine Dimension der Dominanz des männlichen Blicks in der Wissenschaft ist die mangelnde Rezeption der wissenschaftlichen Arbeiten von Frauen. Es kann von einer regelrechten »Rezeptionssperre« gegenüber Texten von Wissenschaftlerinnen gesprochen werden, insbesondere dann, wenn sie Themenbereiche der Frauen- und Geschlechterforschung berühren. Als sich der Gründungstag der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) im Jahr 2010 zum einhundersten Mal jährte, veröffentlichte Ute Gerhard einen Text mit dem Untertitel *Verschüttete Traditionen und kritische Interventionen*, in dem sie die Leistungen von »Pionierinnen der empirischen Sozialforschung um 1900« (Gerhard 2013: 79) würdigt. In diesem Zusammenhang stellt sie auch fest,

65 Der Begriff »Frauenstudium« ist aufgrund seiner Doppeldeutigkeit missverständlich. Er bezieht sich zum einen auf die Zulassung der Frauen zum Studium und zum anderen auf das Studium der Frauen als »Objekte der Wissenschaft«, worauf Susanne Baer (2001: 92) aufmerksam macht.

66 Siehe hierzu den Sammelband *Das Geschlecht der Wissenschaften* (2010), den Ulrike Auga, Claudia Bruns, Levke Harders und Gabriele Jähnert zum hundertjährigen Jubiläum der Zulassung von Frauen zum ordentlichen Studium in Preußen, das 2008 begangen wurde, herausgegeben haben. Die der Einleitung beigegebene Literaturliste zeigt, wie viel Wissen im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung in den letzten vier Jahrzehnten zum Thema »Frauen in der Wissenschaft« geschaffen wurde und wie umfassend und differenziert die dazu geführten Diskurse sind.

dass selbst in den neusten Veröffentlichungen zum Anlass der Hundertjahrfeier der DGS die Geschichte der Soziologie als eine »exklusiv männliche konstruiert wird« (ebd.: 73).

Die wissenschaftskritische Frauen- und Geschlechterforschung hat im Zusammenhang mit der Androzentrismuskritik deutlich gemacht, in welch hohem Maße die Hochschulen vergeschlechtlichte Institutionen (*gendered organizations*)⁶⁷ sind. Folglich war die Einrichtung von Professuren für den Bereich Frauen- und Geschlechterforschung insbesondere in den Anfängen ein Politikum und die Stelleninhaberinnen der ersten Frauenforschungsprofessuren waren Grenzgängerinnen zwischen Wissenschaft und Politik. So sieht es auch Carol Hagemann-White. Sie hatte am Bewerbungsverfahren für die in den 1980er-Jahren von der Universität Osnabrück ausgeschriebene Professur für »Allgemeine Pädagogik und Frauenforschung« teilgenommen und den Ruf auf diese Professur schließlich auch erhalten und angenommen. Sie schreibt: Allein »sich dort zu bewerben war ein politischer Akt« (Hagemann-White 2006b: 134).

3.1 Die Neuen Frauenbewegungen und der Weg der Frauen in die Wissenschaft(en)

In den 1960er- und 1970er-Jahren gab es in der alten Bundesrepublik eine kurze Zeit der wirtschaftlichen Prosperität, in der neue Universitäten und Fachhochschulen als neuer Hochschultyp⁶⁸ gegründet wurden. Die Anzahl der Studierenden und des wissenschaftlichen Personals, insbesondere der Professoren und auch der Professorinnen, nahm deutlich zu. Mitte der 1970er-Jahre waren der Ausbau der Hochschullandschaft und die Neueinrichtung von Professuren abgeschlossen. Der wissenschaftliche Stellenmarkt wurde wieder enger. Weil viele der Neuberufenen noch relativ jung waren, wurden über einen längeren Zeitraum kaum Stellen frei. Bewegung

67 Zum Konzept der *gendered organization* siehe Acker 1990; Metz-Göckel 2006; U. Müller 2008; Riegraf/Weber 2014.

68 Die Gründung von Fachhochschulen als neuem eigenständigem Hochschultyp wurde Ende der 1960er-Jahre beschlossen. Unter den 38 Interviewpartnerinnen dieser Studie waren sechs mit einer Fachhochschulprofessur: Margrit Brückner (Frankfurt), Sigrun Dechêne (Dortmund), Ilona Ostner (erste Professur in Fulda), Cillie Rentmeister (Erfurt), Birgit Rommelspacher und Dagmar Schultz (beide Berlin).

auf dem Stellenmarkt kam fast ausschließlich dann zustande, wenn bereits etablierte Professoren und Professorinnen an eine andere Hochschule wechselten.

Die Statistiken belegen, dass vor allem Frauen von der »Bildungsexpansion« und der sozialen Öffnung der Hochschulen profitieren konnten. Der Anteil der Studentinnen stieg Anfang der 1970er-Jahre sprunghaft an und nahm seitdem stetig zu. Er beträgt heute (2014) insgesamt 48 Prozent (vgl. Statistisches Bundesamt 2014: 13). Frauen streben inzwischen ebenso in die Hochschulen wie Männer, sind in Bezug auf den Abschluss des Hochschulstudiums aber erfolgreicher als Männer. Die Studienberechtigtenquote wie auch die Studienanfängerquote liegt bei Frauen höher; auch brechen sie das Studium seltener ab (Autorengruppe Bildungsberichterstattung 2014: 213). Sie erfüllen damit wesentliche Voraussetzungen, um die »Wissenschaft als Beruf« zu wählen, und sind ernsthafte Konkurrentinnen um Ressourcen und Positionen in den akademischen Institutionen geworden.

In den Zeiten des Aufbruchs und des Umbruchs in den 1960er- und 70er-Jahren entwickelten sich die Hochschulen zu Orten der Politisierung. »Geschlecht« wurde zu einem Politikum.⁶⁹ Im Zusammenhang mit den Neuen Frauenbewegungen⁷⁰, die sich aus den Protestbewegungen der Studenten und Studentinnen der 1960er-Jahre heraus entwickelt haben, entstand die Frauenforschung. Die Frauenforschung wurde ein Teil der Bewegung der Frauen in die Wissenschaft, getragen von Studentinnen und Dozentinnen überwiegend aus dem Mittelbau der sozial- und geisteswissenschaftlichen Fächer. Sie lehnten sich auf gegen den »Androzentrismus« in der Wissenschaft, der sich ebenso im Prozess der wissenschaftlichen Theoriebildung wie in der eklatanten Unterrepräsentanz von Frauen in Forschung und Lehre zeigte. Die Auseinandersetzungen mit dem »male main stream in den Wissenschaften war der erste und grundlegende Schritt

69 In ihrer Interviewstudie *Das politisierte Geschlecht* fragt Morvarid Dehnavi (2013) am Beispiel Frankfurt am Main, vor welchem Hintergrund Frauen im Kontext der Studentenbewegung eine »geschlechtsspezifische Perspektive« entwickeln konnten und das »Geschlecht zum Politikum« wurde.

70 Ich folge hier dem Vorschlag von Ilse Lenz, von Frauenbewegungen im Plural zu sprechen. Sie begründet ihren Vorschlag folgendermaßen: »Wenn ein differenzierteres und historisch fundiertes Gesamtbild erst allmählich entstehen kann, so liegt eine der Ursachen darin, dass sich verschiedene Teilstrebungen und viele AkteurInnen seit nunmehr vierzig Jahren in dieser neuen Frauenbewegung engagiert haben. Deshalb schlage ich vor, sie im Plural zu denken und sie als die neuen Frauenbewegungen zu bezeichnen« (Lenz 2010a: 9).

in der Auseinandersetzung mit der bis dato unter Frauenaußchluss funktionierenden Bildungs- und Wissensfabrikation« (Schmerl 2006: 95).

Zu jener Zeit waren die Hochschulen noch weitgehend »homosoziale Welten«. Diesen Begriff führte die US-amerikanische Soziologin Jean Lipman-Blumen Mitte der 1970er-Jahre in die amerikanische Frauen- und Geschlechterforschung ein (Lipman-Blumen 1976). Er fand auch Eingang in die deutschsprachigen Debatten, um die Situation von Frauen in den Hochschulen zu beschreiben.⁷¹ In der Welt der Wissenschaften waren Männer traditionell unter sich und bildeten homosoziale Gemeinschaften, in denen Frauen das Bild des Gewohnten und Vertrauten störten; Frauen waren im wahrsten Sinne des Wortes Fremdkörper. Ihre Anwesenheit löste Unruhe aus.

Vor allem in den informellen Kreisen der Kollegen, in denen in der Regel relevante Entscheidungen vorbereitet werden, bot die Anwesenheit einer Kollegin Anlass zur Besorgnis, wie der Soziologe Niklas Luhmann in den 1960er-Jahren schreibt:

Die Bedeutung des informellen Meinungsaustausches unter Kollegen macht es verständlich, daß die Zulassung von Frauen in einem männlichen Kollegenkreis gewisse Sorgen bereitet. Sie können nicht so leicht sich zu einem Kollegen setzen, die Pfeife anzünden und eine schwierige Sache zwanglos aus gemütlicher Distanz mit ihm durchsprechen. Es fällt ihnen schwerer, die Fesseln strikter Formalität und pedantischer Sachbezogenheit abzuwerfen, ohne damit andere Türen zu weit zu öffnen (Luhmann 1964: 318).

Niklas Luhmann lässt offen, wer hier in Sorge ist und in Gefahr geraten könnte, »Türen zu weit zu öffnen«. Eine jüngere Kollegin von Niklas Luhmann, die Soziologin Renate Mayntz, bestätigt, dass Frauen aus der männlichen Kollegialität weitgehend ausgeschlossen blieben. Ihr Blick auf die homosozialen Gemeinschaften der Männer evoziert jedoch ein anderes Bild:

Gestört hat mich an meinem weiblichen Minderheitenstatus vor allem, daß ich aus der zwischen männlichen Kollegen herrschenden Kameraderie ausgeschlossen blieb;

71 Siehe dazu auch die weitergehenden Ausführungen von Meuser 2001. Einen der ersten Texte dazu verfasste die Sozialwissenschaftlerin Claudia von Braunmühl (1981). Sie verwendet nicht den Begriff der »homosozialen Welten«, sondern beschreibt ihr Erleben als einzige Frau unter Männern: »1968 – Ich bin die einzige Frau unter den Lehrenden am Seminar« (ebd.: 189). Diese Erfahrung nimmt sie zum Ausgangspunkt für eine Reflexion über die Situation der Frauen in den Hochschulen zu einer Zeit, als der Anteil der Männer in der Professorenschaft noch 95 Prozent betrug.

manchmal kam ich mir im männlichen Kollegenkreis wie ein Zirkuspferd vor, auf dessen Kunststücke man stolz ist (Mayntz 1996: 235).

Das Erleben der »Fremdheit« in den Hochschulen war für viele Frauen ein Anlass, eine wissenschaftskritische Haltung einzunehmen, und setzte zugleich den Impuls, nach den Gründen der Exklusion von Frauen aus der Wissenschaft zu forschen. Das Befremden der Frauen in einem androzentrisch organisierten Wissenschaftsbetrieb wurde in den 1980er-Jahren unter dem Stichwort »Zwei-Kulturen-Ansatz« oder auch »Akkulturationsthese« diskutiert (vgl. Hagemann-White/Schultz 1986; Schultz 1992; Wetterer 1998). Die mit der Akkulturationsthese verbundene Annahme, dass Frauen aufgrund einer geschlechtsbezogenen Sozialisation weniger gut auf die Verhaltenserwartungen und Anforderungen im Wissenschaftsbetrieb vorbereitet werden als Männer, war zu jener Zeit ein Ansatzpunkt der Suche nach den Gründen für die mangelnde Passung der Frauen im Wissenschaftsbetrieb, die aber heute nurmehr eingeschränkt von Bedeutung ist. Die sozialkonstruktivistische Perspektive, die sich in der Frauen- und Geschlechterforschung weitgehend durchsetzen konnte, hat dem Theorem einer »weiblichen Identität«, auch wenn sie als durch Sozialisationsprozesse erworben vorgestellt wurde, den Boden entzogen.

Mittlerweile stehen nicht mehr die vermeintlichen Mängel der Frauen im Mittelpunkt der Aufmerksamkeit, sondern vielmehr die Traditionen der Wissenschafts- und Fachkulturen wie die machtvollen Spielregeln, hinter denen sich »Mechanismen männlicher Dominanz«⁷² verbergen. Eine Wissenschaftlerinnengruppe um Beate Krais hat Forschungsergebnisse in die Diskussion gebracht, mit denen die Prozesse der »Konstruktion« eines »anerkannten« Wissens wie die Herstellung von »wissenschaftlichen Persönlichkeiten« analysiert und erklärt werden. Die Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit erfolgt nicht in »Einsamkeit und Freiheit, sondern in Auseinandersetzungen mit anderen WissenschaftlerInnen in einem sozialen Spiel« (Engler 2001: 443).⁷³

72 *Verborgene Mechanismen männlicher Dominanz* lautet der Untertitel eines Sammelbandes zur *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung*, den die Soziologin Beate Krais 2000 herausgab.

73 *In Einsamkeit und Freiheit?* ist auch der Titel einer Schrift von Steffani Engler, mit der sie 2001 an der Technischen Universität Darmstadt habilitiert wurde und in der Frauen- und Geschlechterforschung viel Aufmerksamkeit erfuhr (Engler 2001); siehe dazu auch Krais 2000; Beaufays 2003; 2004; 2013; Beaufays/Krais 2005; 2007. Steffani Engler gehört wie Barbara Frieberthhäuser zu den Kolleginnen, die bereits in den 1990er-Jahren über die »Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur« (vgl. Engler 2001) arbeiteten und die soziale Dimension des Lebens als Wissen-

3.1.1 Die Institutionalisierung der Frauenforschung in den Hochschulen

In der ersten Hälfte der 1970er-Jahre organisierten Studentinnen und Dozentinnen des akademischen Mittelbaus in den größeren Universitäten »Frauen-Seminare«, in denen die »Situation der Frau« in öffentlichen und privaten Räumen zum Thema gemacht und nach den Gründen für die den Frauen zugeschriebene Rolle als »zweites« Geschlecht gefragt wurde. Diese Frauen-Seminare gehören zu den ersten Schritten zur institutionellen Verankerung von Frauen- und Geschlechterforschung in den Hochschulen nach dem Vorbild der US-amerikanischen Women Studies.⁷⁴

Die wissenschaftliche Lehre spielt eine zentrale Rolle, wenn es um die Beantwortung der Frage geht, wie die Frauen- und Geschlechterforschung in den 1970er-Jahren in die Hochschulen kam. Das bestätigen auch die Ergebnisse einer Recherche von Angelika Schaser und Falko Schnicke bezogen auf das Fach Geschichtswissenschaft.

Die Lehre stellt [...] eine Art „Hintertür“ dar, über die erst die Frauen- und dann die Geschlechtergeschichte an den diesem Thema überwiegend reserviert bis ablehnend gegenüberstehenden Universitäten etabliert werden konnten (Schaser/Schnicke 2014: 93).

Ihre Auswertung der kommentierten Vorlesungsverzeichnisse von Historischen Seminaren an fünf Universitäten⁷⁵ zeigt, dass sich in den Anfängen der »akademischen Frauengeschichte« eine »erhebliche Beteiligung von männlichen Lehrenden an der Frauen- und geschlechtergeschichtlichen Lehre nachweisen lässt (ebd.). Zumindest für die Geschichtswissenschaft wird damit die bislang vorherrschende Annahme korrigiert, dass es von den 1970er- bis in die Mitte der 1980er-Jahre ausschließlich weibliche Lehrende waren, die Themen der Frauen- und Geschlechterforschung in die akademische Lehre eingeführt haben. Es wäre interessant und lohnenswert, die These, dass männliche Lehrende über Lehrangebote an der Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung in den Hochschulen beteiligt waren, auch für andere Fächer zu überprüfen.

schaftlerin und Wissenschaftler in einer Institution in den Vordergrund rückten; siehe dazu die jüngeren Studien von Beaufaÿs 2003; 2004; 2013; Beaufaÿs/Krais 2005; 2007; Krais 2008; Beaufaÿs u.a. 2012.

74 Gut dokumentiert sind die ersten »Frauenseminare« vor allem für die Hochschulen in Berlin, in: Gruppe Berliner Dozentinnen 1977: 402–405, zudem für die Universität Frankfurt am Main und die Universität Bielefeld in: Hark 2005: 209–220.

75 Es handelte sich um die Freie Universität Berlin, die Technische Universität Berlin, die Universität Bielefeld, die Universität Hamburg und die Universität Hannover.

Dennoch waren es vor allem Frauen, die darauf drängten, dass Themen, die in der Neuen Frauenbewegung debattiert wurden, bisher aber sowohl von der Wissenschaft als auch von Politik und Gesellschaft im Allgemeinen vernachlässigt oder ignoriert worden waren,⁷⁶ nun auch in den Hochschulen diskutiert und zum Gegenstand der Forschung gemacht wurden. Sie wurden nicht nur in Seminaren, Kolloquien und auf Tagungen angesprochen, sondern beispielsweise von Nachwuchswissenschaftlerinnen im Rahmen von Qualifikationsarbeiten⁷⁷ und zunehmend auch im Rahmen von drittmitfinanzierten Forschungsprojekten untersucht.⁷⁸ Damit war eine Erweiterung der Forschungsperspektiven verbunden, die vor allem die Sozial- und Geisteswissenschaften nachhaltig veränderte. Der Wissenschaftstheoretiker Thomas S. Kuhn bezeichnete diesen Prozess als einen der wichtigsten Paradigmenwechsel in der Wissenschaftsgeschichte.⁷⁹

Vor dem Hintergrund der politischen und sozialen Bewegungen formierten sich Diskursgemeinschaften, die zu Schmelztiegeln von intellektuellen (feministischen) Bewegungen wurden. Auf der Grundlage gemeinsamer theoretischer und politischer Orientierungen erarbeiteten Frauengruppen die ersten gebündelten Theorieansätze (vgl. von Werlhof 1988; Becker-Schmidt 1987; Ostner 1992); sie wurden mit Bezug auf den (Hochschul-) Ort, an dem sie entstanden, beispielsweise als »Bielefelder Ansatz«, »Hannoveraner Ansatz« oder auch »Münchner Ansatz« bezeichnet. Der Termi-

76 Zu diesen Themen gehörten beispielsweise Frauenarbeit, Vereinbarkeit von Beruf und Familie, »Lohn für Hausarbeit«, Sexualität, Schwangerschaftsabbruch, Gewalt gegen Frauen, Bilder von Weiblichkeit und Männlichkeit, »geschlechtsspezifische« Sozialisation sowie Sexismus in den Medien.

77 Anfang der 1970er-Jahre verfassten die Sozialwissenschaftlerinnen Gisela Brandt, Johanna Kootz und Gisela Steppke an der Freien Universität Berlin gemeinsam (!) eine Studienabschlussarbeit mit dem Titel *Zur Frauenfrage im Kapitalismus*, die 1973 im Frankfurter Suhrkamp Verlag erschien. Zu dieser Zeit gab es kaum deutschsprachige Veröffentlichungen zur »Frauenfrage«, sodass diese Arbeit – wie Sabine Hark schreibt – »als die erste deutschsprachige feministische Monografie gelten [kann], die im Radius der gerade entstehenden Schnittstelle zwischen Universität und Neuer Frauenbewegung geschrieben wurde« (Hark 2005: 217ff.; Hervorhebung im Original). Das Buch wurde vom Verlag mehrfach aufgelegt.

78 Die ersten größeren über Drittmittel finanzierten Studien in der Frauenforschung, wurden nicht an Hochschulen, sondern in außeruniversitären Forschungseinrichtungen durchgeführt, wie z.B. im Frankfurter »Institut für Sozialforschung« (IfS) oder dem universitätsnahen »Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen« (SOFI); siehe auch S. 86.

79 Thomas S. Kuhn auf dem 17. Internationalen Kongress der Wissenschaftsgeschichte in Berkeley 1985. Die Information ist einem Text von Orland und Rössler (1995: 15) entnommen.

nus »Schule« wurde bewusst vermieden, weil Schulenbildung in der Wissenschaft immer auch mit Wissenshierarchien und Definitionsmacht einhergeht, die nicht nur das Denken einengen, sondern auch Personen ein- und ausgrenzen (vgl. Angermüller/Standke 2013: 371ff.; Knapp 2012: 16). Die damit einhergehenden Konkurrenzen sind für die kollektive Theoriebildung kontraproduktiv und führen zu «Rezeptionssperren» (Becker-Schmidt 2006: 46). Dennoch kam es auch in der feministischen Theoriebildung zu teilweise heftig geführten Kämpfen um den »richtigen« Ansatzpunkt für die Analyse der Geschlechterverhältnisse.

Gehen wir noch einmal zurück zu den Anfängen, als die Themen der Neuen Frauenbewegungen und der Frauenforschung noch eng miteinander verbunden waren. 1975 fand in Berlin eine hochschulübergreifende Gruppe von Dozentinnen zusammen.⁸⁰ Nach dem Vorbild der US-amerikanischen Summer Schools organisierte diese »Dozentinnengruppe« 1976 die erste »Berliner Sommeruniversität«.⁸¹ Die Berliner Sommeruniversität wurde »zum Sinnbild einer alternativen Aneignung der Wissenschaft durch Frauen und schuf ein Forum für den Austausch von Forschung und Frauenbewegung, das überregional ausstrahlte« (Lenz 2010a: 214). Studentinnen und Dozentinnen machten die Hochschulen und ihre jeweiligen wissenschaftlichen Disziplinen zu Orten ihrer Emanzipation und zollten der Institution Wissenschaft gerade damit ihren Tribut, wie die Soziologin Sabine Hark schreibt (vgl. 2005: 210).

Die Freie Universität Berlin stellte den Sommeruniversitäten und damit den ersten großen Kongressen der Neuen Frauenbewegung einen institutionellen Rahmen zur Verfügung. Der Vortrag der Historikerin Gisela Bock zur Eröffnung der ersten Berliner Sommeruniversität für Frauen am 6. Juli 1976 zu *Frauenbewegung und Frauenuniversität* hatte programmatischen Charakter. Sie fasste die Intention der Teilnehmerinnen mit folgenden Worten zusammen:

80 Zu dieser Berliner Dozentinnengruppe gehörten auch drei der Interviewpartnerinnen: Gisela Bock, Carol Hagemann-White und Cillie Rentmeister.

81 Von 1976 bis 1983 wurden insgesamt sieben Sommeruniversitäten zu folgenden Themen durchgeführt: 1. Frauen und Wissenschaft (1976); 2. Frauen als bezahlte und unbefristete Arbeitskräfte (1977); 3. Frauen und Mütter (1978); 4. Autonome oder Institution. Über die Leidenschaft und Macht von Frauen (1979); 5. Biederer Alltag – Radikale Träume. Realität und Utopien erwerbstätiger Frauen (1980); 6. (Über-)Lebensstrategien (1982); 7. Wollen wir immer noch alles? Frauenpolitik zwischen Traum und Trauma (1983).

Was wir wollen, ist weit mehr als nur neue Werte und Philosophien, mehr als »Frauenkultur« und »Frauenstudium« im engen Sinne der »Studien von Frauen über Frauen«. Wie wollen nicht nur die akademische Wissenschaft um einen sogenannten Frauenaspekt additiv ergänzen, wir wollen nicht nur Forschungslücken erst entdecken und dann ausfüllen. Wir wollen mehr als nur Objekt und Subjekt der Wissenschaft werden: Wir wollen sie und die Gesellschaft verändern. Radikal (G. Bock 1977: 18).

Es war eine Zeit, in der die Diskussion um »Autonomie versus Institution« heftig und kontrovers geführt wurde.⁸² In diesem diskursiven Umfeld entstand an den Hochschulen die Forderung, Professuren mit einer Denomination für Frauenforschung einzurichten. Diese Forderung kann als eine logische Konsequenz der Bildungsbewegungen von Frauen und des »feministischen Wissensprojekts« (Sabine Hark 2005: 32) angesehen werden.

In den Archiven ist ein erster Antrag auf Einrichtung einer Frauenforschungsprofessur an der Universität Frankfurt am Main für das Jahr 1974 zu finden (vgl. ebd.: 237f.). Doch zwischen den ersten dokumentierten Forderungen nach Einrichtung von Frauenforschungsprofessuren bis zu deren ersten erfolgreichen Besetzungen liegen viele Jahre.

3.1.2 Erste Frauenforschungsprofessuren an deutschsprachigen Hochschulen

An deutschsprachigen Hochschulen wurden die ersten Professuren mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauenforschung mehrheitlich in der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre geschaffen. Insgesamt waren es 15; zwei wurden vor 1985 eingerichtet und 13 zwischen 1985 und 1989.⁸³ Von diesen 15 Professuren waren drei nicht auf Beschluss der Hochschule,

82 Die Frage, ob der Weg in und durch die Institutionen der Wissenschaft eine Unterwerfung unter unumstößliche Spielregeln erzwingt, die die Frauen an den Rand drängen und ihnen einen emanzipatorischen Weg versperren, oder eine notwendige Voraussetzung dafür ist, die Wissenschaft von innen heraus zu verändern und somit einen Raum für Emanzipation erst zu schaffen, ist längst beantwortet. In Anlehnung an Pierre Bourdieu hat die Soziologin Sabine Hark in ihrer Habilitationsschrift *Dissidente Partizipation* begründet, warum die »Teilhabe, ja Akzeptanz der herrschenden Spielregeln [...] die paradoxe Voraussetzung für Veränderung« ist und Dissidenz *und* Partizipation unauflöslich miteinander verknüpft sind (vgl. Hark 2005: 72f.). Das Thema »Autonomie oder Institution« wurde 1979 auch im Rahmen einer Sommeruniversität diskutiert (siehe Anm. 81).

83 Vgl. Tabelle 1 im Anhang, S. 293ff.

sondern auf Wunsch der Stelleninhaberinnen durch Umwidmungen der bereits existierenden Denominationen entstanden.⁸⁴ Eine dieser ersten Professuren entfiel auf die österreichische Universität Innsbruck; die anderen 14 Professuren, um die es im Folgenden ausschließlich gehen wird, verteilten sich auf die fünf deutschen Bundesländer Berlin (5), Nordrhein-Westfalen (4), Niedersachsen (2), Hessen (2) und Baden-Württemberg (1).

Der Blick auf die Entstehungsgeschichte dieser 14 Frauenforschungsprofessuren, die in den 1980er-Jahren an Hochschulen in Deutschland eingerichtet wurden, macht deutlich, wie schwer sich die Hochschulen mit der Institutionalisierung taten. Nicht selten waren es die Impulse von einzelnen Personen oder auch Entscheidungen vonseiten der Politik, die letztendlich zur Einrichtung einer Frauenforschungsprofessur führten. In Nordrhein-Westfalen war es beispielweise die in der Sache sympathisierende Wissenschaftsministerin Anke Brunn,⁸⁵ die in ihrer Amtszeit die strukturelle Verankerung von Frauenforschungsprofessuren an den Hochschulen in diesem Bundesland voranbrachte. In Hamburg war es die Philologin und SPD-Politikerin Eva Rühmkorf, die als Leiterin der Hamburger »Leitstelle Gleichstellung der Frau« in den 1980er-Jahren die Aktivitäten der Frauenforschung in der Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg unterstützte.⁸⁶ In Berlin war es die Politologin Barbara Riedmüller,⁸⁷ die maßgeblichen Anteil daran hatte, dass an der Freien Universität nach den befristeten Teilzeitprofessuren die ersten fünf »ordentlichen« Professuren⁸⁸ eingerichtet werden konnten.

84 Es betrifft die Professuren von Margrit Brückner (Frankfurt/Main), Magdalene Heuser (Osnabrück) und Annette Kuhn (Bonn), die zu den Interviewpartnerinnen dieser Studie zählen. Ausführlicher dazu Kapitel 4.2.6, S. 210ff.

85 Die Sozialwissenschaftlerin und SPD-Politikerin Anke Brunn amtierte von 1985 bis 1998 in Nordrhein-Westfalen als Ministerin für Wissenschaft und Forschung; siehe dazu Kuhn 2003; Schmidt 2012: 36f. sowie die Äußerungen von Anke Brunn selbst (Brunn 1990 und 2010); siehe dazu auch das generationenübergreifende Gespräch zwischen der ehemaligen Wissenschaftsministerin Anke Brunn und der zurzeit amtierenden Svenja Schulze (Keil 2011).

86 Siehe auch die Aussage von Inge Stephan, S. 94.

87 Die Politologin Barbara Riedmüller war von 1989 bis 1991 Senatorin für Wissenschaft und Forschung des Landes Berlin und von 1991 bis 1996 Mitglied des Abgeordnetenhauses von Berlin.

88 In den Fächern Erziehungswissenschaft (1986), Literaturwissenschaft (1988), Politikwissenschaft (1988), Geschichtswissenschaft (1991) und Soziologie (1993); dazu auch Böhmer 1995. Mit dem Begriff »ordentlich« werden unbefristete C3/C4- bzw. W2/W3-Professuren gekennzeichnet und damit von den befristeten Professuren unterschieden.

Im Folgenden werden drei Bundesländer besonders hervorgehoben: zum einen Hessen, weil hier die erste Frauenforschungsprofessur in Deutschland überhaupt eingerichtet wurde, und zum anderen Berlin und Nordrhein-Westfalen, weil in diesen beiden Ländern Frauenforschungsprofessuren nicht nur zu einem frühen Zeitpunkt, sondern auch in besonders großer Zahl institutionalisiert werden konnten. Noch heute finden sich in den Bundesländern Berlin und Nordrhein-Westfalen die meisten Genderprofessuren.⁸⁹

Land Hessen

Die Professur mit der Denomination »Sozialarbeit, Schwerpunkt Soziologie, Gemeinwesenarbeit, Frauenarbeit«⁹⁰ gilt als die erste Frauenforschungsprofessur, die an einer deutschsprachigen Hochschule eingerichtet wurde. Sie wurde 1983 im Fach Soziale Arbeit an der Fachhochschule Fulda (Hessen) besetzt. Damit hatte sich zum ersten Mal eine Hochschule zu dem Schritt entschlossen, eine explizite Frauenforschungsprofessur zu schaffen. Die erste Stelleninhaberin war Ilona Ostner, die von 1983 bis 1989 in Fulda tätig war. Nach ihrem Wechsel an die Universität Bremen wurde diese Professur von Karin Walser zunächst vertreten und von 1993 bis 2004 dann hauptamtlich besetzt. Die Denomination war im Zusammenhang mit dem Personalwechsel geändert worden und lautete nunmehr »Geschlechterfragen und soziale Arbeit«. Im Zuge des sogenannten Bologna-Prozesses⁹¹ zur Schaffung eines einheitlichen Europäischen Hochschulraums wurde der Fachbereich umstrukturiert. Zwar wurden in diesem Zusammenhang neue Stellen ausgeschrieben; jedoch enthielt keine der Denominationen mehr einen ausdrücklichen Genderbezug. Das Kollegium an dieser Hoch-

89 Siehe Tabelle 1 und 2 in der »Berliner Datenbank Genderprofessuren«, http://www.zefg.fu-berlin.de/Datenbanken/Genderprofessuren/tabellarische_zusammenfassungen/index.html.

90 Die Denomination wurde im Verlauf geändert; sie lautet nun: »Gemeinwesenarbeit mit dem Schwerpunkt Theorie und Praxis der Frauenarbeit«.

91 Die gemeinsame »Erklärung der europäischen Bildungsminister« vom 19.6.1999 bildete den Auftakt des »Bologna-Prozesses« zur Schaffung eines europäischen Hochschulraums. Herzstück des Bologna-Prozesses ist die Einführung des zweistufigen Systems berufsqualifizierender Studienabschlüsse (Bachelor und Master) sowie eines Leistungspunktesystems (ECTS), um die Mobilität der Studierenden zu fördern. Ziel ist es nicht nur, die Kompatibilität und Vergleichbarkeit, sondern auch die internationale Wettbewerbsfähigkeit der Hochschulsysteme zu erhöhen, siehe http://www.bmbf.de/pubRD/bologna_deu.pdf.

schule vertritt die Meinung, dass Gender inzwischen eine anerkannte Analysekategorie ist, die in allen Lehrgebieten eine Rolle spielen muss.⁹² Damit gibt es an der Fachhochschule Fulda keine explizite Genderprofessur mehr.

Ebenfalls im Fachgebiet Soziale Arbeit, aber an der Fachhochschule Frankfurt (am Main) hatte die Soziologin Margrit Brückner bereits 1974 eine Fachhochschullehrerstelle für Soziologie, die 1979 zu einer Professur für Soziologie wurde. In den 1990er-Jahren nutzte sie die mit ihrer Position verbundene Entscheidungsfreiheit, die Denomination der Professur ihrem Aufgabenprofil entsprechend zu präzisieren und sie als Professur für »Soziologie, Frauenforschung, Supervision« zu definieren. Diese Denomination blieb bis zum Ausscheiden von Margrit Brückner aus dem Hochschuldienst 2012 erhalten. In diesem Fall war es nicht die Hochschule, sondern die Stelleninhaberin, die ihre Professur zu einer Frauenforschungsprofessur machte. Margrit Brückner weist darauf hin, dass keine der Professuren, die in den letzten Jahren an der Fachhochschule Frankfurt neu ausgeschrieben wurden, eine Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung hat. Ähnlich wie an der Fachhochschule Fulda betont auch hier die Hochschulleitung, dass der »Genderaspekt« bei allen Neuaußschreibungen im Fachgebiet Soziale Arbeit als Querschnittsaufgabe systematisch mit einbezogen werden soll. Ob diese Soll-Bestimmung letztlich erfüllt wird oder nicht, ist dann vom Qualifikationsprofil, Interesse und Engagement der berufenen Professorin abhängig.

In der zweiten Hälfte der 1980er-Jahre war es dann so weit, dass eine erste hoch dotierte C4-Professur für den Bereich Frauenforschung besetzt werden konnte, und zwar 1987 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main im Fach Soziologie. Diese Frankfurter Professur mit der damaligen Denomination »Frauenarbeit in Produktion und Reproduktion, Frauenbewegung« (heute: »Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung«) gilt als die erste C4-Professur an einer deutschen Universität mit dem expliziten, von der Hochschule erteilten Auftrag, Frauen- und Geschlechterforschung zu vertreten. Die Professur blieb nach der Pensionierung der ersten Stelleninhaberin Ute Gerhard im Jahr 2004 längere Zeit vakant und konnte 2007 wieder besetzt werden. Damit ist diese Professur die am längsten existierende C4/W3-Professur⁹³ in der Frauen- und Ge-

92 Mitteilung der Dekanin des Fachbereichs Sozialwesen an der Hochschule Fulda Martina Ritter vom 20.10.2014.

93 Zur Besoldungsstruktur der Professuren siehe S. 63 sowie die Tabelle 4 im Anhang, S. 299.

schlechterforschung. Eng mit dieser Soziologieprofessur verknüpft ist auch das »Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse« (CGC). Dieses interdisziplinär und international ausgerichtete Forschungs- und Studienzentrum wurde 1997 unter dem Namen »Zentrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse« auf Initiative der ersten Stelleninhaberin Ute Gerhard gegründet, die auch die erste Direktorin dieses Zentrums war.

Land Berlin

Seit Mitte der 1970er-Jahre wurden auch an der Freien Universität Berlin Forderungen nach Frauenforschungsprofessuren erhoben und Beschlüsse zu deren Einrichtung gefasst, die zunächst jedoch folgenlos blieben. In einem zweiten Anlauf entschieden das Otto-Suhr-Institut (OSI) und das Psychologische Institut (PI) 1980, je eine Professur für Frauenforschung einzurichten. Die jeweiligen Fachbereichsräte legten die Denominationen fest und im Falle der Professur am Psychologischen Institut kam es auch zu einer Ausschreibung⁹⁴ sowie zu Anhörungen von Bewerberinnen. Eine Liste mit den drei am besten platzierten Kandidatinnen wurde Ende 1980 an den Berliner Senat weitergeleitet, Ende 1981 jedoch vom damaligen Senator für Wissenschaft und Forschung Wilhelm Kewenig zurückgewiesen. Damit war der Versuch, eine erste Frauenforschungsprofessur an der Freien Universität Berlin zu besetzen, erneut gescheitert.

Die ersten Frauenforschungsprofessuren an der Freien Universität Berlin konnten nur mithilfe eines Sondermodells realisiert werden, das im Oktober 1982 vom Kuratorium der Hochschule beschlossen wurde. Es handelte sich um befristete Zweidrittel-Teilzeitprofessuren. Das Teilzeit-Professorenmodell ging auf eine Initiative der Politologen Peter Grottian und Wolf-Dieter Narr zurück. Die Idee war, mit einer »Arbeitsfairteilung« diejenigen Professorinnen und Professoren zeitlich zu entlasten, die Vollzeit beschäftigt waren, und gleichzeitig zusätzliche Teilzeitprofessuren für Nachwuchswissenschaftlerinnen zu schaffen, die den Bereich Frauen- und Geschlechterforschung vertreten. In der Praxis haben zwei Professoren/innen je ein Drittel ihrer Stelle abgegeben, um damit eine neue befristete Teilzeit-Professur für mindestens fünf bis höchstens 15 Jahre zu finanzieren. So wurden Mitte der 1980er-Jahre zwei Professuren auf Zeit mit einer

⁹⁴ Die Denomination lautete: »Analyse der veränderten Stellung der Frau im Spannungsverhältnis zwischen Produktions- und Reproduktionsbereich«.

expliziten Denomination für den Bereich Frauenforschung geschaffen, und zwar 1984 in der Literaturwissenschaft⁹⁵ und 1985 in der Politikwissenschaft⁹⁶. An der Freien Universität Berlin konnte zu einem späteren Zeitpunkt noch einmal eine dritte befristete Teilzeitprofessur für das Forschungsfeld Frauen- und Geschlechterforschung geschaffen werden, indem eine Hochschullehrerin drei Jahre lang bis zu ihrer Pensionierung die Hälfte ihrer Stelle zur Verfügung stellte.⁹⁷

Erst nach 1985 wurden an der Freien Universität Berlin die ersten »ordentlichen« Frauenforschungsprofessuren eingerichtet, und zwar zunächst 1986 im Fach Erziehungswissenschaft eine Professur für »Erziehungswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Frauenbildung«⁹⁸ und dann 1988 im Fach Politische Wissenschaften die Professur für »Politische Wissenschaft unter besonderer Berücksichtigung der Frauen«.⁹⁹ Beide Professuren gibt es nicht mehr.

Land Nordrhein-Westfalen

In Nordrhein-Westfalen kam die erste Frauenforschungsprofessur nicht durch eine entsprechende Ausschreibung seitens der Hochschule, sondern

95 Es handelte sich um die Professur für »Neuere Deutsche Literatur unter besonderer Berücksichtigung der Frau im literarischen Prozess«. Um diese Professur zu schaffen, gaben die Hochschullehrer Gerhard Bauer und Anke Bennholdt-Thomsen je ein Drittel ihrer Stelle ab. Sie wurde nacheinander besetzt mit Marlies Janz (1984–1990), Johanna Bossinade (1990–1995), Irmela von der Lühe (1995–1999) und zuletzt vertreten von Herta Schwarz (1997–1999). Seit der Emeritierung von Gerhard Bauer im Jahr 2000 gibt es diese Sonderprofessur nicht mehr.

96 Diese Professur mit der ursprünglichen Denomination »Politische Wissenschaft unter besonderer Berücksichtigung von Frauenforschung« wurde mit der Soziologin Carol Hagemann-White (1985–1988) besetzt. Nach ihrem Ruf an die Universität Osnabrück 1988 wurde diese Sonderprofessur bis 2007 nachbesetzt: mit Eva Kreisky (1989–1993), Barbara Holland-Cunz (1993–1994), Kornelia Hauser (1995–1997), Brigitte Young (1997–1999) und Brigitte Rauschenbach (2000–2007). Die Hochschullehrerinnen Carol Hagemann-White, Brigitte Rauschenbach, Brigitte Young und Eva Kreisky sind inzwischen pensioniert; die drei erstgenannten zählen zu den Interviewpartnerinnen dieser Studie.

97 Diese Teilzeitprofessur existierte im Institut für deutsche und niederländische Literatur an der Freien Universität Berlin für drei Jahre (1999–2002) und wurde von Johanna Bossinade besetzt; siehe dazu das Kurzporträt von Johanna Bossinade im Anhang.

98 Diese Professur wurde 1993 aufgrund der Erkrankung der Stelleninhaberin vakant und zeitweise vertreten: von Sylvia Buchen (Sommersemester 1994), Sigrun Anselm (Wintersemester 1994/95) und Gerlinde Seidenspinner (1997–2001).

99 In den 1990er-Jahren folgten weitere; siehe Anm. 88.

durch die Umwidmung einer bereits existierenden Professur zustande. Es handelte sich um die Professur für »Geschichtsdidaktik«, die die Historikerin Annette Kuhn seit 1966 an der Pädagogischen Hochschule Rheinland (Bonn) innehatte. Nach der Auflösung der Pädagogischen Hochschule im Jahr 1980 übernahm die Universität Bonn diese Professur. An der Universität Bonn setzte sich Annette Kuhn für eine Ergänzung der Denomination ihrer Professur um den Aspekt der »Frauengeschichte« ein. Per Erlass stimmte das Wissenschaftsministerium 1986 der Umwidmung in »Didaktik der Geschichte, mittlere und neue Geschichte sowie Frauengeschichte¹⁰⁰ zu. Heute ist es nur noch schwer nachvollziehbar, dass die Erweiterung einer Geschichtsprofessur um »Frauenforschung« an einer deutschen Universität früher einmal als »ein wahrhaft historischer Moment« (Schmidt 2012: 96) galt.

Mithilfe der Hochschulsonderprogramme I und II und dem Hochschulerneuerungsprogramm¹⁰¹ wurde für die Hochschulen ein finanzieller Anreiz geschaffen, sodass sie Frauenforschungsprofessuren einrichten konnten; im Gegenzug mussten sich die Hochschulen dazu verpflichten, diese Professuren nach zehn Jahren dauerhaft aus dem eigenen Stellenkontingent weiterzufinanzieren. Über diese Sonderprogramme wurden die ersten Frauenforschungsprofessuren in Nordrhein-Westfalen institutionalisiert.

Die Etablierung der ersten Frauenforschungsprofessuren in Nordrhein-Westfalen wurde vom »Netzwerk Frauenforschung NRW« (heute: »Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW«) unterstützt und begleitet, das 1986 gegründet wurde. Vorläufer war der »Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen von NRW« (AK Wissenschaftlerinnen), der bereits 1976

100 In Nordrhein-Westfalen wurde 1989 noch in einem weiteren Fall die Denomination einer bestehenden Professur mit der Zustimmung der Wissenschaftsministerin Anke Brunn so verändert, dass sie zu einer expliziten Frauenforschungsprofessur wurde: Magdalene Heuser hatte an der Universität Osnabrück bereits seit 1985 die Professur für »Angewandte Literaturwissenschaft« inne. Auf ihren Wunsch wurde die Denomination 1989 in »Literaturwissenschaft mit Schwerpunkt Frauen in der Literatur/Literatur von Frauen« umgewandelt.

101 Die Hochschulsonderprogramme (HSP) I und II und das Hochschulerneuerungsprogramm (HEP) wurden als zeitlich befristete »Notprogramme zur Bewältigung der bestehenden Überlast an den Hochschulen« im Zeitraum von 1989 bis 1991 vom Bund und von den Ländern unterzeichnet; siehe »Anspruch und Wirklichkeit von Hochschulsonderprogrammen« (Antwort der Bundesregierung auf eine Kleine Anfrage von Abgeordneten der Fraktion Bündnis 90/Die Grünen), BT-Drs. 13/475 vom 7.3.1995, <http://dipbt.bundestag.de/doc/btd/13/006/1300687.asc>.

von der Soziologin und Hochschullehrerin am Hochschuldidaktischen Zentrum der Universität Dortmund Sigrid Metz-Göckel initiiert worden war. Mit diesem bis heute größten Netzwerk in einem Bundesland haben die Kolleginnen die Frauen- und Geschlechterforschung nicht nur in Nordrhein-Westfalen deutlich vorangebracht, ihre Aktivitäten haben auch auf die übrigen Bundesländer ausgestrahlt. Zum 25-jährigen Bestehen des Netzwerks legte die Historikerin Uta C. Schmidt 2012 eine umfassende und nicht zuletzt aufgrund des zahlreichen Bildmaterials besonders interessante Dokumentation vor. Der Rückblick zeugt davon, dass die Netzwerkarbeit nicht nur für die theoretische Entwicklung des Feldes, sondern auch für die Koordination der Akteurinnen und Akteure in diesem Feld und deren Sichtbarkeit von Bedeutung war. Im Jahr 1995, noch in der Amtszeit der Wissenschaftsministerin Anke Brunn, wurde eine Stelle für die Koordination des Netzwerks an der Universität Bielefeld geschaffen, die von 1998 bis 2009 an der Universität Dortmund im Fachgebiet »Frauenforschung und Wohnungswesen in der Raumplanung« weitergeführt wurde und seit 2010 an die Universität Duisburg-Essen an die Professur für »Weiterbildung und Frauenbildung in den Bildungswissenschaften« angegliedert ist.

In den 1980er-Jahren folgten in kurzem Abstand noch vier weitere »ordentliche« Professuren in Nordrhein-Westfalen. Im Jahr 1988 erhielt Helga Grubitzsch den Ruf auf die Professur für »Allgemeine Literaturwissenschaft mit dem Schwerpunkt literaturwissenschaftliche und historische Frauenforschung«. Ihrer Ansicht nach wurde mit dieser Professur »zum ersten Mal in der Geschichte bundesrepublikanischer Universitäten der Tatsache Rechnung getragen, daß sich die feministische Literaturwissenschaft seit Mitte der 70er Jahre zu einem starken Forschungsschwerpunkt entwickelt hatte« (Grubitzsch 1999: 28). Im selben Jahr wurden auch die Professur für »Frauenpolitik und Frauenarbeit« an der Fachhochschule Esslingen mit Birgit Mayer und an der Universität Bielefeld im Fach Soziologie die Professur für »Sozialwissenschaftliche Frauen- und Geschlechterforschung« mit Ursula Müller besetzt. Ein Jahr später, 1989, folgte die Historikerin Gisela Bock dem Ruf an die Fakultät Geschichtswissenschaft der Universität Bielefeld auf die Professur mit der Denomination »Sozialgeschichte mit besonderer Berücksichtigung der Geschlechterbeziehungen«. Diese Denomination wurde später auf Wunsch der Stel-

leninhaberin in »Allgemeine Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Geschlechterbeziehungen« umgewandelt.¹⁰²

3.1.3 Denominationen im Spiegel wissenschaftlicher und politischer Konjunkturen

Die Veränderungen der Begrifflichkeiten in den Denominationen der Professuren für Frauen- und Geschlechterforschung reflektieren die Prozesse der Theoriebildung in diesem Feld (vgl. Casale 2014: 88). In den Denominationen der ersten, damals noch so genannten Frauenforschungsprofessuren wurden Begriffe wie »Frauengeschichte«, »Frauenarbeit«, »Frauenbildung«, »Frauenliteratur« oder »frauenspezifisch«¹⁰³ verwendet, die die anfängliche Fokussierung auf die reale Lebenssituation von Frauen anzeigen und auf die Repräsentation der »Bilder« von Weiblichkeit (und Männlichkeit) in den Medien wie auch in Literatur und Philosophie verwiesen. Es ging in den Anfängen auch darum, Frauen überhaupt erst einmal sichtbar zu machen, ihre Lebenswirklichkeit, ihr Wirken und ihre Leistungen ins Licht zu holen.

Der Begriff »feministisch« wurde in den Denominationen selten verwendet¹⁰⁴ und ist in den Aufgabenbestimmungen von neueren Professuren gänzlich verschwunden. Auch die Bezeichnung »feministische Wissenschaft«, die in den 1970er-Jahren noch üblich war, wird heute als in sich widersprüchlich zurückgewiesen. Die wissenschaftlichen Institutionen und die Theoriebildung in den Einzelwissenschaften können aus feministischer

102 Wie schon bei Annette Kuhn und Magdalene Heuser musste auch die Umwandlung der Denomination der Professur von Gisela Bock vom Wissenschaftsministerium genehmigt werden; siehe dazu auch das Zitat von Gisela Bock auf S. 214.

103 Dieser Begriff ist mittlerweile fast vollständig aus den Denominationen verschwunden. Eine Ausnahme bildet das Fach Humanmedizin. In diesem Feld wird zumindest an deutschen Universitäten noch der Begriff »frauenspezifisch« verwendet. Zuletzt wurde 2010 an der Universität Mainz eine Juniorprofessur für »Frauenspezifische Gesundheitsforschung« besetzt. In Österreich ist hingegen auch in der Humanmedizin von »Gender« die Rede. So wurde je eine Professur für »Gender Medizin« 2010 an der Medizinischen Universität Wien und 2014 an der Medizinischen Universität Innsbruck besetzt.

104 An der Universität Innsbruck gibt es noch eine Professur mit der Denomination »Feministische Gesellschafts- und Kulturwissenschaften«; sie wurde 1997 mit Kornelia Hauser besetzt und ist am Institut für Erziehungswissenschaft angesiedelt.

Sicht kritisiert werden (»feministische Wissenschaftskritik«), so die neue Einschätzung, Wissenschaft könnte aber nicht an sich feministisch sein.¹⁰⁵

Bereits in den 1980er-Jahren begann ein sukzessiver Wandel der Begrifflichkeiten in diesem Forschungsfeld, der sich auch in den Denominationen niederschlug. Die theoretischen Perspektivwechsel in der Frauen- und Geschlechterforschung, hier insbesondere der sozialkonstruktivistisch gewendete Blick auf Geschlecht, lenkten die theoretischen Debatten in den letzten Jahrzehnten maßgeblich. Letztlich hat sich der Begriff »Geschlecht« und mehr noch »Gender«¹⁰⁶ in den theoretischen Diskursen und damit auch in den Denominationen der Professuren durchgesetzt. So kommt in den neu geschaffenen oder neu besetzten Professuren der Begriff »Frauenforschung« nur noch ergänzt um »Geschlechterforschung« vor oder es wird ausschließlich der Begriff »Gender« verwendet.

Die Frauen- und Geschlechterforschung hat sich in den letzten Jahren gegenüber den neu entstandenen Kompetenz- und Theoriefeldern wie der Kritischen Männlichkeitsforschung, der Postcolonial Studies, der Queer-Theorie¹⁰⁷ und vor allem der Diversity Studies geöffnet, sodass inzwischen gemeinsame Schnittstellen entstanden sind. Die Gemeinsamkeiten von theoretischen Fragestellungen und Perspektiven vornehmlich mit den Diversity Studies bilden sich zunehmend auch in Denominationen von neu geschaffenen oder neu zu besetzenden Genderprofessuren ab.

Dass auch Männer für eine Genderprofessur in Frage kommen, wurde zum einen möglich, weil der Begriff »Frau« aus den Denominationen der Professuren verschwand und sich die Begriffe »Geschlecht« respektive »Gender« durchsetzen konnten. Dazu beigetragen hat aber auch die Tatsache, dass sich die Männlichkeitsforschung als ein Teilbereich aus der Frauen- und Geschlechterforschung heraus entwickelte. Bei zwei der zehn

105 Darauf macht die Philosophin Elisabeth List aufmerksam (in: Ingrisch/Lichtenberger-Fenz 1999: 211ff.

106 Zur Debatte um »Geschlecht« versus »Gender« siehe u.a. Smykalla 2006.

107 An deutschsprachigen Hochschulen existiert bisher noch keine Professur für »Queer Studies«. Anfang 2000 gab es im Fach Soziologie an der Universität Hamburg einen Anlauf, eine erste, auf sechs Jahre befristete Professur für »Queer Studies« zu besetzen. Das Besetzungsverfahren wurde eröffnet und die Berufungskommission erstellte eine Berufungsliste mit drei geeigneten Kandidatinnen. Das Dekanat und der damalige Wissenschaftssenator strichen jedoch zwei der aufgeführten Kandidatinnen. Der Ruf ging schließlich an die allein platzierte Kollegin, die ihn jedoch nach langwierigen Verhandlungen ablehnte, weil ihr die Bedingungen unannehmbar erschienen. Ein neues Berufungsverfahren unterblieb und die Stelle wurde gestrichen. Damit ist die Etablierung einer ersten Professur für »Queer Studies« vorerst gescheitert.

Genderprofessuren, die männliche Kollegen im Jahr 2014 innehaben, liegt der Schwerpunkt eindeutig auf der Forschung zu Jungen und Männern bzw. Männlichkeit.¹⁰⁸

Möglicherweise weist der Wandel der Begrifflichkeiten in den Denominationen auch auf einen Bedeutungsverlust der Analysekategorie »Gender« hin.¹⁰⁹ Seit etwa Mitte der 2000er-Jahre werden Genderprofessuren eingerichtet, in deren Denomination die Theoriebereiche »Gender« und »Diversity« miteinander verknüpft werden. In der Berliner Datenbank sind 21 solcher Genderprofessuren registriert. Dass davon 14 in den letzten fünf Jahren neu geschaffen bzw. dass die Denomination bei der Neubesetzung bereits vorhandenen Professuren entsprechend verändert wurde, deutet einen zunehmenden Trend an.¹¹⁰

Während die einen darin eine begrüßenswerte Erweiterung der Genderperspektive sehen, befürchten andere, dass damit Frauen wieder in den Hintergrund geraten könnten. Mit Blick auf die jüngere feministisch orientierte Generation meint die Soziologin Ute Gerhard, der mögliche Bedeutungsverlust der Kategorie »Gender« habe auch damit zu tun,

dass die nächste Generation sich [...] professionalisiert hat, dass sie bewusst nicht politisch argumentiert, dass sie philosophisch, erkenntnistheoretisch sehr hoch eingestiegen ist in die feministische internationale Debatte, über diesem Einstieg aber tatsächlich meines Erachtens die Basis verloren hat und auch nicht mehr an dieser Basis interessiert ist.¹¹¹

Die Frage, ob es sich bei der Verbindung von »Gender« mit »Diversity« für die Frauen- und Geschlechterforschung um einen »Albtraum« oder ein

108 Die Denominationen dieser beiden Professuren lauten »Jungen- und Männerarbeit, geschlechterbewusste Soziale Arbeit« und »Romanische und Allgemeine Literaturwissenschaft mit dem Schwerpunkt Men's Studies«.

109 Siehe die Einlassungen von Ruth Becker und Christina von Braun auf S. 215 sowie Knapp 2001.

110 Um nur einige Beispiele zu nennen: An der Technischen Universität Dortmund wurde im Fach Literaturwissenschaft 1991 eine Professur für »Neuere und neueste Literatur mit dem Schwerpunkt im Bereich der Poetik der Moderne sowie der Frauenliteratur« eingerichtet (erste Stelleninhaberin war Renate Kühn), in 2013 wurde diese Professur mit der Denomination »Neue und Neuste deutsche Literatur mit dem Schwerpunkt Gender und Diversität« neu ausgeschrieben und besetzt. Die 2011 neu geschaffene fakultätsübergreifende Gastprofessur an der Universität Hannover hat die Denomination »Gender und Diversity« und die im Jahr 2014 eingerichtete Gastprofessur an der Goethe-Universität Frankfurt heißt »Angela-Davis-Gastprofessur für internationale Gender und Diversity Studies«.

111 Aus dem Interview mit Ute Gerhard, geführt am 18.12.2012 von Ulla Bock in Bremen.

»Traumpaar« handelt, kann noch nicht eindeutig beantwortet werden; die Debatte darüber wird zurzeit intensiv geführt.¹¹²

3.1.4 Ungleichzeitige Entwicklungen: Deutschland – Österreich – Schweiz

In den 1990er-Jahren gab es einen regelrechten Boom bei der Neueinrichtung von Genderprofessuren an deutschen Hochschulen (vgl. U. Bock u.a. 2011: 102). Damit konnte die strukturelle Verankerung und Professionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen vorangetrieben werden. Diese Phase der Professionalisierung wurde durch weitere zahlreiche wissenschaftliche und wissenschaftspolitische Projekte im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung unterstützt. Sie vollzog sich in einem ungleichen Tempo und führte je nach Hochschule und (Bundes-)Land auch zu unterschiedlichen Ergebnissen. In Österreich und in der Schweiz wurden die meisten Genderprofessuren erst nach 2000 eingerichtet.

Deutschland

In Westdeutschland wurde die erste Professur mit einer (Teil-)Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung bereits 1983 eingerichtet, bis 1989 war die Zahl auf 15 angewachsen.¹¹³ In ostdeutschen Hochschulen konnten die ersten Genderprofessuren in der ersten Hälfte der 1990er-Jahre in Berlin und Brandenburg besetzt werden, und zwar zunächst eine an der Universität Potsdam im Fach Soziologie (1992), dann drei weitere an der Humboldt-Universität zu Berlin in den Fächern Soziologie (1992), Literaturwissenschaft (1993) und Kulturwissenschaft (1994); es folgte Thüringen mit jeweils einer Professur für das Fach Sozialwesen (1994) an

112 »Gender und Diversity. Albtraum oder Traumpaar?« war der Titel einer interdisziplinären Tagung, die 2006 an der Freien Universität Berlin stattfand. Auf dieser Tagung wurde das Für und Wider in Bezug auf die gewünschte oder befürchtete Konvergenz von Gender und Diversity diskutiert (vgl. Andresen u.a. 2009: 21). Die Berliner Wirtschaftswissenschaftlerin Gertraude Krell plädiert für »vielfältige Verbindungen« (2009: 320). Sie hat die seitdem geführten Debatten um das »vertrackte Verhältnis« zwischen Gender und Diversity in einer »Diskursgeschichte« zusammengefasst (Krell 2014). Siehe hierzu auch Kapitel 4.2.6, S. 210ff.

113 Siehe Tabelle 1 im Anhang, S. 293ff.

der Ernst-Abbe-Fachhochschule Jena¹¹⁴ und an der Fachhochschule Erfurt.

Noch zuvor, nämlich am 8. Dezember 1989 war an der Humboldt-Universität zu Berlin das erste »Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung« (ZiF) (seit 2003 »Zentrum für transdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung«, ZtG) gegründet worden.¹¹⁵ Dass das erste Zentrum in Ostdeutschland so rasch nach dem Fall der Mauer am 9. November 1989 ins Leben gerufen werden konnte, war nur möglich, weil es in der DDR auch schon Jahre zuvor eine aktive Neue Frauenbewegung gegeben hatte,¹¹⁶ denn hinter jeder Gründung liegt ein »Prozess, der in einem Datum mündet, das primär die Erinnerung bündelt«.¹¹⁷

An der Humboldt-Universität zu Berlin gab es seit Anfang der 1980er-Jahre einen von Irene Dölling initiierten und konzipierten Arbeitskreis »Kulturhistorische und kulturtheoretische Aspekte der Geschlechterverhältnisse«, der formell an die Sektion Ästhetik und Kulturwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin angegliedert war. Es waren etwa zehn bis zwölf Kolleginnen aus verschiedenen Disziplinen, die sich zehn Jahre lang regelmäßig in privaten Räumen zur Diskussion trafen und über Geschlechterverhältnisse und ein »anderes Verständnis von Wissenschaft« (Nickel 2008) debattierten. In ihrer Festrede zur Verabschiedung der Soziologin Irene Dölling aus dem aktiven Hochschuldienst im Jahr 2008 erinnert ihre Kollegin Hildegard M. Nickel daran:

Es war kein Kaffeekränzchen, zu dem wir uns zehn Jahre lang trafen, sondern harte Professionalisierungsarbeit, die wir an uns und die vor allem I.D. [Irene Dölling] an uns geleistet hat (eda.).

114 Laut Birgit Bütow, der ersten Stelleninhaberin der Professur für »Mädchen- und Frauenarbeit« an der Ernst-Abbe-Fachhochschule Jena, wurde diese Professur 1993 auf Betreiben der Gründungsdekanin, Erika Fellner, eingerichtet, »sonst wäre das wohl nie passiert im Osten« (E-Mail vom 14.8.2013). Erika Fellner war Professorin an der Fachhochschule Frankfurt und SPD-Abgeordnete im Hessischen Landtag.

115 Zur Gründung des ZtG siehe Dölling 1999; Nickel 2008.

116 Zur Neuen Frauenbewegung in der DDR in den 1980er-Jahren und zur Frauenbewegung nach der Wende siehe Dölling 1993; Nave-Herz 1997: 63ff.; Schäfer u.a. 2011; Ferree 2010; 2012.

117 Das vollständige Zitat lautet: »Gründung ist ja kein Datum, sondern ein Prozess, der in einem Datum mündet, das primär die Erinnerung bündelt.« Diese Feststellung traf die österreichische Historikerin Edith Saurer auf einem Fest anlässlich des 20-jährigen Bestehens von *L'HOMME. Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft* (vgl. Saurer 2009), deren erstes Heft 1990 erschienen war. Edith Saurer war Initiatorin und Mitbegründerin dieser Zeitschrift.

Bereits vor Öffnung der Mauer gab es Kontakte und einen regelmäßigen Informationsaustausch zwischen Wissenschaftlerinnen beider deutscher Staaten, der sich im Jahr 1989 intensivierte. So veranstaltete auch die »Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung« an der Freien Universität Berlin im Oktober 1989 ein »Ost-West-Kolloquium« mit Wissenschaftlerinnen aus der DDR. Unter der Überschrift »Frauen in der Wissenschaft in beiden deutschen Staaten« wurde nach Erklärungen gesucht, warum die Benachteiligung der Frauen in der Wissenschaft in Ost- und Westdeutschland ähnliche Merkmale aufwies, obwohl die soziale Herkunft der Studierenden, der Hochschulzugang, die Wissenschaftsorganisation wie auch die Fördermaßnahmen gleichzeitig grundsätzlich anders waren. Gäste des Kolloquiums am 27. Oktober 1989 waren Dr. Karin Hildebrandt (Zentralinstitut für Hochschulbildung der DDR), Sonnhild Döring (DDR-Wissenschaftsjournalistin), Dr. Marion Kauke (Humboldt-Universität zu Berlin) und Dr. Christine Waltenberg (Akademie der Wissenschaften der DDR).

Von einem »Vorlauf« in der DDR spricht auch die Literaturwissenschaftlerin Inge Stephan, die von 1983 bis 1994 eine Professur für »Neuere deutsche Literatur« an der Universität Hamburg innehatte, bevor sie 1994 den Ruf auf die Professur für »Neuere deutsche Literatur mit Schwerpunkt Geschlechterproblematik im literarischen Prozess« an die Humboldt-Universität zu Berlin annahm. Gemeinsam mit Sigrid Weigel und Kerstin Wilhelm hatte sie 1989 die Tagung »Wen kümmert's, wer spricht?« an der Universität Hamburg organisiert.

[Dort] haben sich Frauen aus der DDR und Frauen aus der BRD zu ihrer ersten Tagung getroffen. Die Vorbereitungen gingen aber schon auf 1987 zurück. [...] Da waren siebzehn Kolleginnen aus der DDR da. [...]. Dass die damals alle kommen konnten, das war natürlich das Signal, dass die DDR schon auch am Ende war. Das wussten wir damals natürlich nicht.¹¹⁸

In den westdeutschen Bundesländern haben die Landesregierungen die Entwicklungen der Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen in einem erheblichen Maße beeinflusst, je nachdem wie offen oder ablehnend die Akteure und Akteurinnen in der Politik bezüglich der Einrichtung von Frauenforschungsprofessuren an den Hochschulen ihres Landes waren. Auch die Kultur und die Traditionen einer Hochschule wie die politische Verfasstheit ihrer Entscheidungsgremien spielten eine wich-

118 Aus dem Interview mit Inge Stephan, geführt von Ulla Bock am 10.1.2013 in Berlin.

tige Rolle. Interessant ist in diesem Zusammenhang der Hinweis, dass an den neugegründeten Fachhochschulen und sogenannten »Reformuniversitäten«, die in den 1960er- und 1970er-Jahren gegründet wurden, Frauen- und Geschlechterforschung schneller und nachhaltiger etabliert werden konnte als an den »Traditionsuniversitäten« (vgl. auch Schaser/Schnicke 2014: 86). Vor allem in Berlin und Nordrhein-Westfalen waren die wissenschaftspolitischen Konstellationen und Koalitionen sowohl innerhalb als auch außerhalb der Hochschulen reformorientiert, sodass in den 1970er- und 1980er-Jahren die Bewegungen der Frauen in die Hochschulen hinein schneller erfolgen konnte als in anderen Bundesländern.

In Österreich und in der Schweiz hat die Bewegung der Frauen in die Wissenschaften eine vergleichbar lange Tradition wie in Deutschland, doch die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen durch die Einrichtung von Genderprofessuren setzte später ein.

Österreich

In Österreich wurde die erste Frauenforschungsprofessur 1988 an der Universität Innsbruck eingerichtet und blieb auf lange Zeit auch die einzige, erst ab 1997 folgten weitere. Die erste Genderprofessur mit der Denomination »Politisches System Österreichs mit besonderer Berücksichtigung der Frauenforschung« war in der Politikwissenschaft angesiedelt und mit der Bielefelder Soziologin Claudia von Werlhof besetzt.¹¹⁹ Nach ihrer Pensionierung im Jahr 2011 blieb die Stelle zunächst vakant und wurde mit der veränderten Denomination »Politikwissenschaft, Politische Theorie mit thematischer Akzentuierung im Feld Frauen- und Geschlechterforschung« erst 2014 wieder besetzt.¹²⁰

119 Claudia von Werlhof war zuvor Wissenschaftliche Assistentin an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld und arbeitete eng mit ihrer Kollegin Veronika Bennholdt-Thomsen zusammen; beide hatten in dem Praxis schwerpunkt Entwicklungssoziologie im Fach Soziologie das Arbeitsfeld »Frauen und Dritte Welt« aufgebaut. Im Jahr 1986 wurde an der Universität Bielefeld eine erste Frauenforschungsprofessur ausgeschrieben. Vor den offiziellen Anhörungen der Bewerberinnen für diese Professur hielt Claudia von Werlhof einen Vortrag »Zur Geschichte der Frauenforschung an der Universität Bielefeld«, der vollständig in der Tageszeitung *taz* vom 24.12.1986 abgedruckt wurde; siehe auch das Selbstporträt von Claudia von Werlhof in: Ingrisch/Lichtenberger-Fenz 1999: 313ff.

120 Die derzeitige Stelleninhaberin Nikita Dhawan hatte von 2008 bis 2014 am Institut für Politikwissenschaft des Gesellschaftswissenschaftlichen Fachbereichs der Goethe-Uni-

In den 1990er-Jahren wurden in Österreich nur drei weitere Genderprofessuren nachhaltig institutionalisiert, davon im Jahr 1999 zwei interdisziplinäre Gastprofessuren für Frauen- und Geschlechterforschung: die Aigner-Rollett-Gastprofessur an der Karl-Franzens-Universität Graz und die Käthe-Leichter-Gastprofessur an der Universität Wien. Beide Professuren gibt es heute noch; sie gehören zu den ersten internationalen und interdisziplinär ausgerichteten Gastprofessuren mit einem solchen Schwerpunkt im deutschsprachigen Raum.¹²¹ Erst seit 2000 werden an österreichischen Hochschulen vermehrt Genderprofessuren ausgeschrieben. In der »Berliner Datenbank Genderprofessuren« sind zurzeit 18 Genderprofessuren an österreichischen Hochschulen registriert, die sich auf sieben Universitäten verteilen. Die meisten (8 von 18) sind an Wiener Hochschulen angesiedelt: sechs an der Universität Wien, eine an der Medizinischen Universität Wien und eine an der Wirtschaftsuniversität Wien.

Im Jahr 2001 wurde an der Johannes Kepler Universität Linz das erste und bisher einzige »Institut für Frauen- und Geschlechterforschung« an einer österreichischen Universität gegründet. Gründungsprofessorin und erste Leiterin des Instituts war die Historikerin Gabriella Hauch.¹²² Nach ihrem Ruf auf die Professur »Geschichte der Neuzeit – Frauen- und Geschlechtergeschichte« an die Universität Wien im Jahr 2011 wurde die Stelle erneut ausgeschrieben und 2013 schließlich mit Doris Weichselbauer besetzt.

Bemerkenswert ist, dass eine verhältnismäßig hohe Zahl der Professuren an den österreichischen Universitäten nicht nur eine Teil-, sondern eine Voll-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung aufweist (11 : 7 = 61 Prozent). An deutschen Universitäten liegt dieser Anteil bei nur 20 Prozent (33 : 163). Ähnlich wie in Deutschland sind auch in Österreich die meisten Genderprofessuren den Fachdisziplinen Soziologie und Politikwissenschaft zugeordnet.¹²³

versität Frankfurt eine Juniorprofessur für »Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Gender/Postkoloniale Studien« inne.

121 Siehe Tabelle 6 im Anhang, S. 300.

122 Die Professur wurde nicht eigens für diese Aufgabe geschaffen. Gabriella Hauch hat die Gründung des Instituts in der Position einer außerordentlichen Professorin geleistet. In Folge ihrer Habilitation (Venia Legendi: Frauen- und Geschlechtergeschichte und Neuere Geschichte) wurde diese Professur 2011 zu einer Dauerstelle.

123 Mit der seit 2005 öffentlich zugänglichen »Genderplattform.AT«, die Auskunft über das österreichweite Netzwerk aller Einrichtungen für Frauenförderung und Geschlechterforschung an Universitäten gibt, und der 2012 gegründeten »Österreichischen Gesellschaft für Frauen- und Geschlechterforschung« (OGGF) sind wichtige Voraussetzungen

Wie für Deutschland und die Schweiz gilt auch für Österreich, dass neben den Stelleninhaberinnen einer Genderprofessur zahlreiche weitere Kolleginnen innerhalb der Hochschulen die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung vorangebracht haben.¹²⁴

Schweiz

In der Schweiz wurden die Aktivitäten feministischer Wissenschaftlerinnen mit der Gründung des Vereins »Feministische Wissenschaft Schweiz« (FemWiss)¹²⁵ im Jahr 1983 überregional sichtbar. Der Verein hatte sich zur Aufgabe gemacht, »feministische Wissenschaft« an den Schweizer Hochschulen zu fördern. Doch erst in der zweiten Hälfte der 1990er-Jahre konnten die ersten zwei Professuren mit einer expliziten Gender-Denomination eingerichtet werden, beide an der Universität Basel: Die erste war die 1996 im Fach Literaturwissenschaft (Anglistik) angesiedelte Professur für »Gender Studies im anglophonen Bereich« (Literaturwissenschaft), die Therese Steffen von 1996 bis 2000 innehatte,¹²⁶ die zweite wurde 1997 im Fach Geschichtswissenschaft geschaffen. Die Universität Basel nahm damit in der Schweiz eine Vorreiterrolle ein. Die zweite Professur für »Frauen- und Geschlechtergeschichte« hatte die Historikerin Regina Wecker bis 2010 inne. Sie ist die erste pensionierte Genderprofessorin in der Schweiz und eine der 38 Interviewpartnerinnen dieser Studie.¹²⁷

geschaffen worden, das Netzwerk in diesem Feld zu verdichten und der Forderung nach Einrichtung von Genderprofessuren Nachdruck zu verleihen.

124 Das zeigt unter anderem die Interviewstudie von Doris Ingrisch und Brigitte Lichtenberger-Fenz (1999). Sie haben im Zeitraum 1996 bis 1997 lebensgeschichtliche Interviews mit 61 Wissenschaftlerinnen in Österreich geführt (ebd.; siehe dazu auch Ingrisch 1993; Lichtenberger-Fenz/Ingrisch 2009).

125 Siehe <http://www.femwiss.ch>.

126 Es handelte sich zunächst um eine vom Staat finanziert Assistenzprofessur, die von 1996 bis 2002 befristet war und dazu diente, Gender Studies an der Universität Basel zu etablieren. Als 2002 an der Universität Basel die Gender Studies sozialwissenschaftlich (nicht länger kulturwissenschaftlich) neu positioniert wurde, ging Therese Steffen an die Universität Zürich, wo sie seit 2002 das Graduiertenkolleg Gender Studies und seit 2012 das Doktoratsprogramm Gender Studies leitet. Hauptamtlich blieb sie als (Titular-) Professorin für Gender Studies im anglofonen Bereich an der Universität Basel tätig (Auskunft von Therese Steffen vom 18.10.2014).

127 Nach der Emeritierung der Historikerin Regina Wecker, die an der Universität Basel von 1997 bis 2009 die Professur für »Frauen- und Geschlechtergeschichte« bekleidete, wurde diese Professur gestrichen und dafür zunächst eine befristete Assistenz-Professur für »Sozialgeschichte und Geschlechtergeschichte« eingerichtet (2010–2012), die von Caro-

Bevor Mitte der 1990er-Jahre die ersten expliziten Genderprofessuren in der Schweiz eingerichtet werden konnten, gab es auf der professoralen Ebene bereits vereinzelt Wissenschaftlerinnen, die sich intensiv mit Themen der Frauen- und Geschlechterforschung beschäftigten, nicht weil sie durch eine entsprechende Denomination ihrer Professur den institutionellen Auftrag bekommen hatten, sondern weil es ihnen eine »Herzensangelegenheit« war, so beispielsweise die Politikwissenschaftlerin Thanh-Huyen Ballmer-Cao. Sie erhielt 1986 eine Titularprofessur¹²⁸ an der Universität Zürich und war damit an dieser Hochschule die erste Frau, die eine Professur für politische Wissenschaften innehatte. »Die politische Soziologie der Frau« wurde ein Schwerpunkt ihrer Forschung und Lehre. Von 1992 bis 1996 leitete sie das vom Schweizerischen Nationalfonds (SNF) finanzierte Nationale Forschungsprogramm »Frauen in Recht und Gesellschaft« und bekam 1996 eine »ordentliche« Professur an der Universität Genf, die sie bis zu ihrer Emeritierung 2013 innehatte.¹²⁹

Mit der Einrichtung von Genderprofessuren bekam auch die Netzwerkbildung im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung einen Schub. Im Jahr 1997 wurde die »Schweizerische Gesellschaft für Frauen- und Geschlechterforschung« (SGFG) gegründet. Federführend war Regina Wecker, die auch mehrere Jahre deren Präsidentin war. Ziel war, die Institutionalisierung von Lehre und Forschung im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung an den Schweizer Hochschulen verstärkt zu fördern. Das nachfolgende »Netzwerk Graduiertenkollegien Gender Studies Schweiz«, das von 2002 bis 2008 durch die Schweizerische Universitätskonferenz (SUK) unterstützt wurde, galt als Pioniermodell im Bereich der Nachwuchsförderung. Es wurde 2004 durch das interuniversitäre »Netzwerk Gender Studies Schweiz« ergänzt. Dieses bis 2016 ebenfalls von der SUK

line Arni besetzt wurde. Bereits vor dem Ausscheiden Regina Weckers aus dem Hochschuldienst hatte die Universität beschlossen, die Emeritierung des Historikers Josef Mooser zu nutzen, um dessen bisherige Professur mit der zusätzlichen Anforderung Geschlechtergeschichte zu versehen. In der Neuaußreibung der Professur wurde der Genderaspekt zwar nicht mehr explizit in der Denomination aufgenommen; im Besetzungsprozess wurde jedoch darauf geachtet, dass die »Geschlechtergeschichte« weiterhin an der Universität Basel vertreten ist, was mit der jetzigen Stelleninhaberin Caroline Arni auch garantiert ist.

128 Titularprofessuren sind nicht etatisierte Professuren. Für sie muss also keine Stelle geschaffen werden. Es handelt sich vielmehr um einen »Ehrentitel«, der in der Regel an habilitierte Wissenschaftler/innen vergeben wird.

129 Siehe hierzu das von Marita Fuchs (2013) erstellte Porträt von Thanh-Huyen Ballmer-Cao.

geförderte Kooperationsprojekt ist im deutschsprachigen Raum insofern einzigartig, als es ein interuniversitär abgestimmtes Studienangebot auf allen drei Stufen (Bachelor, Master, Doktorat) beinhaltet. Bis heute sind neun Genderprofessuren an fünf Hochschulen in der Schweiz eingerichtet worden, von denen sieben noch existieren.¹³⁰

3.2 Wandel der europäischen Hochschullandschaften durch die Bologna-Erklärung

Infolge der Bologna-Erklärung¹³¹ verändert sich die europäische Wissenschaftslandschaft seit Ende des 20. Jahrhunderts grundlegend. Ein Teilaспект dieses Wandels ist eine stärkere (Finanz-)Autonomie der Hochschulen, die ihnen mehr Gestaltungsfreiheit einräumt und sie von staatlichen Regulierungen und Einflussnahme unabhängiger macht. Damit liegt auch die Entscheidung für oder gegen die Einrichtung oder Neubesetzung einer Genderprofessur weitgehend bei den Gremien und Leitungspersonen einer Hochschule. Impulse und Entscheidungen von Akteurinnen und Akteuren in der Hochschulpolitik, die in Deutschland insbesondere in den 1980er- und 1990er-Jahren zu einem relativ schnellen Anstieg der Anzahl der Genderprofessur an den deutschen Hochschulen geführt haben, sind nur noch begrenzt wirksam.¹³²

Mit der größeren Autonomie der Hochschulen geht ein erhöhtes Maß an (Selbst-)Verwaltung einher, die weitgehend auch vom wissenschaftlichen Personal geleistet werden muss. Die Wettbewerbsorientierung (»Qualität durch Wettbewerb«) erhöht den Leistungsdruck und verstärkt die Konkurrenz unter den Hochschulen; so wird der zugleich geforderte Aufbau von interdisziplinären und internationalen Kooperationsbeziehungen erschwert und der Vereinzelung oder gar dem Arbeiten gegeneinander Vorschub geleistet. Durch die Einführung des zweistufigen Systems berufsqualifizierender Studienabschlüsse (Bachelor und Master) und die Orientierung des Lernbetriebes an (vermeintlichen) Effizienzerfordernissen

130 Siehe Tabelle 4 in der Berliner »Datenbank Genderprofessuren«, http://www.zefg.fu-berlin.de/Datenbanken/Genderprofessuren/tabellarische_zusammenfassungen/tabelle_4_schweiz.html.

131 Siehe Ann. 91.

132 Siehe Kapitel 3.1.2, S. 44ff.

moderner Dienstleitungsgesellschaften sind Form und Inhalt der Lehre strenger vorgegeben und betreuungsintensiver geworden. Die Reglementierungen und erhöhten Leistungsanforderungen steuern die heute als »normal« geltende akademische Laufbahn: Abitur, Studium, Promotion, Habilitation oder Juniorprofessur; ein Umweg auf dem Weg zur Professur ist kaum mehr möglich.

Etliche Interviewpartnerinnen kritisieren diese Tendenzen scharf. Die Jüngeren unter ihnen haben die tief greifenden Veränderungen in den letzten Jahren ihres aktiven Hochschuldienstes noch miterlebt und zum Teil auch mitvollzogen, sodass sie den Wandel über die Zeit gut erkennen und beschreiben können. Sie kommen mehrheitlich zu der Überzeugung, dass die jüngere Generation im Vergleich zu ihnen über weniger Handlungsspielraum verfügt.¹³³

Aktuelle Studien aus der Hochschulforschung bestätigen die Einschätzung, dass sich das Versprechen einer mit »hoher Autonomie ausgestatteten Professur nach einem langen Karriereweg, der durch Abhängigkeiten und Unabwägbarkeiten gekennzeichnet ist, [...] für die gegenwärtig heranwachsende Generation zukünftiger Professorinnen und Professoren in dieser Form nicht mehr [erfüllt]« (Riegraf/Weber 2014: 30). Zudem haben Frauen auf dem Weg zur Professur nach wie vor deutlich schlechtere Chancen als Männer, ihr Ziel zu erreichen (ebd.: 27f.). Wie der niedrige Anteil der Frauen an den Professuren von derzeit 21 Prozent¹³⁴ belegt, haben sich die Integrationsbarrieren für Frauen in den Wissenschaften keineswegs aufgelöst. Deutlicher noch zeigt sich die Geschlechtersegregation in den Hochschulen am Anteil der Frauen an den am höchsten dotierten Professuren (C4/W3), der zurzeit bei 11 Prozent liegt.

Im Jahr 2005 startete in Deutschland die »Exzellenzinitiative«, ein Wettbewerbsprogramm des Bundes und der Länder zur Förderung der Spitzenforschung an den Hochschulen. Zeitgleich wurde die Besoldungsstruktur für neu berufene Professorinnen und Professoren reformiert. Mit dem Wechsel von der C-Besoldung zur W-Besoldung wurde eine leistungsorientierte Vergütung eingeführt: Das Grundgehalt wurde gegenüber der C-Besoldung abgesenkt, kann aber durch weitere Leistungsbezüge erhöht werden. Welche Auswirkungen diese Besoldungsreform auf das

133 Siehe Kapitel 4.2.8, S. 226ff.

134 Die Zahlen in diesem und im folgenden Abschnitt stammen vom Statistischen Bundesamt; sie geben den Stand vom 1.12.2013 wieder und beziehen sich ausschließlich auf deutsche Hochschulen; vgl. Statistisches Bundesamt 2014a: 41 und 42.

asymmetrische Geschlechterverhältnis an den Hochschulen hat, lässt sich im Moment noch nicht beurteilen. Die Datenlage ist zu ungenau und reicht nicht aus, um valide Aussagen zu treffen (vgl. Hildebrandt 2014: 246). Hinzu kommt, dass sich mit der leistungsorientierten W-Besoldung die Statusunterschiede zwischen W2- und W3-Professuren verändern können, die zuvor bei den C3- und C4-Professuren eindeutig vorhanden waren. Durch Bleibeverhandlungen und Verhandlungen über zusätzliche Leistungsbezüge können die Inhaber von W2-Professuren unter Umständen eine höhere Besoldung erzielen als die Inhaber von W3-Professuren (vgl. U. Schultz 2013: 259, Anm. 15).

Es gibt allerdings Befürchtungen, dass die neuen Besoldungsverordnungen die Geschlechterhierarchie an den Hochschulen verstärken könnten (Hildebrandt 2014: 255). Die Romanistin Barbara Vinken, Hochschullehrerin an der Ludwig-Maximilians-Universität München, vertritt beispielsweise die These, die Exzellenzinitiative habe trotz gegenteiliger Lippenbekenntnisse die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern an den Universitäten vertieft.

Ich wette, dass unter denen, die von der W-Besoldung vor allen Dingen durch die Exzellenzinitiative profitieren konnten, der Anteil der Frauen noch verschwindend geringer ist, als er das unter den W3-Professorinnen ohnehin schon ist. Die Männer haben weit überproportional von der neuen Hierarchisierung profitiert. Unter den Spitzenverdiennern bei den Professoren ist die Geschlechterpyramide steiler geworden (Vinken 2013: 57).

Tatsächlich fällt auf, dass im Bereich der Genderforschung überwiegend Professuren mit geringerer Reputation bewilligt werden, die oftmals auch befristet sind; unter den 188 in der »Berliner Datenbank Genderprofessuren« registrierten Genderprofessuren an deutschen Hochschulen sind nur 33 (= 17,6 Prozent) C4/W3-Professuren. In diesem Kontext ist es mehr als ein interessantes Detail, dass von den lediglich zehn derzeit mit Männern besetzten Genderprofessuren an deutschen Hochschulen fünf W3-Professuren sind.

3.3 Genderprofessuren und Generationenwechsel

Ende der 1990er-Jahre schieden die ersten Hochschullehrerinnen, die eine Professur mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Ge-

schlechterforschung innehatten, aus dem aktiven Hochschuldienst aus. Damit setzte ein Prozess ein, der sich als Generationenwechsel beschreiben lässt. Für den hier vorliegenden Kontext ist der Generationenbegriff des Soziologen Karl Mannheim aus den 1920er-Jahren hilfreich, weil er Generationen nicht rein demografisch als Zusammenfassung von bestimmten Geburtsjahrgängen bestimmt. Er weist vielmehr darauf hin, dass es gemeinsam erlebte Ereignisse in einem geteilten Lebensraum zu einer oder für eine bestimmte Zeit sind, die das bindende Moment einer Generation darstellen.

Von einer verwandten Lagerung einer zur gleichen Zeit einsetzenden Generation kann also nur insofern gesprochen werden, als und insofern es sich um eine potentielle Partizipation an gemeinsam verbindenden Ereignissen und Erlebnisgehalten handelt. Nur ein gemeinsamer historisch-sozialer Lebensraum ermöglicht, daß die geburtsmäßige Lagerung in der chronologischen Zeit zu einer soziologisch-relevanten werde (Mannheim 1964 [1928]: 536; vgl. auch Honegger/Wobbe 1998: 21).

Für die meisten in dieser Studie interviewten Hochschullehrerinnen gilt, dass sie mit und nach den 68ern sozialisiert wurden. Zu den 68ern werden diejenigen gezählt, die in den Jahren von ca. 1940 bis 1950 geboren wurden und »in den Jahren der größten Aufnahmebereitschaft« (Mannheim 1964 [1928]: 516) mehr oder weniger aktiv und intensiv an der Studentenbewegung und der Frauenbewegung teilgenommen haben. Sie haben nicht nur die Öffnung und Demokratisierung der Hochschulen und den damit einhergehenden Ausbau des wissenschaftlichen Personals erlebt, sondern auch das Ende dieser Expansion in der zweiten Hälfte der 1970er-Jahre. Und in den 1980er- und 1990er-Jahren haben sie die zunehmende Institutionalisierung der Gleichstellungspolitik in den Hochschulen zum Teil mit initiiert und maßgeblich mitgestaltet. Die Krise der bürgerlichen Gesellschaft, in der auch die komplementär-dichotome Geschlechterordnung öffentlich aufgekündigt wurde, hat zu einem Gesellschafts- und Kulturwandel geführt, der für die jüngeren Generationen heute weitgehend Geschichte ist. Für die Gesprächspartnerinnen dieser Studie waren die gesellschaftlichen Umbrüche der 1960er- und 1970er-Jahre zugleich auch Prozesse der Selbstveränderung.¹³⁵ Die Frauen- und Geschlechterforschung, die in der Neuen Frauenbewegung ihre Wurzeln hat, ist ein Ergebnis des

135 Siehe die biografische Notiz von Karin Flaake (2006), die sie mit dem Titel *Frauen- und Geschlechterforschung als Prozess der Selbstveränderung* versah.

gesellschaftlichen Umbruchs und Aufbruchs dieser Zeit. In den Worten von Barbara Duden:

Heute können wir im Rückblick sehen, dass die Frauenbewegung, die akademische Frauenbewegung oder Gender Studies eben Teil eines zeitgeschichtlichen Umbruchs war.¹³⁶

Die Neuen Frauenbewegungen in den 1970er- und auch noch in den 1980er-Jahren haben vielen Frauen, die den Weg in die Wissenschaft antraten, Räume eröffnet, in denen politische und intellektuelle Debatten intensiv und vor allem auch öffentlich geführt wurden. Es waren geschützte Räume, in denen grenzüberschreitendes Handeln eingeübt werden konnte und neue Denkbewegungen möglich wurden; diese Erfahrungen einten die Akteurinnen trotz aller Unterschiede, die mit der Zeit enorme Sprengkraft entwickelten. Eine solche übergreifende und verbindende feministische Öffentlichkeit fehlt heute, was – folgt man der Einschätzung von Ilse Lenz – ein »großes Defizit« (Lenz 2010b: 867) ist. Doch in postmodernen Gesellschaften, die durch Enttraditionalisierung und Pluralisierung, Individualisierung und Flexibilisierung gekennzeichnet sind, kann es eine Einheit stiftende (Frauen-)Bewegung, so wie sie die Kunsthistorikerin Cillie Rentmeister in den 1970er-Jahren wahrgenommen hat, nicht mehr geben.

Die Frauenbewegung bewegte alles, Studium, Kunst und Leben. Mir wurde klar, es gibt die Geschichte der Frauen in der Kunst nicht, weder der Künstlerinnen, noch der Frauen, die Kunst beschrieben haben. Und so begannen ich und andere aus der Frauenbewegung intensiv zu suchen. Geschichte, die Wiederentdeckung der »Schwestern von gestern«, spielte generell eine zentrale Rolle für die Identitätsfindung. Es war unsere Religion, im Sinn von *religio*, Rückbindung.¹³⁷

Seit einiger Zeit sind im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung deutlich Prozesse eines Generationenwechsels zu beobachten. Ein Indiz dafür sind die vermehrt publizierten Texte mit biografischen Inhalten über Frauen, die in der Wissenschaft einen erfolgreichen Weg gegangen sind.¹³⁸

136 Aus dem Interview mit Barbara Duden, geführt von Ulla Bock am 23.8.2013 in Berlin.

137 Aus dem Interview mit Cillie Rentmeister, geführt von Ulla Bock am 3.9.2012 in Michendorf (Potsdam-Mittelmark).

138 Siehe exemplarisch: Metz-Göckel 1992 (über Helge Pross); Glück-Levi 1999 (Interview mit Ute Gerhard); Kuhn 2005 (über Gerda Lerner); Becker/Münst 2005 (über Sigrid Metz-Göckel); Kreft 2004 (Interview mit Sabine Hering); Schmidkunz 2009 (Interview mit Christina von Braun); G. Bock 2013 (über Gerda Lerner); Schmidt 2014 (Porträt von Annette Kuhn). Zur Biografieforschung in der sozialwissenschaftlichen Frauen- und Geschlechterforschung siehe den Handbuchartikel von Bettina Dausien 2010; für

Daneben erscheinen immer öfter auch von den Wissenschaftlerinnen selbst verfasste »biographische Notizen« über die eigene akademische Laufbahn¹³⁹ oder auch Interviews mit ihnen. Darin beschreiben sie die Motive für ein Studium und den Weg in die Wissenschaft, sie benennen Faktoren, die ihre akademische Laufbahn befördert oder auch behindert haben und sie markieren Wegkreuzungen und reflektieren Entscheidungen. Damit können Wissenschaftlerinnen sichtbar gemacht und zum Vorbild für die nachwachsende Generation werden.¹⁴⁰

Die Stelleninhaberinnen der ersten Genderprofessuren mussten als Pionierinnen im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung weitgehend ohne Vorbilder und ohne den identitätsstiftenden institutionellen Rahmen einer Fach-Community ihren wissenschaftlichen Gegenstand erst noch finden¹⁴¹ und sich – oft gegen erhebliche Widerstände – in den Wissenschaftsinstitutionen Gehör verschaffen und Position beziehen. Das Ringen darum,

die Frauen- und Geschlechterforschung in der Geschichtswissenschaft Ulbrich/Jancke 2005; Ulbrich u.a. 2012; R. Müller 2012.

139 Für biografische Texte, die von Hochschullehrerinnen verfasst wurden, die eine Genderprofessur inne hatten und zum Teil noch haben, seien hier exemplarisch genannt: Abele 2005; Dölling 2006; Gerhard 2006; Hagemann-White 2006; Hering 2008, Flaake 2006; Knapp 2006; Kramer 2006; Kuhn 2003; Lenz 2006; U. Müller 2006; Nickel 2006; Österreiter 2005; 2006; Hering 2008; Nestvogel 2008; de Sotelo 2008; Wetterer 2010; Gilde-meister 2013.

140 »Biografische Erzählungen« von erfolgreichen zumeist jüngeren Wissenschaftlerinnen werden seit Kurzem auch als Ton und Bildaufzeichnungen über das Internet zur Verfügung gestellt. Beispielhaft dafür ist das Projekt »JurPro – De jure und de facto: Professorinnen in der Rechtswissenschaft«, das durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung und dem Europäischen Sozialfonds (ESF) der Europäischen Union von 2011 bis 2014 gefördert wurde. Unter den für dieses Forschungsprojekt der Fernuniversität Hagen unter der Leitung von Ulrike Schultz und Andreas Haratsch 85 Interviewten befinden sich auch Professorinnen der Rechtswissenschaft, die Einblick geben in die Situation von Frauen in diesem Fach; <http://www.fernuni-hagen.de/jurpro>; siehe auch U. Schultz 2013. In diesem Zusammenhang ist auch das Projekt »Significant Details« interessant. Es handelt sich um Interview-Filme der Dokumentarfilmerin Kerstin Hoppenhaus vom Centre for Digital Cultures der Leuphana Universität. Wissenschaftlerinnen aus unterschiedlichen Disziplinen und in verschiedenen Positionen erzählen »von ihrem Leben mit und in der Wissenschaft: von den Höhen und Tiefen ihres wissenschaftlichen Alltags, von ihrem eigenen Weg in die Wissenschaft und von der Bedeutung, die Wissenschaft für sie ganz persönlich hat«. Dieses Projekt wird durch das Bundesministerium für Bildung und Forschung und die Robert Bosch Stiftung gefördert; siehe Hoppenhaus 2013.

141 »Feministische Wissenschaft hat [...] ihren Gegenstand noch gar nicht – sie muss ihn erst einmal finden, vielleicht erst einmal entwerfen« (Regina Becker-Schmidt 1983, zit. in: Aulenbacher/Riegraf 2009: 11).

sich und ihre Themen vom Rand in die Mitte der Wissenschaften zu positionieren, hat den Genderprofessorinnen viel Kraft abverlangt und sie zeitweise regelrecht vor Zerreißproben gestellt. Bei allen Erfolgen, die mit der Zeit hinsichtlich der Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen erzielt werden konnten, war die Belastung für die erste Generation der Genderprofessorinnen extrem, mitunter unerträglich. Exemplarisch dafür steht die Aussage der Soziologin Irene Dölling, die von 1994 bis 2008 an der Universität Potsdam die Professur für »Frauenforschung und Soziologie der Geschlechterverhältnisse« innehatte. In der Rückschau beschreibt sie die produktiven und solidarischen Kooperationen in den Frauen-Netzwerken und die fruchtbaren theoretischen Debatten, nennt aber auch die Kehrseiten.

Ziehe ich andererseits in Betracht, wie viele Kämpfe und Energien die – zudem oftmals vergeblichen – Versuche mich gekostet haben, einschlägige Lehrangebote in den Studiengängen zu integrieren, Geschlechterforschung institutionell an der Universität zu verankern, Forschungsergebnissen Anerkennung in der Scientific Community zu verschaffen und mit dem personellen wie fachlichen Minderheitenstatus praktisch-alltäglich umzugehen, finde ich den Preis, den ich – wie wohl viele andere Frauenforscherinnen der ersten Generation – für diesen »Aufbruch zu zahlen hatte, [...] (zu) hoch (Dölling 2006: 123).

Je mehr Wissenschaftlerinnen der ersten Generation ihre berufliche Laufbahn beenden und die Hochschulen verlassen, desto wichtiger wird es, ihr Wissen und ihre Erfahrungen zusammenzutragen und für die nachfolgenden Generationen zur Verfügung zu stellen. Zunehmende Kenntnisse über Modelle von akademischen Karrieren von Frauen und auch die Historisierung der Frauenbewegung wie der Wissenschaftsströmungen, die sich aus der Bewegung heraus entwickelt haben, sind eine Voraussetzung für die Tradierung des (Erfahrungs-)Wissens in der Frauen- und Geschlechterforschung. Eine solche Tradierung des Wissens verläuft niemals geradlinig, sondern immer mit Brüchen, die für jede generationenübergreifende Erkenntnisproduktion charakteristisch ist, wie Gudrun-Axeli Knapp schreibt. Das liegt, so Knapp weiter, nicht nur an den »Lern-, Differenzierungs-, Vergessens- und Absetzungsprozessen«, sondern auch an den »disziplinären Schließungen, Positionskämpfen und Eitelkeiten, die jedes Feld durchziehen« (Knapp 2012: 14f.)

So birgt auch der Generationenwechsel, der sich in der Frauen- und Geschlechterforschung derzeit erkennbar vollzieht, die Gefahr, dass das Wissen über die Institutionalisierungsprozesse der Frauen- und Geschlech-

terforschung an den Hochschulen der ersten Jahrzehnte verloren geht. Doch ohne die Zeugnisse der Akteurinnen von gestern ist es schwieriger, die Entwicklungen und Trends von heute einschätzen und beurteilen zu können:

Denn Vergangenheit ist nicht einfach gegeben, sondern gemäß den Regeln des hegemonalen Denkstils beständig neu gemachte Vergangenheit. Und Zukunft wird immer schon konfiguriert davon, wie von der Vergangenheit berichtet wird (Hark 2009: 26).

Ein fruchtbare Dialog zwischen den Generationen kann folglich nur gelingen, wenn im Spannungsverhältnis zwischen dem vermeintlich Überholten und Veralteten und dem Neuen und Fortgeschrittenen die Veränderungen der historischen, politischen wie institutionellen Bedingungen erkannt werden, die ein anderes Denken und Handeln ermöglichen und womöglich auch erfordern.

4 Genderprofessorinnen im Gespräch

Die interviewten Hochschullehrerinnen sind Expertinnen im Wissenschaftsbetrieb, die es gewohnt sind, mit Befragungen umzugehen. Sie haben gelernt, komplexe Zusammenhänge darzustellen und zu analysieren, ihre eigenen Perspektiven zu erläutern und zu reflektieren und sich im Feld der Wissenschaften zu positionieren. Sie sind nicht nur Repräsentantinnen ihrer jeweiligen Fachdisziplin, sondern auch der Frauen- und Geschlechterforschung im eigenen Fach, deren Forschungsgegenstände und Forschungsergebnisse weit über die Grenzen der eigenen Disziplin hinausführen. Sie haben Insiderinnen-Kenntnisse über die Organisationsstrukturen der wissenschaftlichen Institutionen, in denen sie über viele Jahre tätig waren, sie verfügen über ein spezialisiertes Wissen zu Projekten und Netzwerken, die im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung innerhalb und außerhalb der Hochschulen begründet wurden, und kennen die vielfältigen Theoriedebatten und Perspektivwechsel¹⁴² in der Frauen- und Geschlechterforschung. Mit dem System von Regeln und ungeschriebenen Gesetzen, die im Wechselspiel zwischen Wissenschaft und Politik die Entwicklung eines wissenschaftlichen Feldes steuern, sind sie ebenso vertraut wie mit den Akteuren und Vorgängen, die die Einrichtung und Besetzung von Professuren an den Hochschulen beeinflussen.

Die Interviews beleuchten einen zeitlich begrenzten, gleichwohl wesentlichen Ausschnitt der akademischen Laufbahn einer ausgewählten

142 Die Perspektivwechsel in der Theoriebildung der Frauen- und Geschlechterforschung seit Ende der 1960er-Jahre sind in Lehr- und Handbüchern beschrieben und in Sammelbänden mit »Schlüsselwerken« belegt. Diese Publikationen zeigen, in welchem Maße ein Teil der in dieser Studie genannten Hochschullehrerinnen an der Theoriebildung beteiligt waren, siehe exemplarisch: Becker-Schmidt/Knapp 2000; Becker/Kortendiek 2010 (1. Aufl. 2004); Braun/Stephan 2013 (1. Aufl. 2005); Löw 2005; Braun/Stephan 2006 (1. Aufl. 2000); Hark 2007; Degele 2008; Schößler 2008; Gildemeister/Hericks 2012; Funder 2014. Zur Interpretation des vermehrten Erscheinens von Lehr- und Handbüchern in der Frauen- und Geschlechterforschung siehe auch U. Bock 2005.

Gruppe von Hochschullehrerinnen. Auch wenn die Interviewerin die Themen und den Ablauf vorgibt, entsteht immer eine besondere Interaktion und Kommunikation. Jedes Gespräch ist unverwechselbar, bestimmt von den Erfahrungen und der Bereitschaft der Gesprächspartnerinnen, sich auf die Fragen einer reflexiven Rückschau einzulassen. In der Auswertung der Interviews habe ich dennoch versucht, das Überindividuelle und Gemeinsame herauszuarbeiten: Charakteristika der akademischen Laufbahn von Frauen auf dem Weg zur Professur seit den 1980er-Jahren, geteilte Wissensbestände und Erfahrungen in sozialen Bewegungen, hier insbesondere der Neuen Frauenbewegungen der 1970er-Jahre, Sinnstrukturen und Wirklichkeitskonstruktionen, Interpretationen und Deutungsmuster in Bezug auf eine Zeit, in der Frauenforschungsprofessuren zunächst gefordert und schließlich an einigen Hochschulen auch tatsächlich eingerichtet wurden.

Die Struktur der Auswertung folgt dem Aufbau des zweiteiligen Interviewleitfadens. Im ersten Teil werden Fragen nach der berufsbiografischen Entwicklung der Interviewten gestellt und im zweiten Teil geht es um die Einschätzung der wissenschaftlichen und politischen Bedeutung, die die Interviewpartnerinnen vor allem den ersten Frauenforschungs- bzw. Genderprofessuren beimesse.¹⁴³

4.1 Berufsbiografien

Die in der vorliegenden Studie befragten Hochschullehrerinnen, die zwischen 1934 und 1949 geboren wurden und in den 1960er- und 1970er-Jahren studierten, gehören zu einer Generation von Frauen, für die es noch ganz und gar nicht selbstverständlich war, eine Schule besuchen zu können, die es ihnen ermöglichte, das Abitur abzulegen und so die Berechtigung zu erwerben, ein Studium aufzunehmen. Zu jener Zeit war dieser höhere Bildungsweg vielen Mädchen und jungen Frauen oftmals noch verschlossen und die, die ihn dennoch gehen konnten und wollten, gehörten zu den Ausnahmen.

143 Bei den in diesem Kapitel 4 abgedruckten Zitaten, die lediglich namentlich gekennzeichnet, aber nicht im Einzelnen nachgewiesen sind, handelt es sich ausnahmslos um Passagen aus den Interviews, die für diese Studie mit den Genannten geführt wurden.

Für die einen waren die Hochschulen so »etwas wie das Paradies« (Barbara Duden). Sie fühlten sich am »richtigen« Ort, der ihnen Raum und Freiheit für die Aneignung von Wissen, den intellektuellen Austausch, die Bildung von Freundschaften und die persönliche Entwicklung bot. Für andere waren die Hochschulen Orte, die ihnen fremd waren, in denen sie spürten, dass sie eigentlich nicht dazugehören.¹⁴⁴ Das zunächst noch unbe Griffene, diffuse Empfinden, nicht selbstverständlich dazugehören, wurde zu einer mit anderen Frauen geteilten Erfahrung und mit den Neuen Frauenbewegungen zu einem Politikum. Die Suche nach den Gründen der Exklusion von Frauen aus der Wissenschaft mündete schließlich in die Forderung nach Inklusion, nach einer geschlechtergerechten Hochschule.

Du gehst an eine Institution, an eine ehrwürdige Institution, die das Wissen einer Gesellschaft verwaltet, wie die Universität es tut. Gleichzeitig hast du das Gefühl, irgendwas hat hier nie ganz funktioniert, dass Frauen da nicht so richtig rein konnten und bis heute zu spüren bekommen, dass sie eigentlich ein Fremdkörper sind. [...] das kann man nicht nur ökonomisch erklären, dass Frauen von guten Verdiensten weggehalten werden sollten, sondern da war auch etwas, [...] was mit diesem Frauenausschluss zu tun hat und bis heute mit der Behinderung von Frauen in akademischen Karrieren zu tun hat. Gerade weil dieser Frauenausschluss auch so etwas Konstitutives war für die Wissenschaft selbst, war es natürlich interessant, mit so einer Genderfrage in eine Institution reinzugehen und von dort aus diese Frage zu stellen. (Christina von Braun)

4.1.1 Ziele zu Beginn der akademischen Laufbahn

Die Interviewpartnerinnen wurden zu Beginn des Gesprächs gefragt, welche Ziele sie sich am Anfang ihrer akademischen Laufbahn gesteckt hatten. Dabei war es ihnen überlassen, ob sie das Studium oder die Zeit der wissenschaftlichen Qualifikation oder den ersten Ruf auf eine Professur als Eintritt in ihre akademische Laufbahn ansehen. Die überwiegende Mehrheit der Befragten hält fest, dass ihr Weg durch die wissenschaftlichen Institutionen, auf den sie nun zurückblicken, für sie keineswegs selbstverständlich war. Nicht aus der »richtigen« Familie zu kommen und dem »falschen« Geschlecht anzugehören, dazu auch noch die erwarteten Anpassungsleistungen nicht erbringen zu können oder auch bewusst zu verweigern, waren

144 Die Interviewpartnerinnen sprechen nicht explizit an, dass die Rolle der »Außenseiterin« unter Umständen auch ein Vorteil für die Gewinnung von Erkenntnissen sein kann (vgl. dazu exemplarisch Lehnert 1996: 21).

wesentliche Gründe, mit denen diese fehlende Selbstverständlichkeit erklärt wurde. In dieser Zeit kam es vielen jungen Frauen gar nicht in den Sinn, dass sie eine erfolgreiche akademische Laufbahn vor sich haben könnten. Es fehlten die gerade für junge Menschen so notwendigen Ermutigungen und Unterstützungen. Die folgende kurze biografische Erzählung der Literaturwissenschaftlerin Inge Stephan mag hierfür exemplarisch gelesen werden.

Nach dem Abitur war es so, dass ich eigentlich gerne Medizin studiert hätte, mir das aber nicht zugetraut hatte, weil ich, obwohl ich eine gute Schülerin gewesen bin, keinerlei Ermutigung in der Schule erfahren habe. Ich war auf einem Mädchengymnasium. [...] Da habe ich mich sehr in die Nesseln gesetzt, weil ich zum Beispiel den wöchentlichen Kochtermin [...] gehasst und das auch entsprechend vermittelt habe. [...] Auch kam ich sozial nicht aus der Schicht, aus der man normalerweise damals auf dem Gymnasium war. Ich brachte in keiner Hinsicht das mit, was für einen erfolgreichen Schulabschluss wichtig war. Ich war aber trotzdem eine gute Schülerin, aber ohne Ermutigung. Ich weiß, dass ich dann bei der Abiturfeier von der Direktorin gefragt wurde, was ich denn werden wolle, gesagt habe, ich würde mir jetzt doch überlegt haben, Germanistik zu studieren. Da sagte die Direktorin sehr von oben herab: »Na, wenn Sie sich da mal nicht überschätzen«. Das als Hintergrund. Da kann man sich vorstellen, dass man auf der Basis nicht ganz so große Karrierewünsche entwickeln kann. (Inge Stephan)

Ein Studium aufzunehmen, war offenbar aber auch dann nicht unbedingt selbstverständlich, wenn ein Mädchen in einem akademischen Umfeld aufgewachsen war.

Ich gehöre noch zu der Generation, für die nicht selbstverständlich war, als Mädchen zu studieren. [...] Mein Vater ist ja Akademiker. Auch da war es nicht selbstverständlich und ich hab es als großes Privileg empfunden, sowohl Abitur zu machen, als auch zu studieren. [...] Mein Ziel war nicht, Professorin zu werden, sondern ein inhaltlich gutes Studium und einen angereicherten, inhaltlich schönen Beruf zu haben. Gegen Ende meiner Promotion dachte ich, das kann auch noch weitergehen. (Ilse Lenz)

Erst gegen Ende der Promotion, also mit dem von der Institution anerkannten Nachweis der Befähigung zum wissenschaftlichen Arbeiten, konnte sich die Soziologin Ilse Lenz vorstellen, in der Wissenschaft zu bleiben. Am Anfang jedoch war die Unsicherheit groß und sie stellte sich die Frage, ob sie sich eine Universitätslaufbahn zutrauen könne.

Ich musste zuerst einmal für mich klären, ob ich eine akademische Laufbahn will und das war sehr schwierig, weil mein Vater Professor ist. Das heißt, mir ging es darum herauszufinden, was will *ich* eigentlich. Ich habe deswegen auch diese Ideen

lange eher abgelehnt und sah aber auch keine [andere] Möglichkeit. Mein damaliger Chef hat mir im dritten Semester gesagt, als ich studentische Hilfskraft [...] war: »Sie können sich auch bis zur Spätzeit hocharbeiten«, und ich habe das nicht ernst genommen. Ich habe es mir selbst wohl nicht zugetraut. (Ilse Lenz)

Ihre anfängliche Unsicherheit erklärt Ilse Lenz auch mit dem in ihrer Herkunftsfamilie vorherrschenden Bild von Weiblichkeit. Eine gute Ausbildung dient vor allem dazu, Partnerin eines Professors, nicht aber selbst Professorin zu werden.

Ich bin ja im bürgerlichen Milieu als potenzielle Professorenfrau erzogen worden, aber nicht als Professorin. Und das ist ein großer Unterschied. Dieser Weiblichkeitscharakter, das Vermittelnde, das Zuhören und so, das ist in der Sozialisation als wünschenswert entgegengebracht worden. [...] Diese geschlechtsspezifische Erziehung trotz des akademischen Milieus brachte sehr viele Widersprüche mit sich. (Ilse Lenz)

Die persönlich erfahrenen Widersprüche hindern unter Umständen daran, sich eine akademische Laufbahn vorstellen zu können, die man nach eigenen Vorstellungen und Wünschen durchläuft.

Professorenfrau wollte ich nicht werden. Mir war relativ früh im Studium klar, dass ich die Chance habe, durch das Studium einen unabhängigen Beruf nach meinen eigenen Wünschen zu wählen. Die Ehe war nicht so mein Ziel, wie es damals eben noch weit verbreitet war in der Generation. Die Professur habe ich einerseits nicht verfolgt, weil ich ja auch aus der Nahsicht eine ganze Menge Kritik hatte oder auch sagte, ich muss das für mich selbst erst einmal klären, aber mir erschien das auch nicht besonders realistisch. Wenn ich heute mit Studentinnen spreche, die sagen: »Ich will Wissenschaftlerin werden«, dann freue ich mich ungeheuer, dass die diese komplexen Barrieren nicht mehr so überwinden müssen. (Ilse Lenz)

Die meisten Genderprofessorinnen strebten weder zielbewusst eine wissenschaftliche Karriere an, noch hatten sie das Ziel einer Professur vor Augen.

Es war jedenfalls nicht eine Professur, das ist ganz sicher. Während des Studiums war es schon gar nicht eine Professur. (Gisela Bock)

Die Kunst- und Kulturwissenschaftlerin Cillie Rentmeister berichtet, ihre Mutter sei zwar davon ausgegangen, dass ihre Tochter einmal eine höhere Position einnehmen würde; diesen Erwartungen habe sie, die Tochter, aber nicht entsprochen, weil sie dafür nicht genügend »karriereorientiert« gewesen sei.

Ich war nicht karriereorientiert. [...]. Ich hatte ein hohes Interesse an Kunstgeschichte. Ich war durch mein Elternhaus in Kunst und Musik reingewachsen.

Meine Mutter hatte ein Ziel für mich. Sie erwartete, dass ich Museumsdirektorin werde, möglichst in einer Abteilung [für] frühchristliche Kunst. Das war ihr besonderes Interessengebiet, meines übrigens anfangs auch. Ansonsten, fand sie, sollte ich Diplomatin werden. (Cillie Rentmeister)

In den 1960er- und 1970er-Jahren war es zudem politisch nicht opportun, den eigenen Berufsweg stringent und strategisch klug zu planen. Man machte sich keine Sorgen über die Zukunft. Im Gegenteil, der Begriff der Karriere war insbesondere im Umfeld der Frauenbewegung an den Hochschulen geradezu verpönt.

[...] in diesen Bewegungszeiten wollte man ja nicht an die Zukunft denken, das war eine verbreitete Merkwürdigkeit. [...] Ich will mal so sagen: Dass man keine Karriere anvisierte, jedenfalls nicht explizit, lag damals in der Luft, in diesen Bewegungen, wobei ich jetzt nicht nur an die Frauenbewegung denke, sondern auch die sonstigen Studentenbewegungen. Ich hatte, wie viele andere, etwas gegen Karriere und Karrierefrauen. Ich bin dann bald selber von Feministinnen als eine solche bezeichnet worden, im kritisch-negativen Sinn. (Gisela Bock)

Auch die Romanistin Helga Grubitzsch erinnert sich, dass der Begriff Karriere etwas »Anrüchiges« hatte.

Karriere zu machen. Das war irgendwie anrüchig. Karriere zu machen, war etwas, das tut man nicht. Wer *karrieregeil* war, das sehe ich auch heute noch so, sind eigentlich nur die Männer, die alles andere außer Acht lassen. [...] So, wie ich aufgewachsen bin, war es bei uns in der Familie selbstverständlich, dass ich berufstätig sein würde. [...]. Aber es hieß nicht *Karrieremachen*. Karriere war damals so konnotiert, dass man zielgerichtet auf etwas hinsteuert, was man haben will, und dafür alles andere außer Acht lässt und sich brutal darauf hinbewegt. Das sehe ich heute nicht mehr. Karriere ist heute für mich ein beruflicher Lebensweg, der mich dann irgendwann in die C4-Professur gebracht hat. Und angekommen? Ja, ich habe Karriere gemacht, aber ich bin keinen Karriereweg gegangen, im Gegenteil. Ich hatte irgendwann in meinem Leben sogar beschlossen: Ja, das war's, diese halbe Stelle reicht mir, aber ich kann machen, was mir wichtig ist. Ich glaube, diese inhaltliche Verknüpfung, das zu tun, was erfüllend für mich ist, und damit auch noch Erfolg zu haben, das konnte man sich wahrscheinlich früher nicht vorstellen. (Helga Grubitzsch)

Mit dem Begriff Karriere sind Vorstellungen von habituellen Anpassungsleistungen verbunden, die im Widerspruch zu dem bis dahin von den jungen Frauen gepflegten Lebensstil standen. In diesem Sinne berichtet auch die Literaturwissenschaftlerin Inge Stephan, dass sie die erwarteten Anpassungen verweigert hat.

[...] weil ich eben das, was an universitären Karrieren angeboten wurde, mit den konservativen Themen und Habitus und so weiter, ganz furchtbar gefunden habe. Dem habe ich mich auch entzogen. Ich weiß, als ich dann Assistentin bei so einem älteren Herren war, der sehr freundlich zu mir gewesen ist, ich kann mich privat gar nicht darüber beschweren, aber der sehr gelitten hat, weil ich mit Jeans und Jeansjacke da auftauchte und die Themenwahl immer ein bisschen aufgemischt habe. Ich hätte bestimmt ganz toll eine Karriere gemacht, wenn ich eben damals im Kostümchen aufgetaucht wäre und andere Themen gemacht hätte. (Inge Stephan)

In den 1960- und 1970er- Jahren war das Studium für Frauen ein besonderes Privileg, eine geschenkte Zeit, in der noch nicht an die Zukunft gedacht werden musste, ein Ort des Nachdenkens und Ausprobierens.

Das große Privileg war damals, dass du dir nicht am Anfang überlegen musstest, wo es hingehört, sondern dass du das gemacht hast, was innerhalb der Angebote möglich war. [...] Die Universität war mir nur kostbar als ein Ort, in dem es – eben gerade nicht zielgerichtet und nicht über Funktionen bestimmt – möglich war, sich intellektuell etwas zu erarbeiten. (Barbara Duden)

Noch Jahrzehnte später betonen etliche Interviewpartnerinnen, dass sie die Möglichkeit zu studieren nicht nur als ein großes Privileg, sondern geradezu als Glück empfanden.

Nein, ich hatte in dem Sinn keine festen Ziele. Ich habe das Studium einfach genossen. (Cillie Rentmeister)

Ich wollte erst einmal studieren. Ich weiß noch, mein erster Besuch in der Universität, das war so eine Mischung aus Ehrfurcht und Glücklichsein, dass ich jetzt studieren kann. (Gudrun-Axeli Knapp)

Ich war zehn Jahre lang als Sekretärin und Auslandskorrespondentin tätig. Der Beruf hat mir Spaß gemacht. Doch wollte ich ihn nicht mein ganzes Leben lang ausüben, [...] dann kam erst der Entschluss zu studieren. Da war ich ja schon an die 30. Und so habe ich dann das Studium als besonders intensiv, sehr bereichernd, sehr beglückend empfunden. (Renate Kroll)

Die Lehrenden wurden danach beurteilt, was sie theoretisch vermittelten, welche politischen Positionen sie vertraten und wie sie sich den Studierenden gegenüber verhielten. Das Interesse an den Inhalten stand im Vordergrund und nicht die Überlegung, ob das Studium dazu führt, anschließen damit einen Beruf ausüben zu können.

In Hannover habe ich erstens studiert [...] weil ich mitgekriegt habe, dass da interessante Leute sind – Oskar Negt, Jürgen Seifert, Peter Brückner.¹⁴⁵ Also ein Hort dessen, was man damals so Kritische Theorie nannte. Da wollte ich irgendwie hin. Was ich dann beruflich weiter damit machen können würde, das hat mich überhaupt nicht interessiert, das war gar kein Thema. Ich wollte erst einmal studieren. (Gudrun-Axeli Knapp)

Es standen vielmehr die eignen persönlichen Neigungen und Interessen im Mittelpunkt, verbunden mit dem Wunsch, zu lernen und zu erkennen, »was die Welt im Innersten zusammenhält« (Gudrun-Axeli Knapp), gepaart mit der Vorstellung, damit die Welt verändern zu können.

Es war klar, dass ich einen Beruf haben und selbstständig sein wollte und mich auch weiter einsetze für das Thema Frau. Ich wusste, dass ich nicht Lehrerin werden wollte wie so viele Leute. Das ist ja nichts Besonderes. Nach dem Jurastudium wollte ich mit Recht immer weiterhin zu tun haben, aber ich wusste, dass ich nicht in diese Juristenlaufbahn will. Was habe ich gewollt? Eigentlich hat mich der Wille getragen, etwas zu durchschauen oder zu erkennen. (Ute Gerhard)

Und auch den Sozialwissenschaftlerinnen Carol Hagemann-White und Margrit Brückner ging es zunächst vor allem darum,

[...] die Gesellschaft zu verändern. Das kann man nicht unbedingt als Ziel einer akademischen Laufbahn verstehen. (Carol Hagemann-White)

Mein erstes Ziel war sicher weniger wissenschaftlich. Eher wollte ich mich an diesen politischen Bewegungen beteiligen, sowohl auf der Ebene gesamtgesellschaftlicher Veränderungen, aber auch der frauenpolitischen Ebene. Ich war sowohl in der Frauenbewegung wie auch erst im SDS [Sozialistischer Studentenbund] und dann in politischen Gruppen, das war mir sehr wichtig. (Margrit Brückner)

Die Romanistin Helga Grubitzsch, die 1988 den Ruf auf die erste C4-Professorin in der »Literaturwissenschaftlichen Frauenforschung« an der Universität Paderborn erhielt, berichtet ähnlich enthusiastisch.

Ich war 68-infiziert und wollte die gesellschaftlichen Veränderungen auch in die Pädagogik bringen. Deshalb habe ich mich in der Lehrerausbildung in Bremen

145 Die älteren Kollegen, die Gudrun-Axeli Knapp hier namentlich nennt, waren Hochschullehrer an der Universität Hannover und gehörten zum Umkreis der Kritischen Theorie. Oskar Negt hatte von 1970 bis zu seiner Emeritierung 2002 den Lehrstuhl für Soziologie inne, Jürgen Seifert (1928–2005) bekleidete von 1971 bis 1974 die Professur für »Politikwissenschaften« und Peter Brückner (1922–1982) von 1967 bis zu seinem Tod den Lehrstuhl für Psychologie. Alle drei Sozialtheoretiker sympathisierten mit dem Sozialistischen Deutschen Studentenbund (SDS) und aus dieser Tradition heraus auch mit den Emanzipationsbewegungen der Frauen.

beworben. Das war mein Hauptgrund. Ansonsten hatte ich erst mal gar kein Ziel. Es war kein Ziel, Professorin zu werden. Ich bin es einfach geworden, weil ich was bewegen, was verändern wollte. (Helga Grubitzsch)

Die Mehrheit der Hochschullehrerinnen kommt zu dem Schluss, dass ihr erfolgreicher Weg zur Professur ein Produkt des Zufalls war, einer Entwicklung, die sich mit der Zeit einfach so ergeben hat. In diesem Sinne bezeichnet die Soziologin Carol Hagemann-White ihre akademische Laufbahn als eine »klassische Zufallskarriere« (Hagemann-White 2006a; vgl. auch dies. 2006b), auf jeden Fall nicht als Ergebnis einer gezielten Planung. Im Jahr 1985 wurde an der Freien Universität Berlin im Fach Politische Wissenschaften eine befristete Zweidrittel-Teilzeitprofessur mit der Denomination »Politische Wissenschaft unter besonderer Berücksichtigung von Frauenforschung« geschaffen und Carol Hagemann-White war die erste Stelleninhaberin.

[...] es ergab sich die Situation, dass mit einem Mal diese Teilzeitprofessur für Frauenforschung möglich war zu einem Zeitpunkt, da ich dafür in Frage kam. (Carol Hagemann-White)

Diese Sonderprofessuren¹⁴⁶ erwiesen sich im Nachhinein als Sprungbrett zu einer zweiten unbefristeten Frauenforschungsprofessur, auf die sie 1988 berufen wurde. Es war die Professur für »Allgemeine Pädagogik und Frauenforschung« an der Universität Osnabrück, die – wie allgemein bekannt war – ursprünglich die Erziehungswissenschaftlerin und CDU-Politikerin Rita Süßmuth bekommen sollte. Rita Süßmuth leitete von 1982 bis 1985 das Forschungsinstitut »Frau und Gesellschaft« (IFG) in Hannover¹⁴⁷, bevor sie 1985 zur Bundesministerin für Jugend, Familie und Gesundheit (ab 1986 zusätzlich für Frauen) ernannt wurde. Nach ihrer Ernennung zur Ministerin stand Rita Süßmuth für die Besetzung der Frauenforschungsprofessur an der Universität Osnabrück nicht mehr zur Verfügung und der Kreis potenzieller Kandidatinnen erweiterte sich wieder. Für Carol Hagemann-White war es ein »historischer Zufall«, dass eine Professur zu besetzen war und dass zudem ihre Qualifikationen dazu passten. Dass es diese

146 Zu diesen »Sonderprofessuren« siehe S. 48f.

147 Das IFG war das erste Forschungsinstitut für grundlagen- und anwendungsorientierte Frauenforschung in Deutschland; es wurde 1981 aufgrund einer Initiative der damals CDU-geführten niedersächsischen Landesregierung (damals CDU) gegründet, galt aber als parteipolitisch unabhängig. 1999 wurde es geschlossen.

Professur überhaupt gab, führt sie auf das Engagement der Wissenschaftlerin und Politikerin Rita Süßmuth zurück.

Und ich meine, es ist in sehr starkem Maße Rita Süßmuth zu verdanken, der Art und Weise, wie sie mit diesem CDU-Institut umging und mit dem Anliegen von Frauen innerhalb der CDU. Sie hat bestimmte Themen nicht angefasst, aber das Thema Frauen akzeptabel gemacht, sehr viel schneller als es sonst passiert wäre. Die akademische Welt [...] war noch sehr sperrig. Aber die politische Welt hatte eingesehen: Wenn wir die Wählerinnen nicht gewinnen, sind wir verloren. Das hat sie genutzt und hat auch die Frauenverbände mobilisiert und das in die Breite getragen. Das führte dazu, dass es eine Professur gegeben hat. [...] Dass es eine C4-Professur zu diesem Zeitpunkt gab und dass dann auch jemand gebraucht wurde, die wirklich intensiv und sehr breit die Frauenforschung zu ihrer wissenschaftlichen Identität gemacht hat, das war ein Stück historischer Zufall. (Carol Hagemann-White)

Erst nachdem sie viele Jahre an der Universität in Forschung und Lehre tätig war, entwickelte Carol Hagemann-White den Wunsch nach einer höheren Position.

Mit einem Mal merkte man, irgendwer hat ein Angebot einer Professur bekommen und zischt ab nach Bremen. [...] Und ich war [in der Berliner Dozentinnengruppe] [...] die Einzige, die gesagt hat: »Jetzt habe ich etliche Jahre hier in Lehre und Forschung an der Universität gearbeitet. Und ich möchte natürlich beruflich irgend eine Position haben, wo ich das fortsetzen kann«. Alle anderen haben gesagt: »Nein, nein, Akademie und Karriere an der Uni auf keinen Fall«. [...] für die meisten deutschen Frauen meiner Generation war eine akademische Karriere für eine Frau offensichtlich sehr abschreckend. (Carol Hagemann-White)

Auch die Soziologin Ilona Ostner, die schon 1983 an der Fachhochschule Fulda die Professur für »Gemeinwesenarbeit mit dem Schwerpunkt Theorie und Praxis der Frauenarbeit« erhielt, beschreibt ihren Weg zur Professur als keinesfalls zielstrebig; vielmehr kam für sie »zur richtigen Zeit das richtige Stellenangebot«. Gleichwohl hatte sie sich wie viele andere Mitstreiterinnen auch dafür eingesetzt, dass diese Frauenforschungsprofessuren eingerichtet wurden und insofern war es nicht gänzlich zufällig, dass sie die Chance bekam, diese Professur zu besetzen.

Auch wenn für die meisten Befragten die Wissenschaft als Beruf lange Zeit nicht vorstellbar und somit auch nicht planbar war, so hatten einige dennoch klare Vorstellungen von einer zukünftigen Berufstätigkeit, die zwar außerhalb der Hochschule stattfinden sollte, für die das Studium aber eine Voraussetzung oder doch zumindest richtungsweisend war. In den Worten von Karin Hausen:

Ich hatte überhaupt keine akademische Laufbahn im Kopf. Ich wollte Studienrätin werden. (Karin Hausen)

Der Berufswunsch der Soziologinnen Beate Krais und Dagmar Schultz war Journalistin. Auch die Kulturwissenschaftlerin Christina von Braun hatte zunächst ganz andere berufliche Pläne und es war schließlich das »Genderthema«, das ihr eine wissenschaftliche Laufbahn ermöglichte. Mit ihrer Schrift *Nicht Ich. Logik, Lüge, Libido*¹⁴⁸ begann ihr Weg in das akademische Feld.

Als ich anfing zu studieren, hatte ich das Ziel, später mal freiberuflich zu schreiben und auch Filme zu machen und davon zu leben. Das ist ja dann auch tatsächlich so geworden. Dann hat sich aber allmählich herausgestellt, dass es etwas gab, was ich mit dem Filmmachen nicht greifen konnte, wo ich nicht herankam. Im Grunde kannst du mit Filmen etwas zeigen, was schon da ist, aber nicht, wie es entstanden ist. Ich habe dann angefangen, mehr und mehr zu schreiben. Das war der Moment, wo auch meine Gender-Reflektion sehr stark geworden ist. [...] Dann habe ich das Buch *Nicht Ich. Logik, Lüge, Libido*, eine Geschichte der Hysterie, publiziert. Hysterie als ein Parameter, an dem du die historische Entwicklung von Frauenbildern sehen kannst, welche Projektionen auf den weiblichen Körper stattfinden, wie sie entstehen und was für Wirkmacht sie haben. Dieses Buch hat mich sehr stark in die Genderforschung hineingeführt und war auch der Grund, weshalb ich überhaupt an die Akademie geholt wurde. Dann wurden mir Lehraufträge, Gastprofessuren angeboten. Dann habe ich mit diesem Buch nachträglich promoviert. Das ist 1985 erschienen und dann begann tatsächlich ein Interesse von den Universitäten für das, was ich machte. Dann habe ich angefangen zu lehren, bekam dann auch die Möglichkeit [...] zu habilitieren, kumulativ. Da ich schon eine ganze Reihe von Filmen gemacht [...] und auch neben dem Buch andere Texte geschrieben hatte, lag schon sehr viel vor. Das wurde akzeptiert. (Christina von Braun)

Eine akademische Laufbahn war in der Lebensplanung von Christina von Braun zunächst nicht vorgesehen und insofern war ihr Weg in die Hochschule für sie selbst unerwartet.

Aber wenn du fünf Jahre, bevor ich berufen wurde, gesagt hättest: »Du wirst an der Universität landen«, geschweige denn an der HU [Humboldt-Universität zu Berlin], hätte ich gesagt: »Die hat einen Knall. Nie und nimmer werde ich in eine akademische Laufbahn gehen«, weil das nicht in meiner Lebensplanung drin war. Das war etwas, was mich selber überrascht hat. Mein Lebensentwurf, ich lebte ja sehr lange in Paris, ich dachte, so als freiberufliche Filmmacherin, Schreiberin,

148 *Nicht Ich. Logik, Lüge, Libido* erschien 1985. Das Buch wurde mehrfach aufgelegt und gehört heute zu den Schlüsselwerken der Geschlechterforschung, siehe Mathes 2005.

auch mal ein Buch und sonst Texte, so würde das gehen, bis ich alt und grau bin. Dann ist es ganz anders gekommen. Das hat mich überrascht. (Christina von Braun)

Diese Aussagen der Hochschullehrerinnen unterstützen die vielfach formulierte These, dass Frauen ihre akademische Laufbahn weniger strategisch planen und gezielt durchlaufen (siehe exemplarisch Wetterer 1989; Beaufaÿs 2003; Harmeier 2011). Das trifft vor allem noch für die Generation der hier Befragten zu.

Ich empfinde das sehr stark als generationsspezifisch, dass ich keine Ziele gehabt habe, auf gar keinen Fall das Ziel Universitätslaufbahn – aus Bescheidenheit [...]. Das ist sicher auch eine weibliche Bescheidenheit. Wir waren ja nicht vertreten an der Universität. Wir waren ja wirklich damals nur die Ausnahme. (Magdalene Heuser)

Doch nicht alle äußern sich so »bescheiden«. Für einige, wenn auch nur wenige der Gesprächspartnerinnen galt es als keineswegs »schimpflich«, eine erfolgreiche Karriere an der Hochschule anzustreben.

Zumindest kann ich es für mich, aber auch für viele der Kolleginnen sagen – der Karrieregedanke [war] eher wichtig als schimpflich, schmählich, unappetitlich [...]. (Sabine Hering)

Nachdem ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin die ganze Genese an der Uni Bremen miterlebt hatte, war mir klar, ich will unbedingt in der Wissenschaft bleiben. [...]. Mir war klar, ich kann das nur machen, wenn ich Professorin werde. Das war dann ein ganz festes Ziel. Darum habe ich mich dann auch habilitiert, was nicht üblich war. Denn die Professoren hier [an der Universität Bremen] waren alle ohne Habilitation berufen. Man kämpfte auch gegen die Habilitation. In allen Universitätsreformen war man dagegen. Aber da war ich sehr berechnend. Das habe ich ganz klar kalkuliert, dass ich ohne Habilitation keine Chance habe. (Ute Gerhard)

[Ich hatte] eigentlich schon mit der Entscheidung, Volkswirtschaft zu studieren, das Ziel einer Professur [vor Augen]. Ich wollte ja die Welt verändern [...]. Insfern wollte ich Wissenschaftlerin werden. Langfristig gesehen gab es da eigentlich nur die Professur. (Ruth Becker)

Und auch die Ökonomin Brigitte Young antwortet, dass sie schon zu Beginn ihres Studiums wusste:

Ich werde Professorin [...], das war mir ganz klar [...]. (Brigitte Young)

Neben der Forschung gehört es zu den Aufgaben der Professorinnen, zu lehren und den wissenschaftlichen Nachwuchs zu betreuen und zu fördern. Sie wissen, wie wichtig es ist, die eigene Laufbahn zu planen, zielstre-

big zu verfolgen, sich etwas zuzutrauen und an sich zu glauben, um erfolgreich zu sein. Sie versuchen, dieses Wissen gezielt weiterzugeben, auch oder gerade weil sie selbst diese Unterstützung kaum erfahren haben.

Als Professorin habe ich natürlich auch immer versucht, meinen Studierenden diese Ziele zu vermitteln und dafür zu sorgen, dass sie überhaupt Karrierewünsche entwickeln. Das war bei mir noch nicht besonders ausgebildet, weil ich dieser ersten Generation angehörte, wo es sich einfach so entwickelt hat, wie ich es letztlich für mich auch erstaunlich fand. (Inge Stephan)

Mentoring-Programme und andere Maßnahmen im Kontext von Gleichstellungs- und Förderprogrammen an den Hochschulen unterstützen den weiblichen wissenschaftlichen Nachwuchs dabei, eine Hochschullaufbahn zu planen, Schritt für Schritt anzugehen und die hierfür notwendigen strategischen Netzwerke aufzubauen. Sie werden damit auf künftige Führungs- und Managementaufgaben vorbereitet, die mit einer Professur verbunden sind. Diese Unterstützung gab es für die ältere Generation noch nicht. Die Interviewpartnerin Sabine Hering beteiligte sich an einem solchen Mentoring-Programm an der Universität Siegen.

Ich habe mich sehr stark in diesem Mentoren-Programm engagiert in Siegen. Elisabeth Heinrich hat dieses Mentoring-Programm da aufgebaut¹⁴⁹ und ich habe am Aufbau und auch an der Durchführung durch die Betreuung intensiv mitgemacht und bin auch zu dem Thema als Vortragsreisende unterwegs gewesen. Ich mache immer so einen schönen Vortrag *Die sieben Todsünden weiblicher Karrierestrategie*, was man nämlich alles nicht machen darf. Da sind diese ganzen Geschichten natürlich drin. Den Frauen gehen da zum Teil wirklich die Augen auf. Das ist meine eigene Erfahrung, dass man so was gesagt bekommen muss. Insofern finde ich das immer wichtig. (Sabine Hering)

Die Hochschullehrerinnen der älteren Generation haben dazu beigetragen, dass den nachfolgenden Generationen die Bedeutung der Karriereplanung bewusst und ein strategisches Positionierungs- und Publikationsverhalten selbstverständlicher geworden ist. Dazu gehört auch der Rat, so häufig wie möglich in Fachzeitschriften mit einem hohen sogenannten Impact Factor zu publizieren.¹⁵⁰ Sie wissen aber auch, dass mit dieser strategischen

149 Sabine Hering bezieht sich hier auf das Mentoring-Programm FraMeS für Promovendinnen und Habilitandinnen der Universität Siegen, das von Elisabeth Heinrich, der Gleichstellungsbeauftragten an der Universität Siegen, entwickelt wurde; siehe Löther 2003.

150 Der Impact Factor (IF) einer Zeitschrift zeigt an, wie häufig im Durchschnitt ein in dieser Zeitschrift veröffentlichter Artikel in anderen Fachartikeln zitiert wird. Die Publi-

Anpassung an die Anforderungen des Hochschulbetriebs etwas verloren geht und das, was nicht in den gegenwärtigen Mainstream passt, entwertet wird.

Auf der anderen Seite habe ich natürlich auch im Laufe der Jahre gemerkt, dass die Art, wie ich arbeite, langsam entwertet wird – diese schönen Bücher schreiben, bestimmte Themen, nur in Peer-Review-Journalen publizieren und nicht in den Zeitschriften, die ich gerne [...] hatte und die mir wichtig sind. Das habe ich alles nie gemacht. Insofern habe ich aber auch von dem Zeitpunkt an, wo ich berufen worden war, gesagt, das muss ich nicht [...]. Es gibt so eine Bewertungsskala, wie häufig du zitiert wirst. Das ist mir so egal. (Sabine Hering)

Ist die akademische Laufbahn einmal eingeschlagen, lassen es die jüngsten Hochschulreformen kaum noch zu, für eine Weile innezuhalten oder auch einen Umweg zu gehen, wie es für die Mehrheit der Pionierinnen in der Frauen- und Geschlechterforschung, die hier zu Wort kommen, noch möglich war. Heute sind die Stufen auf dem langen Qualifikationsweg zur Professur normierter und enger getaktet.

Persönlich tun mir meine Umwege wirklich nicht leid. Auch die zwei Jahre Ausflug in den Journalismus waren wichtig für mich [...], Manchmal denke ich, nur Schule, Studium, Universität, allenfalls noch mal gebrochen durch das Referendariat, wo ein bisschen Praxis dazukommt, dass das zu geradlinig ist. Aber auf der anderen Seite, wer heute anfängt, muss geradlinig sein. Es gibt ja ganz selten noch mal irgendwelche Zufallschancen. (Konstanze Plett)

In der prekären Qualifikationsphase auf dem Weg zur Professur ist es besonders schwer, eine Balance zwischen notwendiger Anpassung und selbstbestimmten Entscheidungen zu finden.

4.1.2 Bedeutung der Frauenbewegung

Die Neuen Frauenbewegungen und die sich daraus entwickelnden Strömungen der Frauen- und Geschlechterforschung haben die Berufsbiogra-

kationsleistungen von Wissenschaftler/innen werden zunehmend danach beurteilt, wie viele Veröffentlichungen sie in einer Zeitschrift mit einem hohen IF nachweisen können, und nicht selten wird Quantität mit Qualität gleichgesetzt. Unter karrierestrategischen Gesichtspunkten ist es also sinnvoll, in einer Zeitschrift mit einem hohen IF zu veröffentlichen. Im deutschsprachigen Raum sind die *Feministischen Studien*, *Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* im internationalen Social Sciences Citation Index (SSCI) aufgenommen, für *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* wurde der Aufnahmeprozess eingeleitet.

fien der meisten befragten Hochschullehrerinnen entscheidend beeinflusst. Wie ein Roter Faden ziehen sich entsprechende Hinweise durch den Erzählstrom der Interviews. Die Historikerin Gisela Bock erlebte die Frauenbewegung in den 1970er-Jahren in Berlin und in den USA.

Nach dem Studium kam dann erst einmal die Frauenbewegung in ihrer ganzen, umfassenden und oft auch schwierigen Form, die sie in Berlin hatte – aber auch in den USA. Vieles, was mich beflogt hat, stammt aus den USA, wo ich in meiner ersten Jugend ein Jahr zur Schule gegangen bin, und in meiner zweiten Jugend – nämlich bei meiner ersten Assistentenstelle – an der Harvard University war, ebenfalls für ein Jahr. Deshalb ist das für mich so wichtig. Dort habe ich zum ersten Mal im Herbst 1974 die US-amerikanische Frauenforschung kennengelernt in der Form der ersten der berühmten Berkshire-Konferenzen, die deshalb berühmt wurde, weil sie damals unerwartet zweitausen Menschen angezogen hat. Da habe ich auch die Stars gesehen, die allerdings erst später Stars wurden. Das hat mir einen Schub gegeben. (Gisela Bock)

Die Architektin Sigrun Dechêne berichtet von ihrer »Begeisterung« für die Frauenbewegung und dass sie die Zusammenarbeit mit Kolleginnen auch aus anderen Fächern suchte. Sie nennt die Namen von Fachkolleginnen, die sich schon früh mit den Arbeiten und der Berufssituation von Architektinnen beschäftigt und sie inspiriert haben, wie auch die 1981 in Berlin gegründete »Feministische Organisation für Planerinnen und Architektinnen« (FOPA).

Meine Begeisterung für diese Bewegung war so groß, dass ich mich im Laufe der Siebzigerjahre mit Frauen zusammengetan habe. Da entwickelte sich Ende der Siebziger eine Bewegung, die sich die Emanzipation der Frau auf die Fahne geschrieben hatte. Ich habe hier versucht, ein paar Frauen – sowohl aus meinem Fach als auch Pädagoginnen, Soziologinnen – zusammenzutrommeln. Die Fernuniversität wurde in Hagen gegründet. Da gab es eine Professorin, Psychologin, Lenelis Kruse, die das Fach Umweltpsychologie hier vertrat. Diese Mischung hat mich total fasziniert. Ich habe mich immer mehr mit Literatur beschäftigt. Damals gründete sich FOPA, Feministische Organisation für Planerinnen und Architektinnen in Dortmund. [...] Ich habe zu diesem Thema gelesen, was ich konnte, Barbara Martwich und so weiter. Alle Zielsetzungen von einem weiblichen Blick auf die Stadt habe ich mir reingezogen vom Ende der Siebziger, die Achtziger hindurch.¹⁵¹ (Sigrun Dechêne)

151 Lenelis Kruse-Graumann war von 1985 bis zu ihrer Pensionierung 2007 Professorin für Psychologie an der FernUniversität Hagen und seit 1988 Honorarprofessorin an der Universität Heidelberg. Bereits in den 1980er-Jahren beschäftigte sie sich mit dem Thema »Frauen in Führungspositionen«. Barbara Martwich hatte eine Professur für Ar-

Die sich formierende Frauenforschung wirkte auf viele angehende Wissenschaftlerinnen wie eine Initialzündung.

Unser Gespräch kreist viel um die Frage, wie wird man überhaupt Wissenschaftlerin, wie entsteht dieser Entschluss. Weil man sich vorstellen kann, auch andere Dinge zu tun. Da war die Frauenforschung ein großer Vorteil. [...] Das war ein Thema, das mich beflogt hat. (Ilse Lenz)

Die Frauenbewegungen entwickelten sich aus der Studentenbewegung und in Abgrenzung zu ihr.¹⁵² Die Soziologin Margrit Brückner betont, dass sie sich sowohl in der Studentenbewegung als auch in den Neuen Frauenbewegung engagierte und »aufgehoben« fühlte, dass die Sozialen Bewegungen ihr erst den Mut gaben, sich das Feld der Hochschulen zu erschließen und es ihr folglich immer wichtig war, in linken Netzwerken mit Frauen *und* Männern und in Frauennetzwerken organisiert zu sein. Ilona Ostner hingegen erlebte die Frauenbewegung zwar als »großartig«, empfand die Auswirkungen der Studentenbewegung auf ihr Studium aber eher als störend.

Ich habe zwar freiwillig Kapitalschulungen gemacht [...], was ich toll fand, was auch ein toller Thinktank war. Wir haben uns getroffen und haben materialistische und idealistische Erkenntnistheorie im Vergleich gemacht. Aber Studentenbewegung hieß halt auch, dass die Seminare permanent umfunktioniert wurden, sodass ich eigentlich gar nicht richtig Soziologie studiert habe. Es war mehr Eigenstudium später. [...] Ich fand die Frauenbewegung in München ganz großartig. Die war für mich wichtig. [...] was ganz toll war, war diese Emanzipation der Frauen aus dieser Studentenbewegung und der kritische Blick auch. Das war schon *male chauvinism*. Ich fand es unerträglich. Ich war in einem Seminar »Sexualität und Gesellschaft« [...], da wurde geraucht [...], da gingen immer die Weinflaschen herum und ich

chitektur an der Hochschule für bildende Künste in Hamburg inne. Sie thematisierte seit Anfang der 1990er-Jahre die Situation der Architektinnen im Rahmen der Ingenieurberufe; siehe dazu ihren Text in Wetterer 1992: 173–186 sowie die Studie *Pionierinnen in der Architektur* von Dörhöfer (2004). Bei der Feministischen Organisation für Planerinnen und Architektinnen (FOPA) existierten mehrere regionale Gruppen, unter anderem auch in Dortmund, wo Sigrun Dechêne tätig war. Die FOPA gab von 1983 bis 2004 die Zeitschrift *Frei.Räume* heraus, die über feministische Theorie und Praxis in den Bereichen Planung, Architektur und Bauen informierte; siehe http://www.fopa.de/?page_id=2.

152 Siehe dazu die Reflexionen 30 Jahre nach dem legendären Tomatenwurf der Berliner Studentin Sigrid [Damm]-Rüger auf dem 23. SDS-Kongress 1968 in Frankfurt, der als »Geburtsstunde« der Neuen Frauenbewegung in Deutschland gilt, 1999 herausgegeben von der Heinrich-Böll-Stiftung/Feministisches Institut unter dem Titel *Wie weit flog die Tomate?* sowie die Interviewstudie von Christine Thon (2008) über die *Frauenbewegung im Wandel der Generationen*.

wusste nicht, was ich da sollte. [...] es war mir zu männlich, was ich in München erlebt habe. (Ilona Ostner)

Auch Helga Grubitzsch fühlte sich von der Frauenbewegung getragen und ermutigt, sich dafür einzusetzen, dass an ihrer Hochschule und in ihrem Fach neben ihrer eigenen eine weitere Professur mit einer Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung eingerichtet wird, was letztlich auch gelang.¹⁵³

Die Frauenbewegung hat mich immer getragen. [...] Ich hatte dann den Plan, eine internationale Kooperationsstelle für Frauenforschung in Europa zu gründen und habe dafür eine Stelle Feministische Theorie eingeworben. Das war sehr, sehr heftig umkämpft. Schon das Wort feministisch war anrüchig. [...] Aber es ist dann eine C4-Stelle geworden. Ich finde, das ist ein ganz großer Erfolg, der gegen Widerstände, aber auch mit Unterstützung passiert ist. Ich habe das nicht allein geschafft. (Helga Grubitzsch)

Die Soziologin Christel Eckart erinnert daran, dass einige aus der Generation der ersten Genderprofessorinnen bereits in den 1970er-Jahren in Forschungsinstituten Pionierarbeit für die Frauenforschung geleistet haben, als es in den Hochschulen dafür noch keinen Platz gab. Karin Flaake forschte am »Soziologischen Forschungsinstitut Göttingen« (SOFI) und danach am außeruniversitären Frankfurter »Institut für Sozialforschung« (IfS), bevor sie den Ruf auf eine Professur an der Universität Oldenburg erhielt. Ilona Ostner war von 1978 bis 1983 Mitarbeiterin des Sonderforschungsbereichs »Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Berufs- und Arbeitskräfteforschung« an der Universität München, ehe sie ihre erste Genderprofessur an der Fachhochschule Fulda antrat. Christel Eckart war Mitglied des Frankfurter IfS. Dort erarbeitete sie gemeinsam mit ihren Teamkolleginnen¹⁵⁴ unter anderem die Studie *Frauenarbeit in Familie und Fabrik*.

153 An der Universität Paderborn wurde 1993 die Professur mit der Denomination »Allgemeine Literaturwissenschaft und literaturwissenschaftliche Frauenforschung unter besonderer Berücksichtigung feministischer Theorie« geschaffen, bis 2011 war Gisela Ecker die Stelleninhaberin. Die Stelle wurde als Professur für »Vergleichende Literatur- und Kulturwissenschaft mit Schwerpunkt Gender Studies« 2010 neu ausgeschrieben. Sie wurde zunächst vertreten und ist seit 2013 mit Jörn Steigerwald besetzt.

154 Das Team bestand aus Christel Eckart, Ursula G. Jaerisch und Helgard Kramer. Der Forschungsschwerpunkt »Integration der Frau in die Berufswelt« wurde 1974 mit einer Laufzeit von fünf Jahren bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft eingerichtet und jährlich mit 800.000 DM finanziert; siehe dazu Eckart u.a. 1979.

Diese Zeit war für die Frauenforschung insgesamt und für meine inhaltliche Arbeit und Entwicklung die wichtigere, weil wir sehr bald Anfang der 70er unsere sogenannte Frauenstudie, erste Untersuchungen über die Arbeiterinnen gemacht haben. Das war die Zeit, in der es überhaupt noch keine feministisch sozialwissenschaftlichen Referenzen irgendwelcher Art gab. Die Zusammenhänge haben wir alle zu der Zeit selber geschaffen – mit den Forscherinnen,¹⁵⁵ die zur gleichen Zeit ihre Studie gemacht haben. Vor allem in den Forschungsinstituten außerhalb der Uni, das SOFI Göttingen war dabei, die das IFS München, Teams aus dem SFB in München, auch die Hannoveranerinnen um Regina Becker-Schmidt, die allerdings schon an der Uni. Diese Zeit war für die Frauenforschung ganz, ganz wichtig. Ich halte für wichtig, das in Erinnerung zu behalten, dass sie vielfach außerhalb der Universität entwickelt wurde. Diese Forschungsinstitute waren keine Universitätsinstitute. Der Elan, solche Themen und neue Fragestellungen mit dieser Gründlichkeit zu verfolgen, hatte da seinen Platz. (Christel Eckart)

Christel Eckart verweist hier auch auf die anfängliche Wechselwirkung zwischen der Frauenbewegung und der Themenbildung in der Frauenforschung.

Das ist ja eine Sache der Frauenbewegung erst mal und nicht der Forschung, nicht der Wissenschaft. Die Frauenbewegung hat auf Lebensverhältnisse und auf Lebenspraktiken der Frauen hingewiesen, die einfach nicht wissenschaftlich und auch nicht politisch und gesellschaftlich wahrgenommen, geschweige denn wertgeschätzt werden. Das wäre ohne [...] [die Frauenbewegung] nicht vorangekommen, auf keinen Fall. Da bin ich ganz sicher. (Christel Eckart)

Die Frauenbewegung setzte aber nicht nur Fragen und Themen auf die Tagesordnung von Wissenschaft und Politik, sondern bildete auch einen guten Boden, um Freundschaften zu schließen, die zum Teil weit über den Raum des Beruflichen hinaus bedeutsam wurden. Die Frauenfreundschaften und der intensive intellektuelle Austausch in den neu gewonnenen Freiräumen setzten Energien frei, die in zahlreiche Projekte flossen und den Raum des Möglichen erweiterten. Die Historikerin Barbara Duden nennt explizit und als Beispiel die Arbeit bei der Zeitschrift *Courage*.

Freundinnen. Das war das Entscheidende [...]. Und diese Erfahrung dieser Nähe und etwas zusammen machen zu können, das war für mich 75, dann die *Courage* und die Jahre danach [...] Wir haben ja sehr viel, auch mit Gisela Bock und anderen, Frauengeschichte-Treffen, Tagungen [...] gemacht und Vorträge gehalten, um

¹⁵⁵ Christel Eckart meint hier die Kolleginnen, die an der Universität Hannover zum Thema »Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik« gearbeitet haben, siehe Becker-Schmidt u.a. 1982; 1985; Becker-Schmidt 1983; auch Löw 2005: 176–193.

zu versuchen, die [...] Geschlechtergeschichte oder damals Frauengeschichte institutionell zu verorten. (Barbara Duden)

Barbara Duden schildert, wie in ihr der Wunsch entstand, das Leben, das Frauen in der Vergangenheit verborgen geführt haben, in der Geschichtswissenschaft sichtbar zu machen. Sie kannte das Friedrich-Meinecke-Institut an der Freien Universität Berlin aus ihrer Zeit als Studentin und junge Wissenschaftlerin, als »Frauenthemen« noch keine wissenschaftliche Bedeutung beigemessen wurde. »Frauen suchten ihre Geschichte¹⁵⁶ und begründeten neue Forschungsfelder.¹⁵⁷

Das Geschichtsstudium hat mich sehr früh politisiert, weil die Konzeption der Vergangenheit, die am Friedrich-Meinecke-Institut damals unterrichtet wurde, nach und nach zu dieser schmerhaften Erfahrung geführt hat [...]: Man machte jüdische Handelsbeziehungen und so weiter, aber es gab keinen Haushalt, keine Frauen, keine Töchter, was damals eben Privatsphäre hieß. Diese Erfahrung eines konventionellen Geschichtsstudiums [...], die Suche nach sich selbst, wie wir das später dann genannt haben, also Frauen suchten ihre Geschichte [...]. Dazu kam, dass die Geschichtswissenschaft am Friedrich-Meinecke-Institut sehr stark institutionengeschichtlich, politikgeschichtlich, außenpolitikgeschichtlich war und die große Tradition der Kulturgeschichte [...] dort nicht unterrichtet [wurde]. [...] Ich habe meine Staatsexamensarbeit über Henriette Herz und Rahel Varnhagen gemacht, das waren diese Berliner Salons, und die Möglichkeiten, in [...] geschlossener Gesellschaft für Frauen halböffentliche Räume zu schaffen, in denen ein Gespräch möglich ist, das hat mich immer sehr interessiert. (Barbara Duden)

Die Themen, die Barbara Duden für relevant hielt und bearbeiten wollte, fanden schließlich in ihrer Hochschule und auch in der professoralen Kollegenschaft Gehör, weil sich die Geschichtswissenschaft in den 1980er-Jahren zunehmend für Themen der Sozialgeschichte zu öffnen begann (vgl. Schaser/Schnicke 2014). Barbara Duden nennt an dieser Stelle den Namen Thomas Nipperdey,¹⁵⁸ der einen historisch-anthropologischen Ansatz in der Geschichtswissenschaft vertrat.

156 Barbara Duden bezieht sich hier auf den Titel des von Karin Hausen 1983 herausgegebenen Readers *Frauen suchen ihre Geschichte*.

157 Barbara Duden hat mit ihrer 1987 veröffentlichten Arbeit *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730* den Körper als Gegenstand der Geschichtswissenschaft etabliert.

158 Thomas Nipperdey (1927–1992), ein deutscher Historiker, hatte von 1967 bis 1971 eine Professur in der Geschichtswissenschaft der Freien Universität Berlin inne, bevor er einem Ruf an die Universität München folgte.

Dieses Thema durchzusetzen, war für mich ganz einfach. Ich war Hilfskraft bei Herrn Nipperdey [...]. Als Nipperdey kam, war es ein großer Aufbruch. Der hat viel Sozialgeschichte gemacht, Geschichte von Vereinen, Bewegungsgeschichte im neunzehnten Jahrhundert. Da gab es also Öffnungen, auch solche Themen aufzunehmen. Ich wollte zunächst über Marianne Weber arbeiten. Damit bin ich aufgefahren: »Über Marianne Weber gibt es nichts. Sie hat den Nachlass ihres Mannes schlecht rausgegeben. Das ist nicht interessant«. So war klar, dass die große Sozialforscherin mit sehr wichtigen Studien, gerade zur Situation lediger Mütter, in der Geschichtswissenschaft überhaupt nicht zur Kenntnis genommen wurde. (Barbara Duden)

Mit der Sozialgeschichte oder »Historischen Sozialwissenschaft« wurde auch die Familie und Familiengeschichte (Hausen 1986) zu einem wissenschaftlichen Thema. Die Familiengeschichte erfuhr ein *take off*, wie Barbara Duden sagt.

Das gab es vorher nicht. Die Soziologie hat Familiensoziologie gemacht, aber nicht in der historischen Dimension. Und für die Geschichtswissenschaft gab es Haushalt, Familie und all das eigentlich nicht. [...] Karin Hausen hat in Familiengeschichte angefangen zu arbeiten. Und wir haben dann eben angefangen, Frauen geschichte zu machen. So bin ich da reingekommen. (Barbara Duden)

Es ging um das Wiederentdecken von Vordenkerinnen und Vorkämpferinnen aus den vorangegangenen Frauenbewegungen und es entstand ein Bewusstsein darüber, dass die Neuen Frauenbewegungen der 1970er-Jahre eine von vielen Wellen der vorausgegangenen Emanzipationsbewegungen von Frauen waren.¹⁵⁹ Auch die Kunsthistorikerin Cillie Rentmeister spricht von der Wiederentdeckung der »Schwestern von gestern« im Zuge der Frauenbewegung. Die Rückbindung der eigenen Existenz an vergangene Frauenleben wurde zum Movens der Suche nach der eigenen Identität.

Beschrieben wird eine Bewegung von Frauen, die außerhalb der Hochschulen ihren Anfang nahm und auch vor dem Privaten nicht Halt machte, die in die wissenschaftlichen Institutionen hineingetragen wurde und von dort wieder nach außen wirkte. Es entstanden unzählige autonome Frau enprojekte mit dem Ziel, die Lebensbedingungen von Frauen in privaten

159 Vgl. Gerhard 1995; 2012; Lenz 2008; 2009 und 2010. Die Kunsthistorikerinnen Bettina Baumgärtel und Silvia Neysters machen in ihrer »Galerie der starken Frauen« darauf aufmerksam, dass die »erste Welle« der Frauenbewegung nicht – wie zumeist geschrieben – mit der Französischen Revolution einsetzt, sondern bereits in der Antike: »Den wenigsten ist bewußt, daß die sogenannte Frauenbewegung der letzten zwanzig Jahre nur eine von vielen Wellen in dem seit der Antike immer wiederkehrenden Streit um Emanzipation und Feminismus ist« (Baumgärtel/Neysters 1995: 11).

und öffentlichen Räumen ebenso wie die Leistungen von Frauen in Wissenschaft und Politik, Kultur, Kunst und Literatur sichtbar zu machen. Es waren Projekte wie Frauenmuseen, Frauenarchive, Frauenbibliotheken, Frauenbildungs- und Kommunikationszentren, Zeitschriften, Buchläden, Frauenzentren, Frauenredaktionen und Musikgruppen, die zum Teil heute noch existieren und an deren Gründung einige Interviewpartnerinnen beteiligt waren.

In den 1970er-Jahren entstanden in den größeren Städten, vor allen in den Universitätsstädten, »autonome Frauenzentren«. Frauen riefen Selbst-erfahrungsgruppen ins Leben, in denen intensiv diskutiert wurde. Die Erziehungswissenschaftlerin Sabine Hering erinnert sich an die Begegnung mit Angelika C. Wagner,¹⁶⁰ über die sie von dem Konzept der Consciousness Raising Groups aus der US-amerikanischen feministischen Frauenbewegung erfuhr.

Das war 73/74. Ich war Mitgründerin des ersten Frauenzentrums. Wir haben da Tage und Nächte gesessen und diskutiert. Ich habe vor allem, was für mich sehr wichtig [war], Angelika Wagner kennengelernt und habe an diesen berühmten Consciousness Raising Groups teilgenommen, die sie damals aus Amerika mitgebracht hat. Das war ein ganz wichtiger Punkt, die eigene Sozialisation als Frauensozialisation zur Kenntnis zu nehmen und daraus politische Forderungen und Ideen und theoretische Hintergründe abzuleiten. Das war in der Tat wichtig. (Sabine Hering)

Die Kunst- und Kulturtheoretikerin Cillie Rentmeister beschreibt, wie sie neben ihrer wissenschaftlichen Arbeit ihrer Liebe zur Musik nachging und Mitbegründerin und Mitglied der ersten deutschen Frauenrockband *Flying Lesbians* wurde, die von 1974 bis 1976 existierte. Diese Band brachte die Stimmung unter den »bewegten Frauen« zum Ausdruck.

Mit meiner Band Flying Lesbians zog ich parallel zum Promotionsprojekt durch Deutschland und Europa, quasi als »Stimme« der neuen Frauenbewegung, die ja auch eine Kultur-Revolution brachte, nach eigener Kunst, Musik, und Ästhetik suchte. Überall waren Frauen in Bewegung gekommen und pflegten engen internationalen Austausch, eine grenzüberschreitende, reisende und, was zu oft vergessen wird, auf Festen tanzende Bewegung. (Cillie Rentmeister)

160 Angelika C. Wagner gründete 1974 ein Frauenzentrum in Reutlingen und initiierte 1978 das erste Frauenhaus in Baden-Württemberg; 1985 nahm sie den Ruf auf die Professorin für »Pädagogische Psychologie« an der Universität Hamburg an und initiierte an dieser Universität die Arbeitsstelle Expertinnen-Beratungsnetz/Mentoring, die 1989 ihre Arbeit aufnahm und heute noch existiert, siehe <http://www.expertinnen-beratungsnetz.uni-hamburg.de/>.

In Berlin entstand eine erste Zeitschrift der westdeutschen Frauenbewegung, die schon erwähnte *Courage*. Sie war von 1976 bis 1984 ein wichtiges Sprachrohr der feministischen Bewegung.¹⁶¹ Barbara Duden, die gemeinsam mit den Journalistinnen und Autorinnen Sibylle Plogstedt und Sabine Zurmühl diese Zeitschrift gegründet hatte, beschreibt, mit welcher Freude sie vier Jahre für dieses Kommunikationsorgan der Frauenbewegung gearbeitet hat.

Und die Frauenbewegung, da war eben die Erfahrung in der *Courage* zentral – so eine Zeitung selber zu machen. Ich habe damals diese internationale Seite betreut. Also zu entdecken, dass es in Amsterdam eine Frauenbibliothek gibt [...], überhaupt Netzwerke, und dass du hingehen kannst und sagen: »Ja, ich komme jetzt von der Courage und kannst du mir mal zeigen ...«, also, sich die Welt zu erobern [...], selbsttätig und mit Vertrauen auf sich selber [...], das zu machen und zu sagen: »Vielen Dank, das passt für mich. Das gefällt mir«. Diese Sicherheit und auch Freude ist die Frauenbewegung für mich gewesen. (Barbara Duden)

Auch für die Romanistin Helga Grubitzsch war die Zeitschrift *Courage* wichtig. Zudem war sie bei ihren Recherchen in französischen Archiven in den 1970er-Jahren auf Frauenzeitschriften aus dem 19. Jahrhundert gestoßen.

[Ich war] in der Bibliothèque Nationale in Paris und [...] traf dann plötzlich auf Zeitschriften wie *Tribüne der Frauen*, *Die Stimme der Frauen*. Dann hat mich so ein richtiges Fieber gepackt. Ich wollte das unbedingt untersuchen und habe festgestellt, dass das, was die alles schon gesagt haben, heute erst wieder akut wird. Das war in der Zeit, in der gerade die *Courage* gegründet war. [...] Dann haben wir Frauenprojekte organisiert und Frauenringvorlesungen. Dann wurde das zum Politikum, weil es natürlich sehr bekämpft wurde. Ich habe das für mich als Forschungsschwerpunkt gewählt und zunehmend auch als Schwerpunkt in der Lehre. Das war etwas, wo ich mit Herz und Verstand wirklich dahinterstehen konnte. (Helga Grubitzsch)

Ruth Becker arbeitete von 1984 bis 1989 im Vorstand des Stuttgarter Kulturzentrums für Frauen SARAH, das bereits 1978 gegründete wurde

¹⁶¹ Zwei Jahre nach der Gründung der Zeitschrift *Courage* erschien 1978 zum ersten Mal die Zeitschrift *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* (kurz: *Beiträge*). Sie wurde bis 2008 vom »Verein Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen« herausgegeben. Auch die *Beiträge* waren ein »Kind der Frauenbewegung« (Oestreich 2008), »ein politisches und theoretisches Diskussionsforum der autonomen Frauenbewegung« (Notz 2008: 21).

und das älteste Kulturzentrum in Deutschland ist, das im Kontext der Neuen Frauenbewegung entstand und heute noch existiert.

1981 rief eine Gruppe von Künstlerinnen, Architektinnen, Raum- und Stadtplanerinnen in Bonn das erste »Frauenmuseum«¹⁶² ins Leben, wie Sigrun Dechêne berichtet.

1981 wurde in Bonn von der Künstlerin Marianne Pitzen das erste autonome Frauenmuseum gegründet. Architektinnen und Stadtplanerinnen hatten sich dort bereits in dem Verein »frauen formen ihre stadt« zusammengefunden und Ausstellungen zur Lebenssituation von Frauen entwickelt. Gemeinsames Ziel dieser und anderer Initiativen war es, räumliche, soziale und gestalterische Qualitäten aus Frauensicht in Kunst, Architektur und Stadtplanung aufzuzeigen. Diese Aufbruchsstimmung erfasste viele von uns Fachfrauen. Auch in Hagen fand ich bald Mitstreiterinnen. Wir gründeten die Gruppe »Wohn-behagen« und mischten uns ein in die regionale Planungsdiskussion. (Sigrun Dechêne)

Ebenfalls im Jahr 1981 gründete die Soziologin Frigga Haug die »autonome Frauenredaktion« der Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften *Das Argument* (siehe Löw 2005; Knapp 2012: 494), in der die Interviewpartnerin Brita Rang mitarbeitete.

Und als dann die Frauenredaktion kam, war ich eben auch in der Frauenredaktion des *Argument*. Das heißt, *Argument* war [...] für mich eine Institution, die nicht borniert national war, internationaler ausgerichtet, ganz viele Autorinnen aus dem englischsprachigen und französischsprachigen Raum waren da ziemlich früh auch präsent. (Brita Rang)

Der Verein »Archiv der deutschen Frauenbewegung«¹⁶³ in Kassel wurde 1983 gegründet und konnte ein Jahr später seine Türen für die Öffentlichkeit öffnen. Sabine Hering gehört zu den Gründerinnen.

Ende 83 kam der Kick, das Archiv der deutschen Frauenbewegung zu gründen, was sicher eine meiner relevantesten Taten war, eine Einrichtung, die bis heute blüht und gedeiht und sehr wichtig war und im Prinzip aus Forschungszusammen-

162 Die Künstlerin Marianne Pitzen hat die Konzeption des Museums entwickelt und ist nach wie vor die Leiterin des Hauses. Sie war verbunden mit den Frauengruppen »frauen formen ihre stadt« und »Frau + Futura« und ist Mitglied der Künstlerinnengemeinschaft »zart & zackig«, die in den 1980er-Jahren zusammenfand.

163 Das Archiv der deutschen Frauenbewegung in Kassel beherbergt heute eine Bibliothek und ein Archiv sowie ein Forschungs- und Bildungszentrum zu Frauenalltag und Frauenbewegung in Deutschland im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Seit 1985 gibt es zudem *Ariadne. Almanach des Archivs der deutschen Frauenbewegung* (heute: *Ariadne. Forum für Frauen und Geschlechtergeschichte*) heraus; siehe <http://www.addf-kassel.de/home>.

hängen heraus entstanden ist, weil ich mich damals mit biografischen Interviews mit älteren Sozialarbeiterinnen beschäftigt habe. (Sabine Hering)

Das Bremer Frauenbildungs- und Kommunikationszentrum »Belladonna«, das Helga Grubitzsch zufolge das größte Frauenliteraturarchiv beherbergt, ist seit 1988 öffentlich zugänglich.

Zum Beispiel habe ich an der Universität Bremen mal ein Seminar gemacht zu Frauenprojekten. Da haben wir auch das Scheitern von Frauenprojekten untersucht. Einige Studentinnen haben gesagt, sie würden ja gerne mal ein eigenes Frauenprojekt gründen. Daraus ist dann eine Initiativgruppe entstanden, die in Bremen ein Frauenbildungs- und Kommunikationsprojekt gegründet hat, *Belladonna*, mit einem Frauenarchiv, das es immer noch gibt. Das ist ein Beispiel für diese Bewegtheit für mich. (Helga Grubitzsch)

Die Grundstimmung in der Hochzeit der Neuen Frauenbewegung war von einem Gefühl des Aufbruchs geprägt, das auch die Mehrheit der befragten Hochschullehrerinnen empfand.

[...] diese spürbare Bewegung, diese Begeisterung, diese Aufbruchsstimmung. Das fehlt heute, diese innere Gewissheit, wir können was verändern. Dazu sind die Bedingungen heute wirklich anders. Ich bin sehr glücklich, dass ich das so miterleben durfte [...]. Und in einer Zeit zu leben, wo sich die Aufbruchsstimmung gesellschaftlich so manifestiert, das ist schon was sehr Prägendes. (Helga Grubitzsch)

Die Akteurinnen in der Neuen Frauenbewegung an den Hochschulen waren zunächst vor allem Studentinnen und junge Nachwuchswissenschaftlerinnen. Mit der Bewilligung von Lehraufträgen und (in der Regel befristeten Mittelbau-)Stellen in den neu gegründeten Fachhochschulen und Universitäten wurde der Grundstein für die Entwicklung der Frauenforschung gelegt. Es wurden Seminare angeboten, die bei den Studentinnen viel Anklang fanden. Die Literaturwissenschaftlerin Inge Stephan berichtet, dass sie schon in ihrer Zeit als Assistentin an der Universität Hamburg »Seminare für Frauenliteratur« veranstaltete. Mitte der 1970er-Jahre waren diese Seminare etwas Besonderes.

1977 oder 1976 gab es das erste Seminar für Frauenliteratur an der Hamburger Universität, das Geschichte geschrieben hat. Das habe ich gar nicht alleine [...], sondern mit linken Kollegen zusammen gemacht. Das war auch ein Punkt, dass dann in Hamburg auf einmal – das waren dann nicht die Frauen, sondern junge Männer, die durch die 68er politisiert waren und das ein großes Thema fanden – ein politisches Umfeld für mich war. Da habe ich mich auch so gefühlt, dass ich akzeptiert war, auch mit meinen aufmüpfigen Themen, zu denen dann natürlich auch die Frage gehörte: Was ist denn eigentlich mit den Frauen? Warum bin ich

eigentlich alleine? Warum gibt es so viele Studentinnen bei uns und warum machen die eigentlich alle gar keine Karriere? Das waren damals alles schon Fragen [...], und da kamen sechshundert Frauen. Wir haben das, glaube ich, zu viert gemacht. Das haben wir dann aufgeteilt. Und [...] ich habe das engere Thema gekriegt, nämlich Frauenliteratur, und zwar Gegenwartsfrauenliteratur [...]. Das war sehr stark als Selbsterfahrungsseminar angelegt. Das habe ich dann in einer großen Gruppe mit bestimmt zweihundert Frauen gemacht. Das war Mitte der Siebzigerjahre. [...] Wir waren die ersten und es war sehr besonders. (Inge Stephan)

Die strukturelle Verankerung der Frauen- und Geschlechterforschung in den Hochschulen erfolgte über Projekte und Stellen in Forschung und Lehre und war ein äußerst zäher Prozess, der – wie schon mehrfach angesprochen – durch das Engagement von Entscheidungsträgerinnen in der Hochschulpolitik forciert wurde. Inge Stephan erwähnt die Philologin und SPD-Politikerin Eva Rühmkorf, die 1979 als Leiterin der neu gegründeten Hamburger »Leitstelle Gleichstellung der Frau« Deutschlands erste Gleichstellungsbeauftragte wurde.

Die hat uns unterstützt, wenn es da irgendwo um Gelder ging [...]. Wir kriegten ja nie etwas von der Universität [...]. Die Impulse kamen häufig von außen, von der Politik, und da auch über Frauennetzwerke. Eva Rühmkorf als Gleichstellungsbeauftragte, das war ein wichtiger Posten im Hamburger Senat. (Inge Stephan)

Obwohl sich die Frauen- und Geschlechterforschung am Rand der wissenschaftlichen Disziplinen bewegte, war das große Interesse der Studierenden ermutigend und animierte zu Gründungen von Institutionen. Inge Stephan berichtet, wie sie Anfang der 1980er-Jahre mit ihrer damaligen Studentin Sigrid Weigel¹⁶⁴ die »Arbeitsstelle für feministische Literaturwissenschaft«¹⁶⁵ an der Universität Hamburg gründete.

164 Sigrid Weigel ist inzwischen Professorin für Literatur- und Kulturwissenschaft und seit 1999 Direktorin des »Zentrums für Literatur- und Kulturforschung« (ZfL) in Berlin.

165 Die Hamburger »Arbeitsstelle für feministische Literaturwissenschaft« wurde 1983 gegründet und 1985 institutionell verankert; seit 2011 heißt sie »Arbeitsstelle für Gender-Forschung und Kulturtheorie«. Leiterin ist Claudia Benthien, die 2005 nach längerer Vakanz die Nachfolge von Barbara Naumann auf der Professur für »Neuere deutsche Literatur mit dem Schwerpunkt Gender-Forschung im Rahmen kulturwissenschaftlicher Ansätze in der Literaturwissenschaft« angetreten hat. Die Arbeitsstelle gab von 1983 bis 1997 die Zeitschrift *Frauen in der Literaturwissenschaft* (zunächst erschienen als *Rundbrief*) heraus. Im Jahr 1999 folgte die Nullnummer der Nachfolgezeitschrift *figurationen. gender literatur kultur*, herausgegeben von Barbara Naumann. Zur Gründung und zu den Aktivitäten der Arbeitsstelle siehe Vedder 1999.

Dann kam Sigrid Weigel. Sie war meine Studentin und zehn Jahre jünger. Sie war mit in diesem Seminar. Sie war sehr begabt. Sie promovierte damals. Ich war Zweigutachterin bei ihrer Dissertation. [...] Dann haben wir 1982 die »Arbeitsstelle für feministische Literaturwissenschaft« in Hamburg gegründet. Das war bundesweit die erste große feministische Sache, die wir da aufgezogen haben. Und dann haben wir die großen Tagungen gemacht, drei große Tagungen »Frauen in der Literaturwissenschaft«. Zu der ersten Tagung kamen vierhundert Frauen aus der ganzen Welt. Das war damals ein wahnsinniges Erfolgsmodell, was aber von der Universität überhaupt nicht unterstützt worden ist. Das bewegte sich wieder so am Rande, wobei wir es aber geschafft haben, Räume zu kriegen. [...] Wir haben immer neben der Institution ein Riesending aufgebaut. (Inge Stephan)

Inge Stephan erlebt dann an der Humboldt-Universität zu Berlin, wie fruchtbar es sein kann, sich nicht nur in einem wohlwollenden studentischen Umfeld zu bewegen, sondern auch Mitglied eines größeren Frauennetzwerks zu sein. In dessen Rahmen können kreative Ideen entwickelt und Kontakte mit Personen gepflegt werden, die bereit sind, Entscheidungen mitzutragen. Sie hatte 1994 den Ruf auf die dort angesiedelte Professur für »Neuere deutsche Literatur mit Schwerpunkt Geschlechterproblematik im literarischen Prozess unter feministischer Fragestellung¹⁶⁶ angenommen, wurde Mitbegründerin des »Zentrums für interdisziplinäre Frauenforschung« (ZiF) (heute: »Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien«) und Mitantragstellerin für das erfolgreiche DFG-Graduiertenkolleg »Geschlecht als Wissenskategorie«.¹⁶⁷ Zusammen mit Christina von Braun gab sie 2005 unter dem Titel *Gender@Wissen* ein Handbuch der Gender-Theorien heraus, das 2013 in dritter Auflage erschien.

Hier in Berlin hatte ich ein größeres Umfeld. Das war auf einmal durch die ganzen neu geschaffenen Professuren [...]. Hildegard M. Nickel, die ich auch schon von dieser Tagung 1989 kannte, mit der bin ich schon 1986 im Prenzlauer Berg rumgestreift. [...] Christina von Braun, die ich auch schon vorher kannte natürlich, aber wir haben uns dann zu Gesprächen hier in Berlin auf dem Flur wiedergetroffen und haben gesagt, wir sollten was zusammen machen [...]. Dann haben wir das Zentrum für Geschlechterforschung gegründet und hatten damals dann als zusätzlichen Punkt das Graduiertenkolleg »Geschlecht als Wissenskategorie«. Dann hatten wir die beiden Einführungen¹⁶⁸ geschrieben, als Herausgeberinnen und als Autorinnen, beide sehr erfolgreich. [...] Ich konnte eben das, was ich [in Ham-

166 Die Formulierung »unter feministischer Fragestellung« wurde später aus der Denominationsgestrichen.

167 Das DFG-Graduiertenkolleg »Geschlecht als Wissenskategorie« an der Humboldt-Universität zu Berlin hatte eine Laufzeit von 2005 bis 2013 (siehe Graduiertenkolleg 1983).

168 Siehe Braun/Stephan 2006; 2013; vgl. auch Anm. 142.

burg] gemacht hatte, auf einer neuen Ebene fortführen. Aber ich habe nicht wirklich was Neues gemacht, aber ich hatte viel mehr Möglichkeiten. Das Umfeld war viel produktiver. (Inge Stephan)

Die Neuen Frauenbewegungen der 1970er-Jahre schufen nicht nur den Nährboden für unzählige Projekte innerhalb der Hochschulen, von denen die Interviewpartnerinnen hier beispielhaft berichten, sondern auch ein ebenso inspirierendes wie produktives Umfeld.

4.1.3 Vorbilder auf dem Weg zur Professur

In ihrer Studie über die ersten Soziologinnen des 19. und beginnenden 20. Jahrhunderts stellen Claudia Honegger und Theresa Wobbe fest, dass allen darin Porträtierten das Fehlen von »weiblichen Vorbildern für professionelle Rollen und berufliche Handlungsstrategien« gemeinsam war (Honegger/Wobbe 1998: 21). Diese Feststellung gilt noch bis in die Zeit der 1970er-Jahre hinein. Die Soziologin Regina Becker-Schmidt hatte an der Universität Frankfurt bei Theodor W. Adorno studiert und über seine Lehren verstehen gelernt, »wie sich Formen der sozialen Ungleichheit herausbilden und unter welchen psychosozialen Umständen sich Menschen unzumutbaren Verhältnissen eher anpassen, als dass sie diese kritisieren und verändern« (Becker-Schmidt 2006: 38). Sie schreibt im Weiteren, dass sie einen weiten Weg zurücklegen musste, um zu erkennen, dass der von ihr geschätzte Lehrer in seiner Gesellschaftskritik die »androzentrischen Denk- und Handlungsmuster aussparte und [...] die Herrschaftsmechanismen im Geschlechterverhältnis [...] ausblendete« (ebd.: 40). Unter den Lehrkräften am Frankfurter »Institut für Sozialforschung« gab es in Regina Becker-Schmidts Studienzeit eine weibliche Lehrende auf der Ebene des Mittelbaus, die Seminare zu Themen der Frauen- und Geschlechterforschung anbot: die Soziologin Helge Pross.¹⁶⁹ Von ihr wurde

169 Helge Pross (1927–1984) war Soziologin und von 1954 bis 1965 Assistentin zunächst bei Max Horkheimer und später bei Theodor W. Adorno. Nach ihrer Habilitation im Jahr 1963 folgte sie einem Ruf auf eine Professur für Soziologie an die Universität Gießen und 1976 einem weiteren an die Universität-Gesamthochschule-Siegen. Die Professur an der Universität Siegen hatte sie bis 1983 inne. Ihre Forschungsschwerpunkte lagen im Bereich »Frau und Familie«. Das Forschungsinstitut für Geistes- und Sozialwissenschaften (figs) an der Universität Siegen, das Helge Pross mit aufgebaut hat, vergibt seit 1994 den Helge-Pross-Preis an Wissenschaftler/innen für herausragende Leistungen auf dem Gebiet der Frauen- und Geschlechterforschung; siehe auch Metz-Göckel 1992.

sie gefördert und ihr verdankt sie erste Einsichten in »Formen geschlechtsbasierter sozialer Ungleichheit« (ebd.: 39). Helge Pross als ein Vorbild zu haben, bezeichnet Regina Becker-Schmidt als einen »unschätzbar wertvollen Wert« (ebd.). Auch die Interviewpartnerin Sabine Hering war von Helge Pross begeistert.¹⁷⁰

Sie war [...] sehr, sehr aktiv [...]. [Sie hat] in Deutschland wirklich Themen der Frauenforschung wie Schwangerschaftsabbruch, Mädchenarbeit, die Hausfrau und die Männer, Lohnfragen und Ähnliches vorangebracht [...]. Ich finde, sie war eine wunderbare Empirikerin und hat wirklich tolle Sachen gemacht. Da habe ich [...] noch eine Menge profitiert. (Sabine Hering)

Zwar sind die hier befragten Hochschullehrerinnen jünger und sie vertreten verschiedene Fachdisziplinen, aber auch zu ihrer Studienzeit in den 1960er- und 1970er-Jahren gab es kaum Professorinnen, die ihnen zum Vorbild werden konnten.

Nein, ich erinnere mich nicht in meinem Studium an eine Frau als Professorin. (Magdalene Heuser, Literaturwissenschaft)

Ich habe in meiner gesamten Ausbildung keine Frau als Ausbilderin gehabt, nicht mal als studentische Hilfskraft. Das war damals noch ein Männerstudium. Wir waren so zehn bis fünfzehn Prozent Studentinnen, und je höher es ging, desto geringer wurde der Frauenanteil. (Konstanze Plett, Rechtswissenschaft)

In der Kunstgeschichte, wenn es ums Fachliche geht, hatte ich keine Vorbilder, weil es in den 60er-Jahren sehr wenige Frauen als Kunsthistorikerinnen gab – oder sie nicht zu größerer Bekanntheit gelangten. (Cillie Rentmeister, Kunstwissenschaft)

Ich hatte keine Vorbilder, auch später nicht, bei der Hinwendung zur Frauenforschung. Ich hatte eher immer das Gefühl, ich muss mich alleine durchschlagen und durchkämpfen [...], ohne mich anzupassen. Das habe ich auch geschafft, das ist mir irgendwie gelungen. (Karin Flaake, Soziologie)

Ich hatte keine Vorbilder, das kann ich so nicht sagen. Wenn, dann schon gar nicht weibliche. Ich könnte jetzt aber auch keine männlichen nennen [...]. (Gisela Bock, Geschichtswissenschaft)

In den Gesprächen wurden vereinzelt Professorinnen erwähnt, die beeindruckten, ohne dass sie als Vorbild wahrgenommen wurden. Allein die

170 Der Nachlass von Helge Pross befindet sich im Universitätsarchiv der Universität Siegen. Sabine Hering hat 1995/96 den Nachlass von Helge Pross gesichtet und durch ein Findbuch dokumentiert.

Tatsache, dass es sie gab, konnte schon hilfreich sein. Für Beate Krais nahm die Soziologin Renate Mayntz eine solche Funktion ein.¹⁷¹

Es gab eine Professorin, die ich gut fand. Das war Renate Mayntz in Trier. Ich würde die aber nicht als Vorbild bezeichnen, weil ich immer ganz anders war als die. Ich habe sie sehr geschätzt als Professorin und schätze sie heute noch, aber ich wollte nicht so werden wie sie. Das Problem stellte sich so gar nicht. Aber ich denke schon, dass es eine Rolle spielte, dass ich überhaupt eine Professorin in meinem Leben gesehen habe. Dann ist es nicht mehr so ganz unwahrscheinlich, wenn man sagt, das ist ein Weg, den ich auch gehen will. (Beate Krais)

Die Soziologin Ilse Lenz erwähnt die deutsch-türkische Soziologin Nermin Abadan, die ihr imponierte. Sie gilt als eine Pionierin der kritischen Migrationsforschung und hatte schon früh den Genderaspekt im Blick.

Die erste Professorin, die ich erlebt hatte, und das fand ich ungeheuer interessant, war Professor Nermin Abadan aus der Türkei [...]. Das war in der Tat die erste Professorin, die ich als ausstrahlend und mächtig und wirklich sehr spannend erlebt habe. Da gab es auch ein bisschen Kritik. Aber das war eine Professorin, wo ich gesagt habe: Ja, die steht voll für ihr Fach. Und das war ein großes Erlebnis. (Ilse Lenz)

In den 1960er- und 1970er-Jahren führten die ablehnende Haltung gegenüber der Elterngeneration und die grundsätzliche Skepsis gegenüber Autoritäten zu einer großen Distanz zwischen den Generationen, sodass der Gruppe der Gleichaltrigen als Sozialisationsinstanz eine hohe Bedeutung zukam.

Wir waren eine Generation, die sich sehr stark innerhalb einer Peergroup entwickelt hat. Wir haben uns sehr stark aneinander orientiert und die Generation der Väter [und] Mütter erst mal, wie bei den 67ern üblich, abgelehnt. (Sabine Hering)

Wir haben uns auch subjektiv sehr stark von der etablierten Kultur gewissermaßen abgesetzt. Aber es gab auch niemanden, der einen auch nur im Geringsten inhaltlich unterstützt hätte. Da waren die Klüfte zu groß. (Birgit Rommelspacher)

Erst auf dem weiteren Weg durch die Institutionen in den 1980er-/1990er-Jahren trafen Frauen auf Frauen, die ihnen Anregung für das eigene Denken und eine Orientierung für eine mögliche wissenschaftliche Laufbahn

171 Renate Mayntz (Jg. 1929) war Professorin für Soziologie an der Freien Universität Berlin (1965–1971), der Hochschule für Verwaltungswissenschaften in Speyer (1971–1973) und an der Universität zu Köln (1973–1985) sowie (Gründungs-)Direktorin des Max-Planck-Instituts für Gesellschaftsforschung (1985–1997). Zu ihrem Status als »Ausnahmeerscheinung« in der Soziologie siehe oben S. 39f. sowie Mayntz 1996.

bieten konnten. Es waren selten deutlich ältere Frauen, sondern eher Mitstreiterinnen aus den eigenen Reihen, deren Denken und vor allem deren Mut zum Nonkonformismus Bewunderung hervorrief. Ruth Becker nennt Christina Thürmer-Rohr.¹⁷²

Es gab ja kaum Professorinnen. Die waren damals sehr, sehr selten. [...] Später dann, so jemand wie Christina Thürmer-Rohr [...]. Das ist aber dann in der Phase, wo ich mich schon zum Feminismus hin entwickelt hatte. Die fand ich toll, finde ich heute noch toll. (Ruth Becker)

Am Anfang meiner akademischen Laufbahn hatte ich keine Vorbilder, nein. Frauen sind mir dort nur als Mitstudentinnen begegnet, manchmal ein bisschen ältere, die ich sehr bewundert habe dann. Barbara Duden war zum Beispiel so eine. [...] Aber weibliche und auch männliche Vorbilder in dieser Form hatte ich nicht. (Regina Wecker)

Gudrun-Axeli Knapp erwähnt die Namen Oskar Negt und Regina Becker-Schmidt.¹⁷³ Beide waren für sie weniger Vorbilder, denen es nachzueifern galt, als vielmehr »Anreger« für ein kreatives und kritisches Denken.

Zum Studium hin hatte ich keine Vorbilder, weil ich die erste in meiner engeren Familie bin, die überhaupt studiert hat. [...] Dann kam Regina Becker-Schmidt aus Frankfurt [...], und die hat mir durch ihre vielen Erzählungen aus Frankfurt über die Kritische Theorie noch mal eine wissenschaftliche Welt eröffnet. Für mich waren Oskar Negt und Regina Becker-Schmidt vielleicht die wichtigsten Men-

172 Christina Thürmer-Rohr war von 1972 bis 1980 Professorin für Sozialpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Berlin und anschließend bis 2005 Professorin für Erziehungswissenschaften an der Technischen Universität Berlin. Sie folgte keinem institutio-nellen Auftrag, sondern allein ihrer Entscheidung, als sie bereits Mitte der 1970er-Jahre einen Studienschwerpunkt »Frauenforschung« an ihrer Hochschule einrichtete. Feministische Theorie und Menschenrechte waren und sind ihre Themen und mit ihrer an Hannah Arendt geschulten Fähigkeit des dialogischen Denkens, wofür sie die schöne Um-schreibung »Gastfreundschaft im eigenen Kopf« fand, hat sie Generationen von Studentinnen und Studenten unterrichtet und beeindruckt. Sie war Mitbegründerin des Kölner Vereins »Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen«; siehe neben den Publikationen von Christina Thürmer-Rohr auch das ihr gewidmete Film-Porträt *anfangen* des Regisseurs und Autors Gerd Conradt von 2014.

173 Regina Becker-Schmidt war von 1972 bis 2002 Professorin für Soziologie und Sozialpsy-chologie an der Universität Hannover. Ihre Schwerpunkte waren Gesellschafts- und Subjekttheorie, Kritische Theorie und psychoanalytisch orientierte Sozialpsychologie, sie hat sich aber auch intensiv in die Diskurse der Frauen- und Geschlechterforschung einge-mischt. Ihr Mitte der 1980er-Jahre verfasster Aufsatz »Die doppelte Vergesellschaf-tung, die doppelte Unterdrückung« ist ein Schlüsseltext der Frauen- und Geschlechter-forschung, der bis heute nichts von seiner Aktualität verloren hat; siehe auch Siemers/Pretsch 2005).

schen. Vielleicht weniger im Sinne von Vorbildern, dass ich das werden wollte, was die nun sind, sondern im Sinne von Anregern. Die haben mir in einer Weise die Wissenschaft nahegebracht, die immer spekulative Überschüsse erlaubt hat [...]. Es war einfach ein offenes Denken. (Gudrun-Axeli Knapp)

Die Bedeutung von *weiblichen* Vorbildern ist nicht zu unterschätzen, doch Gudrun-Axeli Knapp und Ilse Lenz machen darauf aufmerksam, dass die Anregung und Anerkennung, die Lehrende unabhängig von ihrem Geschlecht geben können, noch wichtiger sind.

Das Geschlecht hat nicht so groß eine Rolle gespielt, weil mich das Denken interessiert hat. [...]. Das war nicht so, wie man das oft früher in der Frauenforschung so gesagt hat, es muss die Professorin geben, sondern es muss die Anregung und die Anerkennung geben, würde ich in meinem Fall sagen. (Ilse Lenz)

Allerdings gab es auch Lehrende, deren Existenzen in der Universität so abschreckend wirkten, dass sie als »Negativbilder« fungierten.

Ich hatte eher Negativbilder, von denen ich mich absetzen wollte, aber keine Vorbilder. (Helga Grubitzsch)

Im Gegenteil könnte man sagen, dass die paar Frauen, die da unterrichten und ihr Leben fristen konnten, eigentlich einen erschüttern. (Barbara Duden)

Auch Inge Stephan weiß keine Vorbilder zu nennen. Sie erzählt von einer Begebenheit, bei der eine Professorin von einem Kollegen dermaßen gedemütigt wurde, dass sie diesen Vorfall nicht vergessen kann.

Ich hatte nur negative Vorbilder. Es gab eine Professorin in der Romanistik. Zu der bin ich auch hingegangen, [...] die war eine der wenigen Frauen, die es gab. Mit ihr habe ich eine denkwürdige Erfahrung gemacht. [...] Sie stand im Fahrstuhl [...]. Die Fahrstuhltür ging auf und ein Kollege kam rein [...]. Er guckte sie so an. Sie hatte einen Anzug an mit Schlips. Da sagte er: »Oh, Frau Kollegin«, und fasste sie im Fahrstuhl an den Schlips, »ist das nicht ein männliches Prerogativ?« Sie hat nichts gesagt, sondern hat nur einen roten Kopf gekriegt. Wir fuhren nur zwei Stockwerke, aber ich werde es nie vergessen. [...] Ich war [...] unfähig, irgendwie zu handeln. Ich war damals noch Studentin oder vielleicht auch schon Assistentin, ich weiß es nicht. Ich war völlig überfordert von der Situation, in der sie richtig gedemütigt wurde. Das fand ich schlimm. (Inge Stephan)

Einige Genderprofessorinnen fanden Vorbilder unter den männlichen Wissenschaftlern. Für die Soziologin Irene Dölling zählte der Philosoph und

Literaturwissenschaftler Wolfgang Heise¹⁷⁴ dazu, der an der Humboldt-Universität zu Berlin lehrte. An ihm konnte sie sich orientieren.

Von den Dozenten war es eigentlich nur Wolfgang Heise. Er war Philosophieprofessor. Der war damals, als wir anfingen zu studieren, der aufgehende Stern in der DDR-Philosophie. Der machte Geschichte der Philosophie und der brachte uns philosophieren bei und eine politisch-kritische Haltung, die für mich immer vorbildlich und Vorbild gebend war. Wir waren später lange Zeit Kollegen und auch da war er mein Orientierungspunkt, wie man sich in der Wissenschaft in diesen Verhältnissen irgendwie verhalten sollte. (Irene Dölling)

Nicht nur bei Carol Hagemann-White genoss der Soziologe Dieter Claessens großes Ansehen, der an der Freien Universität Berlin von 1966 bis 1983 eine Professur für »Soziologe und Anthropologe« innehatte. Ihr gefiel seine aufgeschlossene und unterstützende Haltung den Studierenden¹⁷⁵ und vor allem auch den Nachwuchswissenschaftlerinnen gegenüber.

Wahrscheinlich war Claessens ein Stück weit ein Vorbild. Ich habe ihn schon sehr geschätzt, wie er auch mit der kritischen Studentenbewegung umging. Es gibt bestimmte Aussagen von ihm. Die haben mich auch jahrelang sozusagen als Geleitwort zu meinem Werdegang begleitet. Er hatte dann nach der Tötung von Benno Ohnesorg¹⁷⁶ sofort einfach eine informelle Gruppe angeboten, wo Studierende, die das wollten, mit ihm darüber diskutieren konnten. [...] Er hatte auch einen sehr kreativen und offenen Zugang, der gleichzeitig auch manchmal provozierte. Das hat mich sehr beeindruckt. (Carol Hagemann-White)

174 Wolfgang Heise (1925–1987) bekleidete von 1972 bis 1987 eine Professur für »Geschichte der Ästhetik« an der Humboldt-Universität zu Berlin; siehe die Würdigung zu seinem 75. Geburtstag von Reschke/Salchow 2000.

175 In einem Nachruf auf Claessens (1921–1997) schreibt sein Kollege Jürgen Fijalkowski: »Und hier wurde er auch eigentümlicher Mitspieler-Zeuge der zum Teil höchst aufgeregten antiautoritären Neuorientierungsprozesse, die sich unter jenen Generationen von Studenten und jüngeren Assistenten abspielten, die inzwischen die 68er genannt werden. Als die Räume der Soziologie in der Garystraße in Berlin besetzt wurden, hat er die Besetzer damit überrascht, daß er in den Räumen geschlafen hatte und früher aufgestanden war als sie, um zu verhindern, daß sie die Türen einschlugen. Sie mußten ihn ernst nehmen, weil er sie seinerseits ernst nahm und sich jederzeit zu tabufreiem Gespräch bereithielt, während er sich gegenüber ihren Einschüchterungsversuchen zugleich völlig unbbeeindruckt zeigte« (Fijalkowski 1997: 12).

176 Benno Ohnesorg (1940–1967) studierte Literaturwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Während einer studentischen Demonstration gegen den Besuch des Schahs von Persien in West-Berlin, zu der der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) aufgerufen hatte, wurde Ohnesorg von einem Polizisten angeschossen und starb kurz darauf an der Verletzung.

Für Hildegard M. Nickel bot der Bildungssoziologe Artur Meier an der Humboldt-Universität zu Berlin eine fachliche Orientierung. Zurzeit ihrer Ausbildung gab es keine Frauen in solchen Positionen. An den entscheidenden Stellen auf dem Weg in die Wissenschaften fanden sich ausschließlich Männer.

Was fachliche Orientierungen waren, hatte ich schon Vorbilder. Artur Meier war der renommierte Bildungssoziologe, auch schon international anerkannt. Er war in der DDR-Soziologie die Größe. [...] Ich habe mich immer sehr unsicher gefühlt, wenn ich gesehen habe, was manche können, ohne Netz und doppelten Boden. Einfach so in die Weltgeschichte zu philosophieren. Das lag mir nie. Ich brauchte [einen] klaren methodischen Bezug und Grundlagen. Das habe ich bei Arthur Meier gelernt. Insofern war er in professioneller Hinsicht für mich schon ein Vorbild – in vielen anderen Dingen nicht. Wir hatten große Auseinandersetzungen. [...] Nicht zufällig sind dann auch Männer irgendwie die Gatekeeper [engl. für Türhüter, Schrankenwärter] und Weichensteller gewesen. Frauen waren ja nicht da. (Hildegard M. Nickel)

Das gilt auch für Brigitte Young, die in den USA Politikwissenschaften studiert und sich auf internationale Politische Ökonomie spezialisiert hatte.

Es waren also eher nicht Frauen, sondern Männer, die mich geprägt haben. In den USA gab es in der Politikwissenschaft sehr wenige Frauen. Und wenn es welche gab, haben sie Sozialbereiche gemacht. Daran war ich nicht interessiert. Ich war immer an Makroökonomie interessiert. (Brigitte Young)

Der Prozess der Wissensaneignung, die Freude an der Suche nach Erkenntnissen, das Erlernen eines Denkstils und die Entwicklung einer intellektuellen Persönlichkeit kann von Lehrenden gefördert und unterstützt oder auch behindert werden, unabhängig davon, ob es sich um Männer oder Frauen handelt. Aber auf dem Weg zu einer Professur ist es für Frauen hilfreich, Mentorinnen an der Seite zu haben.

Der Anfang war schwierig. Ich hatte Mentorinnen wie Sigrid Metz-Göckel¹⁷⁷ und andere. Die haben das gar nicht so explizit gemacht, aber ich habe das beobachtet. Die Frage Vorbild war schon sehr wichtig in dieser Phase. (Ilse Lenz)

177 Sigrid Metz-Göckel war von 1976 bis 2005 Professorin an der Universität Dortmund und hatte den Auftrag, das dortige Hochschuldidaktische Zentrum (HDZ) aufzubauen. Sie verband diese Aufgabe mit einem beispielhaften Engagement für die Verbesserung der Situation von Frauen in der Wissenschaft. Bereits Ende der 1970er-Jahre initiierte sie Studienangebote für Frauen und war Mitbegründerin des »Arbeitskreises Wissenschaftlerinnen von NRW«, aus dem das bereits erwähnte »Netzwerk Frauenforschung NRW« hervorging. Auf ihre Initiative geht auch das erste sozialwissenschaftliche Graduierten-

Die Soziologin Dagmar Schultz studierte in den USA, wo Women's Studies früher als in Deutschland an den Hochschulen verankert wurden. Dort erlebte sie lehrende Frauen, die in der Frauenbewegung wie in den Bürgerrechtsbewegungen aktiv waren und die ihr zum Vorbild wurden.

In den USA waren das Frauen, die gleichzeitig mehr oder weniger in der Frauenbewegung aktiv waren. Meine Professorin Berenice Fisher¹⁷⁸ war jemand, die ich sehr geschätzt habe. Sie und andere waren Gutachter meiner Diss. [...] Audre Lorde¹⁷⁹ war ein ausgesprochenes Vorbild für mich in den Achtzigerjahren. (Dagmar Schultz)

Dagmar Schultz engagierte sich in der US-amerikanischen Bürgerrechts- und Antirassismus-Bewegung. In einem berührenden »persönlichen Zeugnis« beschreibt sie den Prozess, »durch den ich mir ›meiner Hautfarbe‹ – meiner Positionierung als Weiße und ihrer Bedeutung bewusst wurde« (Schultz 2005: 514). Sie kehrte 1973 nach Deutschland zurück und nahm Kontakt zu verschiedenen Gruppen der Neuen Frauenbewegung in Berlin auf, in denen sie den Rassismus in der Frauenbewegung thematisierte.¹⁸⁰ Sie gehörte damit zu den ersten Hochschullehrerinnen, die die kritische Reflexion über das »Weißsein« (heute: »kritische Weißseinsforschung«) in die akademische Lehre eingeführt hat, zunächst als Wissenschaftliche Mitarbeiterin am John-F.-Kennedy-Institut der Freien Universität Berlin und ab 1991 als Hochschullehrerin an der Berliner Fachhochschule für Sozialar-

kolleg in der Frauenforschung zurück, das Anfang der 1990er-Jahre von der Deutschen Forschungsgemeinschaft finanziert wurde. Sie wird von vielen ihrer Mitstreiterinnen und auch von einigen Interviewpartnerinnen als eine »zentrale Figur« (Ruth Becker) im Netzwerk der Frauen- und Geschlechterforschung angesehen. In einer berufsbiografischen Notiz beschreibt Sigrid Metz-Göckel, dass ihr Engagement im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung zugleich ihren persönlichen Emanzipationsprozess in Gang setzte und rahmte: »Innerlich zur Professorin zu werden, ist ein ganz eigener Prozess für eine Frau. Dieser innere Prozeß der Ermächtigung ist unmittelbar mit der Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung verbunden, der ich als junge Professorin mein Selbstbewusstsein und meine Karriere verdanke« (Metz-Göckel 2006: 78).

178 Berenice Fisher (1916–1966) war Civil-Rights-Aktivistin und Mitbegründerin des Congress of Racial Equality (CORE).

179 Audre Lorde (1934–1992) war eine US-amerikanische Schriftstellerin und Aktivistin in der Bürgerrechtsbewegung, der Antikriegsbewegung und der Frauenbewegung. Sie hat sich zwischen 1984 und 1992 mehrfach in Berlin aufgehalten und war maßgeblich daran beteiligt, eine afro-deutsche Bewegung aufzubauen.

180 Siehe hierzu das Kapitel 29 »Grenzen überschreiten – Migration und Frauenbewegung« in: Lenz 2010a.

beit und Sozialpädagogik (heute: Alice Salomon Hochschule Berlin).¹⁸¹ Im Jahr 1984 holte sie die Literatin Audre Lorde als Gastdozentin an die Freie Universität, die in der afrikanisch-amerikanischen und feministischen Bewegung in den USA engagiert war. Dagmar Schultz produzierte den Dokumentarfilm *Audre Lorde – Die Berliner Jahre 1984 bis 1992*¹⁸² und setzte damit der Vordenkerin zum 20. Todestag ein Denkmal.¹⁸³

4.1.4 Erfahrungen mit Förderung

Die Frage, ob sie im Verlauf ihres Studiums und ihrer nachfolgenden akademischen Laufbahn Unterstützung und konkreter Förderung erfahren haben, beantworteten neun von 38 Gesprächspartnerinnen mit einem klaren Nein. Für sie mag der Satz der Sozialwissenschaftlerin Irmgard Nippert, die 1996 die bundesweit erste Professur für »Frauengesundheitsforschung«¹⁸⁴ am Institut für Humangenetik der Medizinischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster erhielt, exemplarisch stehen:

Nein [...], wir mussten die Wege selber bahnen. Das war unsere Aufgabe. (Irmgard Nippert)

Alle anderen nennen Institutionen und Personen, durch die sie Förderung erfahren haben, so auch Gisela Bock.

Ja, davon habe ich viel profitiert. Die Hauptsache war die Studienstiftung des deutschen Volkes und ohne diese Förderung hätte ich das Studium ziemlich schnell absolviieren müssen. [...] Auch gab es allerlei Menschen, die mich durch das Schreiben von Gutachten gefördert haben, das werde ich ihnen nie vergessen. Und nicht immer habe ich etwas Schriftliches vorlegen können, wenn ich um Gutachten oder Förderung gebeten habe. Da gab es einige, denen ich sehr dankbar bin. Das waren alles männliche Historiker, die an mich geglaubt haben und mir aus

181 Gemeinsam mit May Ayim und Ika Hügel(-Marshall) leitete sie dann von 1992 bis 1993 das Studienprojekt »Rassismus, Antisemitismus und Ethnozentrismus in Lehre, Forschung und Hochschul(personal)politik« an der Berliner Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (heute: Alice Salomon Hochschule Berlin).

182 Siehe <http://www.audrelorde-theberlinyears.com>.

183 Darüber hinaus trug Dagmar Schultz den Nachlass von Audre Lorde (1934–1992) aus der Berliner Zeit zusammen und gab ihn als Schenkung in das Universitätsarchiv der Freien Universität Berlin.

184 Zurzeit existieren in der Gesundheitswissenschaft vier und in der Humanmedizin drei Professuren mit einer Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung.

Überzeugung Gutachten geschrieben haben und mir zum Start auf der nächsten Ebene verholfen haben. (Gisela Bock)

In der Hochschule den eigenen Weg zu finden, war vor allem für diejenigen eine »Aufgabe«, die aus einem bildungsfernen Milieu kamen und nicht selten die ersten in der Familie waren, die studieren konnten, und keine oder nur wenig Unterstützung vom Elternhaus erwarten konnten.

Ich bin die erste in der Familie, die Abitur gemacht hat, und auch die erste, die studiert hat. So gab es auch keinen familiären Rückhalt in dem Sinne. (Hannelore Faulstich-Wieland)

Die Bildungsferne der Herkunftsfamilie konnte es zudem erschweren, die angebotene Förderung anzunehmen und entsprechend zu nutzen. Die Sozialwissenschaftlerin und Philosophin Brigitte Rauschenbach konnte kaum glauben, dass der Berliner Philosoph Michael Theunissen¹⁸⁵ sie als Stipendiatin für die Studienstiftung des deutschen Volkes vorgeschlagen hatte.

Ich wurde von Theunissen in die Studienstiftung gebracht. Das war aber eigentlich für mich ein doppeltes Drama. Das erste Drama war [...]: Ich konnte mir das nicht vorstellen. Ich war so fern. Ich komme aus einem Elternhaus, wo niemand Abitur gemacht hat, also mittlere Reife, durchaus bildungsorientiert, meine Mutter jedenfalls. Die hätte eigentlich gerne Abitur gemacht, aber das war für eine Frau, sie ist Jahrgang 17, damals nicht drin [...]. Und Theunissen hat damals [...], ich konnte es einfach nicht hinnehmen. Und ich bin eher leicht am Wasser gebaut, [...] [deshalb habe ich] wirklich zu schluchzen angefangen. [...] Ich bin nach Frankfurt [gegangen], war ein Semester bei Habermas. Ich musste ja promovieren mit meiner Philosophie. Ich bin dann aber wieder aus persönlichen Gründen zurückgekommen und bin hier [in Berlin] unmittelbar in die Studentenbewegung reingerutscht. Das heißt, Promotion war nicht das Allerwichtigste für mich. [...] Von daher wurde ich nach ein paar Semestern aus der Studienstiftung wieder rausgeworfen. [...] Ich habe dann irgendwo versucht, ein bisschen zu jobben und [...] meine Eltern, also, sie haben mich dann im Wesentlichen bis zu meiner Promotion [unterstützt]. Insofern gab es diese Phase der Förderung, aber die war relativ kurz. (Brigitte Rauschenbach)

In der DDR gehörte es in den 1950er- und 1960er-Jahren zum bildungspolitischen Programm, Kinder aus bildungsfernen Familien besonders zu fördern. Die Soziologin Hildegard M. Nickel, die zu dieser Zeit in der DDR noch zur Schule ging, erfuhr diese besondere Unterstützung bis zum Abi-

185 Michael Theunissen bekleidete von 1980 bis 1998 eine Professur für »Theoretische Philosophie« am Institut für Philosophie der Freien Universität Berlin.

tur.¹⁸⁶ Ein anschließendes Studium war dennoch nicht selbstverständlich, aber mit dem Abitur lag es immerhin im Bereich des Möglichen.

Ich bin DDR-sozialisiert und von meinem Milieu her Arbeiterkind. Zu meiner Zeit war es tatsächlich noch so, dass Arbeiterkinder und Mädchen gefördert worden sind. Die Lehrerin kam zu uns nach Hause und hat meine Mutter bearbeitet: »Dieses Mädchen muss studieren«. Da war ich selbst aber noch gar nicht so weit. Ich wollte schnell mein Elternhaus verlassen. Das hätte schneller geklappt, wenn ich eine Berufsausbildung gemacht hätte. Meine Idee war Sekretärin, aber Studium war nicht sofort in meiner Vorstellung. Das hat mir viel zu lange gedauert. Ich wollte unabhängig sein. [...] Zu DDR-Zeiten war das schon eine Form der Förderung, dass ich als Arbeiterkind überhaupt diesen Weg gemacht habe. [...] Das war eine sehr wesentliche Förderung. Im Nachhinein denke ich: Ein Glück, dass mir das passiert ist. Unter anderen Umständen wäre ich vielleicht Sekretärin geworden. (Hildegard M. Nickel)

Während des Studiums fanden viele der damals jungen Frauen Anregungen in der Studenten- und Frauenbewegung und fühlten sich von den Netzwerken unterstützt, die sich in deren Rahmen herausbildeten. Die selbstorganisierten Lerngruppen (Tutorengruppen) und Wohngemeinschaften gaben Raum und Rahmen für intensive Diskussionen und wurden zu maßgeblichen Sozialisationsinstanzen. Die Studentinnen und Studenten machten sich gegenseitig Mut, sich an ein Studium zu wagen.

Es ging eher darum, mir überhaupt ein volles Studium zuzutrauen [...]. Vielleicht ist das interessant: In meiner Abiturklasse war ich die einzige Frau, die ein volles Studium dann gemacht hat. [...] Was mich sehr unterstützt hat, mir überhaupt ein volles Studium zuzutrauen, war die Studentenbewegung. Das war eher dieses Gefühl des Aufbruchs und da beteiligt zu sein. Mir was zuzutrauen, hatte viel mehr mit der Studentenbewegung zu tun, die damals auch eine Studenten- und Studentinnen-Bewegung war, als mit irgendwelchen Förderprogrammen. Die soziale Bewegung hat mich getragen und mir Mut gemacht und mir überhaupt dieses Feld der Hochschulen mehr erschlossen [...]. Das Frankfurter Studium hat mich getragen [...] und dann die entstehende Frauenbewegung. Aber das hat weniger wissenschaftlich getragen als mehr auf der persönlichen Ebene. Es war mehr der Zusammenschluss unter Studierenden in Wohngemeinschaften, dass wir miteinander gedacht haben: Irgendwie kriegen wir das zusammen. Das war für mich das Wichtigste. (Margrit Brückner)

186 Bis zum Ende der DDR waren zwar 60 Prozent der Studienplätze Arbeiterkindern vorbehalten, doch in der Realität sank der Anteil der Arbeiterkinder an den Hochschulen seit Ende der 1950er-Jahre kontinuierlich und betrug Ende der 1980er-Jahre lediglich zehn Prozent (vgl. Lenhardt/Stock 1997: 9).

Auch die Soziologin Beate Krais erfuhr keine direkte Förderung, sondern bezog wichtige Impulse aus dem selbstorganisierten Studium und der Studentenbewegung.

Ich wurde auch von niemandem gefördert. Das hängt auch damit zusammen, dass mein Studium in die Zeit der Studentenbewegung fiel und ich mich auch sehr politisch engagiert habe und erst richtig studiert habe und im Studium aufgeblüht bin, als wir unsere Sachen selber organisiert haben. [...] Dann haben wir [...] studentische Seminare gemacht. Es gab einen Rahmen, der sehr wichtig war. Was damals auch sehr politisch war, war das Bildungsthema Mitte der Sechzigerjahre. 66/67 hat hier an der FU [Freie Universität Berlin] Dietrich Goldschmidt¹⁸⁷ Soziologie gemacht [...]. 1968 ist zum Beispiel im Seminar Ulrike Meinhof mit dem Bambule-Stück¹⁸⁸ aufgetreten und hat das vorgetragen. Das war schon damals strittig, weil sie sich schon damals sehr exponiert hatte. Aber die sollte da was erzählen, wurde von den Studenten eingeladen und hat das akzeptiert. Das war wichtig – er [Goldschmidt] [...] hat da einen Rahmen geboten, wo [...] man wahnsinnig viel gelesen und [sich] die Köpfe heiß geredet hat. Es war toll. (Beate Krais)

Für die Historikerin Regina Wecker waren Tutorengruppen wichtig. In diesen Lerngruppen unterstützten ältere Studierende die jüngeren nicht nur bei der Verarbeitung von Lerninhalten, sondern halfen ihnen auch dabei, sich im Hochschulbetrieb zurechtzufinden. Regina Wecker erinnert sich an den Historiker Ludolf Kuchenbuch,¹⁸⁹ der in den 1960er-Jahren am Friedrich-Meinecke-Institut studierte und dort eine solche Tutorenstelle hatte.

Ich muss sagen, was mich auch sehr gefördert hat, waren Tutorengruppen. Ich kann mich heute noch an den Ludolf Kuchenbuch erinnern, weil das ja auch ein Name ist, der einem bleibt, und noch andere, die Tutorengruppen führten und da doch sehr intensiv in diesen Unibetrieb einführten. Wir haben die auch bewundert, was die da alles machten [...]. Ich denke, das war eine Förderung. (Regina Wecker)

Im Zuge der Studentenbewegung entfaltete sich eine umfassende Bildungsbewegung und vor allem eine Frauenbildungsbewegung (Lenz 2010a: 207ff.;

¹⁸⁷ Dietrich Goldschmidt (1914–1998) war Professor für Soziologie an der Pädagogischen Hochschule Berlin (1956–1963) und Direktor des Max-Planck-Instituts für Bildungsforschung (1964–1982).

¹⁸⁸ Den Text *Bambule* von Ulrike Marie Meinhof ist ein Dokument über die Heimerziehung in Einrichtungen der Jugendhilfe der 1940er- bis 1970er-Jahre; siehe Meinhof 2009.

¹⁸⁹ Der Historiker Ludolf Kuchenbuch vertrat 1984 Knut Schulz am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin und nahm 1985 einen Ruf als Professor für »Ältere Geschichte« an die Fernuniversität Hagen an, wo er bis zu seiner Emeritierung 2004 tätig war.

Metz-Göckel u.a. 1983), die Studentinnen dazu ermutigte, den Kommilitonen die von ihnen beanspruchte Dominanz und Definitionsmacht streitig zu machen.

Die Studentenbewegung war eine unglaubliche Bildungsbewegung. Ich habe in Arbeitskreisen Hegel gelesen, Marx gelesen, Philosophie gelesen. Das ist für mein Leben sehr wichtig gewesen. Auch das war wieder nicht so, dass man sich da stark nach Geschlecht sortiert hätte, sondern es war klar, dass die Männer mehr reden, mehr Definitionsmacht haben. Aber das war natürlich auch ein Ansporn, sich da einzubringen, das ihnen nicht zu überlassen. Also von daher denke ich: Förderung durch den Professor, Förderung durch die Mitstudenten, Mitstudentinnen sehr stark und durch diesen ganzen Aufbruch damals, dass wir sagten, wir brauchen neue Ideen. (Ilse Lenz)

Studentinnen und Dozentinnen trafen sich in Frauengruppen und Frauenzentren, in organisierten Arbeitsgruppen und auf Tagungen und förderten sich damit selbst. Die nach dem Vorbild der US-amerikanischen Summer Schools organisierten »Berliner Sommeruniversitäten« gingen aus der damals noch engen Verbindung zwischen Frauenbewegung und der sich an den Hochschulen entwickelnden Frauenforschung hervor. Wie Ilse Lenz schreibt, wurden sie »zum Sinnbild einer alternativen Aneignung der Wissenschaft durch Frauen« (Lenz 2010b: 214).

Nicht zu vergessen: Ab 1976 haben junge frauenbewegte Wissenschaftlerinnen sich gegenseitig gefördert! Wie? Durch die autonom von Frauengruppen gestalteten Sommeruniversitäten für Frauen an der TU Berlin. Ab 1976 kamen jedes Jahr Tausende, ein gewaltiger Consciousness-Raising-Schub für praktisch alle Fächer, von Geistes- bis Naturwissenschaften. Die erste Sommeruni wurde von der Berliner Dozentinnengruppe, der ich angehörte, ins Leben gerufen. Die folgenden wurden dann von ehrenamtlich arbeitenden jungen Wissenschaftlerinnen veranstaltet. Eine ungeheure Leistung. (Cillie Rentmeister)

Neun von 38 Befragten konnten mithilfe eines Stipendiums studieren und zum Teil auch promovieren. Diese finanzielle Förderung ermöglichte es ihnen, sich ganz auf das Studium zu konzentrieren.

Ich habe ein Stipendium der Studienstiftung [des deutschen Volkes] gehabt, [...] was in meiner Selbstwahrnehmung zu Anfang hochgradig belastend war, weil die eine aberwitzige Elite-Rhetorik in diesem Programm drin hatten. Das ist ein bisschen verändert worden. [...] ich musste nicht durch Erwerbsarbeit mein Studium verdienen und hatte die Zeit, während der vorlesungsfreien Zeit zu Anfang Dinge zu machen, die mir sehr vergnüglich waren [...]. (Karin Hausen)

Wie die in den USA ausgebildete Ökonomin Brigitte Young berichtet, ist die dortige Stipendienkultur sehr viel ausgeprägter als in Deutschland.

In den USA gibt es Stiftungen, die sind nicht wie hier an Parteien gebunden. In USA spenden Einzelne für gewisse Programme oder Institute Gelder. Man kann sich bewerben. Ich habe unheimlich viele Stipendien bekommen. [...] Die Stipendien haben mir das Leben sehr einfach gemacht. (Brigitte Young)

Den Berichten zum Stichwort »Förderung« zufolge haben die Interviewpartnerinnen auf dem Weg zur Professur – wie oben schon erwähnt – nicht viel anregende und fördernde Unterstützung erfahren, die zudem unsystematisch und von Zufällen abhängig war. Es werden Namen von Personen genannt, die im Wissenschaftsbetrieb anerkannt waren, und die im Einzelfall durch Gutachten, Fürsprachen und Stellenangebote unterstützt haben. So erwähnt Gudrun-Axeli Knapp den Namen Regina Becker-Schmidt, von der sie »mit der größten Kontinuität« gefördert worden sei. Und Karin Flaake erzählt, dass es die Soziologin und Psychoanalytikerin Christa Rohde-Dachser¹⁹⁰ war, die sie im Habilitationsprozess unterstützte. Ihr verdanke sie, dass ihre Habilitationsschrift an der Goethe-Universität Frankfurt überhaupt angenommen worden sei. Rhode-Dachser konnte die Habilitationsschrift von Karin Flaake begutachten, weil sie die Arbeiten von Nancy J. Chodorow¹⁹¹ kannte, die in den 1990er-Jahren in der Frauen- und Geschlechterforschung engagiert diskutiert wurden und auf die sich auch Karin Flaake in ihrer Habilitationsschrift bezieht.

Am Institut für Sozialforschung und auch am damaligen Uni-Fachbereich Gesellschaftswissenschaften musste ich mich wirklich durchkämpfen. [...] Es [war] für die Habilitation üblich, dass ein Professor aus dem Institut das Verfahren einleitet. Das war Wilhelm Schumm, ein Industriesozioleoge, [...] für den es eine Qual war, meine Habilitation vertreten zu müssen, weil so eine Studie über [...] berufliche

190 Christa Rohde-Dachser bekleidete von 1987 bis 2002 den Alexander-Mitscherlich-Lehrstuhl an der Goethe-Universität Frankfurt. Im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung fanden vor allem ihre Arbeiten zur Psychoanalyse der weiblichen Sexualität Beachtung. Ein Gespräch mit Christa Rohde-Dachser mit dem Titel »Androgynie – eine falsche Zeitdiagnose?«, das Lilli Gast und Ulla Bock 1998 mit ihr führten, ist abgedruckt in U. Bock/Alfermann 1999: 232–241.

191 Nancy J. Chodorow (1944) ist eine US-amerikanische Soziologin, Psychoanalytikerin und feministische Theoretikerin, die von 1989 bis 2005 eine Professur an der University of California, Berkeley innehatte. In Deutschland wurde sie Mitte der 1990er-Jahre durch die Übersetzung ihrer Studie *The Reproduction of Mothering* (dt.: *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*, München 1994) bekannt, die intensiv rezipiert wurde.

Orientierung von Lehrerinnen und Lehrern [...] am Institut überhaupt nicht akzeptiert war. Damals war Chodorow eine wichtige Theorie in der feministischen Psychoanalyse. Mit dem theoretischen Rahmen habe ich die Unterschiede zwischen Lehrerinnen und Lehrern interpretiert. [...] ich hatte das große Glück, dass Christa Rohde-Dachser in der Psychoanalyse die Professur bekam, die auch Gutachterin war. Ich glaube, ohne sie hätte ich das nicht geschafft. Sie ist an der Universität sehr selbstbewusst aufgetreten. Wilhelm Schumm hatte damals gesagt, dass er nur bereit ist, das so durch den Fachbereich zu bringen, weil Christa Rohde-Dachser mich unterstützte. (Karin Flaake)

Die Historikerin Heide Wunder¹⁹² riet Inge Stephan dazu, von der Universität Hamburg zur Universität Stuttgart zu wechseln, um dort ein unbefristetes Stellenangebot anzunehmen. Sie folgte diesem Rat zwar nicht, nahm aber allein die Tatsache, dass sich jemand um ihre »Karriere gesorgt« habe, als Anerkennung und Unterstützung wahr.

Wer mich auch sehr früh mit gefördert hat als Person, der ich mich auch zuwenden konnte [...], [war] Heide Wunder, mit der hatte ich Kontakt, die fand ich klasse. Die war anders. Die hat mich damals auch angerufen. Da hatte ich ein Stellenangebot auf eine Lebenszeitstelle in Stuttgart. Die habe ich abgelehnt. Da hat sie mich angerufen und gesagt, das fände sie ganz unmöglich. Ich müsste unbedingt diese Stelle annehmen. Das ginge nicht, wenn man als Frau so eine Stelle angeboten kriegt, auch wenn es bedeutet, ich war damals verheiratet und schwanger, dass man fahren musste, denn das sei kein Problem. Das fand ich gut. Das hat auch Eindruck gemacht, dass sie mich privat angerufen hat, dass sie das gehört hat und nicht in Ordnung findet: »Sie haben so viel gemacht und jetzt muss es einfach weitergehen«. Sie hat sich um meine Karriere gesorgt. Ich habe es trotzdem nicht gemacht. Ich hatte eine Assistenzstelle in Hamburg, die hatte ich gerade erst angetreten, vielleicht hatte ich sie ein Jahr. Die fand ich auch eigentlich toll. Das andere wäre eben eine Ratsstelle gewesen, was damals natürlich eine unglaubliche Sicherheit gewesen wäre. Die wollten mich unbedingt haben. Mein Leben wäre anders gelaufen. Ich habe es zwischendurch bedauert, als es dann in Hamburg schwierig wurde, von der Assistenzstelle in die Professur zu kommen. Da habe ich gedacht, das war eine falsche Lebensentscheidung. Aber letztlich ist es dann doch gutgegangen. (Inge Stephan)

192 Heide Wunder wurde 1977 auf die Professur für »Sozial- und Verfassungsgeschichte der Frühen Neuzeit« an die Universität Kassel berufen, die sie bis zu ihrer Emeritierung 2004 innehatte. Ohne dass es in der Denomination ihrer Professur vorgesehen war, bearbeitete sie Themen aus der »Frauengeschichte«. Ihre 1992 erschienene Monografie *Er ist die Sonn', sie ist der Mond. Frauen in der Frühen Neuzeit* fand in der Frauen- und Geschlechterforschung viel Beachtung. Gemeinsam mit Gisela Bock und Karin Hausen begründete sie 1992 die Reihe *Geschichte und Geschlechter* im Campus Verlag.

Es werden ebenso Namen von Männern genannt, an die sich die Hochschullehrerinnen zum Teil mit Dankbarkeit erinnern, weil sie ihnen mit Gutachten oder Stellenangeboten oder auch mit der Befürwortung ihrer thematischen Forschungsanliegen geholfen haben, in der Wissenschaft Fuß zu fassen. Dass es überwiegend Männer waren, ist wenig überraschend, weil es zu dieser Zeit nur wenige Frauen gab, die in der Position waren, fördern zu können. Barbara Duden ist davon überzeugt, dass sie ohne die Unterstützung von Reinhard Rürup¹⁹³ niemals Professorin geworden wäre. Er unterstützte auch Regina Schulte,¹⁹⁴ sodass sie eine Nachwuchsstelle bekam, die für sie schließlich zum Sprungbrett auf die Professur für »Neuere und Neueste Geschichte und Geschlechtergeschichte« an der Universität Bochum wurde, die sie 1993 einnahm. Desgleichen erwähnt Barbara Duden den Historiker Lutz Niethammer,¹⁹⁵ der Frauen in seinem Fach förderte.

Herr Rürup an der Technischen Universität in Geschichte hat wirklich immer Wissenschaftlerinnen gefördert [...], indem er diese Themen zugelassen hat und indem er sie in Lebensläufen gefördert hat. Ich wäre niemals Professorin geworden ohne diesen Rückhalt, den viele andere Nachwuchswissenschaftlerinnen auch hatten, weil Rürup sie eben gefördert hat. [...] Ich bin dann Assistentin an der Technischen Universität geworden, ein schönes kleines Institut, sehr liberal geführt. Karin Hausen hatte die Professur für Familien-, Frauen- und Geschlechterforschung. Da war ich Assistentin. Das war wunderbar. Ich habe die ersten großen Frauenseminare gemacht. Das hat mir sehr gefallen und [ich] war im Institut auch anerkannt, gefördert. Da waren völlig neue Horizonte, überhaupt einen Studienangang zu entwickeln und so weiter. Das mochte ich sehr gerne. [...] Dann war ich erst bei Lutz Niethammer am Kulturwissenschaftlichen Institut in Essen zwei Jahre. Der hat eine Reihe von Wissenschaftlerinnen [...] gefördert. Wenn man so eine Wissenschaftslandschaft [...] [betrachtet], wo viele Dissertationen, Habilitationen zustande gekommen sind, dann lag es an diesen Leuten, Rürup, Lutz Niethammer auch. [...] Regina Schulte kriegte dann die Nachwuchsstelle bei Rü-

193 Reinhard Rürup hatte von 1975 bis 1999 eine Professur für »Neuere Geschichte« an der Technischen Universität Berlin inne und leitete von 1989 bis 2004 die Gedenkstätte »Topographie des Terrors« in Berlin.

194 Regina Schultes Professur für »Geschichte der frühen Neuzeit und Geschlechtergeschichte« an der Ruhr-Universität Bochum wurde 2014 mit gleicher Denomination wieder ausgeschrieben. Ab dem Wintersemester 2014/15 wird Maren Lorenz die Professur übernehmen.

195 Lutz Niethammer hatte eine Professur für »Neue und Neuste Geschichte« (1993–2005) an der Universität Jena. Er gilt als Wegbereiter der Oral History, einer Erkenntnismethode, die vor allem auch in der historischen Frauen- und Geschlechterforschung von Bedeutung ist.

rup. Der hatte mehrere Assistentenstellen mit Assistentinnen besetzt. [...] Das war schon der Höhepunkt der Historikerinnenbewegung. (Barbara Duden)

Barbara Duden ist nicht die einzige, die Namen von männlichen Kollegen nennt, die weiblichen Nachwuchswissenschaftlerinnen den Weg bahnten. Der Berliner Soziologe Dieter Claessens¹⁹⁶ hatte Carol Hagemann-White angesprochen und ihr eine Stelle als Assistentin angeboten.

Dann hatte mich [...] Dieter Claessens angeschrieben, ob ich die Assistentenstelle haben möchte. Ich hatte [...] seine Veranstaltungen sehr gerne besucht und fand ihn selber auch faszinierend als Menschen. Der hatte auch Bezug zur Kulturanthropologie. [...] [das] Angebot einer Stelle war natürlich eine Förderung. Ohne dies weiß ich nicht, ob ich in die akademische Richtung gegangen wäre. (Carol Hagemann-White)

Auch Renate Kroll erhielt ein Stellenangebot von ihrem Doktorvater.

Der Doktorvater hat mich insofern gefördert, als er mir eine Stelle vermittelt hat als wissenschaftliche Mitarbeiterin. (Renate Kroll)

Für Ilse Lenz war die Stelle als Studentische Hilfskraft wichtig, die sie von ihrem Chef bekam und die sie als Förderung empfand.

Ich habe eine Hilfskraftstelle sehr früh bekommen und bin da auch sehr gefördert worden. Mein Chef hat relativ früh gesagt: »Sie können sich hocharbeiten«. Ich habe das nicht geglaubt. Trotzdem hatte ich als Hilfskraft im [...] Institut einen Bibliotheksschlüssel. Ich konnte arbeiten, so lange ich wollte. (Ilse Lenz)

Die Kunsthistorikerin Cillie Rentmeister hatte von Tilman Buddensieg¹⁹⁷ Unterstützung erfahren und sie erhielt dank des Einsatzes des Kunsthistorikers Hans-Ernst Mittig¹⁹⁸ und des Soziologen und Philosophen Helmut Hartwig¹⁹⁹ in den 1970er-Jahren Lehraufträge an der Pädagogischen Hochschule Berlin und der Berliner Hochschule der Künste (heute: Universität der Künste). Helmut Hartwig war 1970 Mitbegründer der Zeitschrift *Ästhetik & Kommunikation*, die Cillie Rentmeister zufolge damals ein zentrales Medium für die kulturrevolutionären Ideen auch der Frauen war.

196 Siehe Anm. 175.

197 Tilman Buddensieg (1928–2013) war Kunsthistoriker und Archäologe und zuletzt als Hochschullehrer an der Humboldt-Universität zu Berlin tätig.

198 Hans-Ernst Mittig war bis zu seiner Emeritierung im Jahr 1997 Professor für »Kunstgeschichte« an der Hochschule der Künste Berlin.

199 Helmut Hartwig wurde 1972 Professor für »Ästhetische Erziehung« an der Berliner Hochschule der Künste (heute Universität der Künste Berlin).

Ich habe auf finanzielle Förderung durch meine Eltern verzichtet, wollte stolz meine Unabhängigkeit beweisen. So stand ich ab Anfang der Siebzigerjahre auf eigenen Beinen. Ich übernahm Jobs aller Art [...]. Ich fühlte mich aber auch durch die Professoren sehr gefördert, als Beispiel nennen möchte ich Tilman Buddensieg. Er war einer der jüngeren Professoren am Institut und meinen feministischen Ansätzen gegenüber freundlich aufgeschlossen, damals nicht selbstverständlich. [...] von 1977 an [bekam ich] auch schon kontinuierlich Lehraufträge [...] zu »Feministischer Ästhetik und Kunstgeschichte«. Solche Lehraufträge zu neuen, unkonventionellen Themen mussten ja von Hochschullehrern beantragt und von Gremien beschlossen werden. Hier waren Hans-Ernst Mittig und Helmut Hartwig förderlich. (Cillie Rentmeister)

Regina Wecker, die am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin studierte, wurde von dem Hochschullehrer Hans Rudolf Guggisberg²⁰⁰ auf eine Promotion angesprochen.

Ich habe dann bei Hans Rudolf Guggisberg studiert, weil ich es lustig fand, dass da einer was zur Schweiz machte. Im Allgemeinen war ja Geschichte deutsche Geschichte. Man hat es zwar nie so gesagt, aber es war so. [...] Und Guggisberg hat mich nachher gefragt, ob ich bei ihm promovieren wollte. Das war sicher Förderung in diesem Sinne. Ich bin dann wieder zu Guggisberg in die Sprechstunde und da sagte er, er hätte einen Ruf in die Schweiz und würde in die Schweiz gehen. Dann habe ich gedacht, das war es dann wohl. Dann hat er aber gefunden, ich sollte mir doch mal überlegen, ob ich nicht mitgehen oder dort auch hingehen wollte. Das sei eigentlich ganz schön. Der fand einerseits wohl, »dass die das kann«, und andererseits brauchte er ja auch Doktoranden. Das muss man ja sehen, wenn einer da kommt und gleich welche mitbringt, ist das immer gut. (Regina Wecker)

Ilona Ostner und Magdalene Heuser weisen allerdings darauf hin, dass die Förderung durch männliche Kollegen keineswegs üblich, sondern eher die Ausnahme war und durchaus auch zwiespältig sein konnte. Laut Ilona Ostner herrschte an der Ludwig-Maximilians-Universität München, wo sie studiert und auch promoviert hatte, die Meinung vor, dass Frauen nicht habilitieren können und diesen Schritt zur Professur auch nicht gehen sollten. Sie zitiert die Meinung des Soziologen Karl Martin Bolte:²⁰¹

200 Hans Rudolf Guggisberg (1930–1996) war ein Schweizer Historiker; er wurde 1967 Professor für Europäische Geschichte am Friedrich-Meinecke-Institut an der Freien Universität Berlin und folgte 1969 einem Ruf an die Universität Basel, wo er bis zu seiner Emeritierung 1995 als Professor für Neuere Allgemeine und Schweizergeschichte lehrte.

201 Karl Martin Bolte (1925–2011) war Professor für Soziologie, zuletzt an der Ludwig-Maximilians-Universität München (1964–1992). Er war Mitbegründer und Sprecher des

Bolte hat immer gesagt: Frauen sollen schon studieren, aber wenn die Kinder kommen, dann sollen sie die Kinder zu Hause bilden und sich ehrenamtlich engagieren. (Ilona Ostner)

Es waren die Soziologen Burkart Lutz²⁰² und Werner Mangold²⁰³, die sie ermutigten, ihren Weg in der Wissenschaft weiterzugehen. Werner Mangold verfasste ein Gutachten und unterstützte sie damit auf ihrem Weg zur ersten Professur für »Gemeinwesenarbeit mit dem Schwerpunkt Theorie und Praxis der Frauenarbeit« am Fachbereich Soziale Arbeit der Fachhochschule Fulda.

Es ist übrigens interessant, dass mich [...] mehr die Männer gefördert haben. Burkart Lutz war immer sehr aufgeschlossen [...], Werner Mangold, der hat mir das Gutachten für Fulda geschrieben [...]. Es war eher in München so diese Stimmung, Frauen können nicht habilitieren und sollen es eigentlich nicht. Da fand ich eben so Leute wie Burkart Lutz oder Werner Mangold [...] sehr wichtig, weil die mir persönlich gesagt haben, ich soll weitermachen; es wäre gut, was ich mache. (Ilona Ostner)

In den Interviews wurde ausdrücklich nach Erfahrungen mit Förderung gefragt und nicht nach Behinderungen oder gar Diskriminierungen; doch auch ungefragt berichteten die Interviewpartnerinnen von Erlebnissen der Einschränkung und Ausgrenzung, die es damals noch in einem Ausmaß gab, wie es heute – jedenfalls öffentlich – nicht mehr möglich wäre. Die Befragten studierten zu einer Zeit, in der es durchaus mehrheitlich war, Frauen auf Lehrstühlen für fehl am Platz zu halten. Paradoxe Weise waren es oft sogar dieselben Personen, die solche Ansichten vertraten und gleichzeitig die Genderprofessorinnen in ihren wissenschaftlichen Projekten und bei Stellenbewerbungen unterstützten. Magdalene Heuser berichtet von einer entsprechenden Erfahrung.

Stackmann²⁰⁴ [...] pflegte öffentlich auch zu sagen: »Frauen fördert man allenfalls bis zur Promotion«. Wie sollte da eine Zielvorstellung entstehen. [...] Und Stackmann, das ist eigentlich das Ende der Geschichte, hat voriges Jahr noch mal, das

Sonderforschungsbereichs »Theoretische Grundlagen sozialwissenschaftlicher Arbeitskraft- und Berufsforschung«.

202 Der Industriesoziologe Burkart Lutz (1925–2013) hatte an der Universität München seit 1967 eine Honorarprofessur inne.

203 Der Industriesoziologe Werner Mangold war von 1968 bis 1992 Lehrstuhlinhaber für Soziologie an der Universität Erlangen-Nürnberg.

204 Karl Stackmann (1922–2013) wirkte seit 1956 als Professor für Germanistik, zuletzt bis zu seiner Emeritierung 1990 an der Universität Göttingen.

werde ich nie vergessen ... Also, ich habe da das Editionsprojekt²⁰⁵ gemacht und das wird nicht weiter gefördert [...]. Und Stackmann hat davon erfahren und hat den Kopf sehr weit rausgehängt, hat also in Göttingen alle Kollegen angerufen, ob sie das nicht übernehmen wollen. [...] Und dann hat er sich, nachdem die alle abgewunken haben, bei der Akademie der Wissenschaften in Göttingen dafür eingesetzt. Also, ihm verdanke ich unglaublich viel. (Magdalene Heuser)

Die Soziologin Ute Gerhard hatte nach ihrer Promotion eine Stelle als wissenschaftliche Mitarbeiterin bei Rüdiger Lautmann, der von 1971 bis zu seiner Pensionierung 2001 Professor für »Allgemeine Soziologie und Rechtssoziologie« am Fachbereich Rechtswissenschaft an der Universität Bremen war. Sie arbeiteten zusammen in dem Projekt »Diskriminierung von Frauen im Recht« und in einem Forschungsschwerpunkt über »Soziale Kontrolle«. Ute Gerhard berichtet von einer Begebenheit während eines Arbeitstreffens bei ihr zu Hause, die sie tief verletzt hat.

Ich habe nie ein Stipendium gehabt. Ich habe meine Doktorarbeit als Hausfrau geschrieben mit meinem Haushaltsgeld. [...] Mein erstes Geld nach der Doktorarbeit habe ich über eine Stelle hier als wissenschaftliche Mitarbeiterin beim Rüdiger Lautmann 1978 bekommen, der mit meiner Hilfe ein Frauenprojekt machte – »Diskriminierung von Frauen im Recht« hieß das. [...] Mit dem Geld konnte ich mich dann auch zu Hause etwas freikaufen. [...] Ich erinnere mich noch sehr gut. Das war auch ein Forschungsschwerpunkt, soziale Kontrolle, den ich dann auch bei mir zu Hause [...] [bewirtete]. Ich war immer diejenige, die den Kaffee und den Tee servierte oder die Suppen kochte. Da saßen sie dann alle. Und als ich in die Küche ging, sagte einer der Professoren dann zu den anderen: »Die Frau Gerhard braucht doch eigentlich keine ganze Stelle. Die hat doch einen Ehemann«. – Das war 1978. Da hat mich Rüdiger Lautmann gut vertreten. Ich habe auch gesagt: »Eine halbe Stelle mache ich nicht«. [...] Das habe ich so in Erinnerung, weil es mich tief verletzt hat, dass so ein Schnösel, der genauso alt ist wie ich, aber Professor, sagt: »Die Frau Gerhard braucht das doch nicht«, nur weil er in meiner bürgerlichen Häuslichkeit bewirtet wurde. (Ute Gerhard)

Auch die Planungswissenschaftlerin Ruth Becker berichtet von einer Diskriminierungserfahrung zu Beginn ihrer akademischen Laufbahn.

Da habe ich die erste Diskriminierung als Frau erfahren, was ich aber damals nicht erkannt habe. Ich hatte das Diplom abgeschlossen, 1969. Wir hatten eine Arbeitsgruppe, drei Männer und ich. Das war schon mitten in der ganzen Studentenbewe-

205 Magdalene Heuser war Leiterin der von ihr gegründeten »Arbeitsstelle Therese Huber« an der Universität Osnabrück und Herausgeberin der neunbändigen wissenschaftlichen *Briefausgabe Therese Huber* (DFG-Projekt, Laufzeit 1990–2009); siehe hierzu <http://www.briefausgabe-huber.uni-osnabrueck.de> sowie S. 201.

gung. Und weil auf der Klausur der Name draufsteht, war immer der Verdacht, da werden bestimmte Leute bevorzugt, es wird ungerecht beurteilt. Deswegen hatten wir da Nummern [drauf]-geschrieben. Das hatte zur Folge, dass die Ergebnisse ausgehängt werden konnten. Daher wusste ich, wir waren die absolute Spitzie in diesem Jahrgang von 172 Leuten. Und ich war noch ein bisschen besser als die drei anderen jungen Männer der Arbeitsgruppe. [...] Der Prof, bei dem ich die Diplomarbeit geschrieben hatte, hat mich gefragt, was ich will. Ich will gerne Assistentin werden, will an der Uni bleiben. Er sagte: »Ja, es kommen drei neue Kollegen und ich werde Sie empfehlen«. Es gab drei Stellen. Wissen Sie, wer die drei Stellen gekriegt hat? Meine drei Kollegen. Und ich habe einen schlecht bezahlten Werkvertrag bei dem Prof gekriegt, bei dem ich Diplom geschrieben hatte. (Ruth Becker)

Der Doktorvater von Helga Grubitzsch bot ihr zunächst eine Stelle als Assistentin an, zog dieses Angebot dann aber unter anderem mit dem Hinweis wieder zurück, dass Frauen seiner Ansicht nach nicht für eine Hochschulkarriere geeignet seien. Möglicherweise war es aber auch die Widerständigkeit der jungen Frau, die ihm nicht angemessen erschien. Helga Grubitzsch fühlte sich auch dadurch herausgefordert, genau diesen Weg einzuschlagen. Sie folgte schließlich 1988 dem Ruf auf die erste C4-Professur für Literaturwissenschaftliche Frauenforschung an einer deutschen Hochschule.

Er wollte mich eigentlich als Assistentin einstellen, ich war auch schon in Mainz und alles war geregelt. Dann bin ich zur Assistentenvertretung gegangen und habe mich dort informiert [...]. Das ist ihm zu Ohren gekommen und er hat gesagt, nun hat er kein Vertrauen mehr. Er hat dann [...] den Satz hinzugefügt: »Und als Frau wären Sie ja sowieso nicht für die Hochschullehrerkarriere geeignet«. Das war ein Anlass, wo ich mich wirklich dagegen ausgesprochen und gesagt habe: Das werden wir noch sehen. (Helga Grubitzsch)

Solche oder vergleichbare Diskriminierungserfahrungen im Wissenschaftsbetrieb sind den meisten Wissenschaftlerinnen vertraut, sie sind beleidigend und verletzend. Es ist die Mischung von Förderung *und* Herablassung, die – wie Barbara Duden sagt – »eine bittere Gemengelage« bildet. Gleichwohl – alle Interviewpartnerinnen haben den hürdenvollen Weg zur Professur geschafft. Karin Flaake hat für sich ein passendes Gedankenbild hierfür gefunden:

Ich hatte damals immer ein Bild: Ein Kamel geht durch ein Nadelöhr und am Ende sieht es etwas struppig aus, aber es hat es geschafft. (Karin Flaake)

4.1.5 Motivation für die Bewerbung auf eine »Genderprofessur«

Die Antworten der Hochschullehrerinnen auf die Frage nach der Motivation, sich auf eine Professur mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung zu bewerben, verweisen auf die Einzigartigkeit einer jeden berufsbiografischen Laufbahn. Vorrangig ist der Wunsch, die oftmals lange Zeit der unsicheren Beschäftigungsverhältnisse zu beenden und endlich eine der eigenen Qualifikation entsprechende Stelle zu haben. Deutlich wird aber auch, dass für jede der Befragten Besonderheiten von Zeit und Ort eine Rolle spielten.

In diesem Kontext wird nicht selten von der »Gunst der Stunde« oder auch vom »Zufall« oder »Glück« gesprochen, dass ein Stellenangebot mit dem eigenen Qualifikationsprofil gut zusammenpasste. So beschreibt es beispielsweise die Raumplanerin Ruth Becker, die sich 1993 erfolgreich auf die Professur für »Frauenforschung und Wohnungswesen in der Raumplanung« bewarb, die die Fakultät für Raumplanung der Technischen Universität Dortmund ausgeschrieben hatte.

Erstens wollte ich Professorin werden und es passte einfach ganz wunderbar. [...] weil ich ja nun wirklich im Bereich Wohnungswesen absolut ausgewiesen war. Ich hatte sehr viel dazu veröffentlicht, und zwar ökonomische Aspekte. Und aufgrund meines zunehmend feministischen Interesses und auch Aktivitäten hatte ich mir die Frauenforschung angeeignet. (Ruth Becker)

Die Literaturwissenschaftlerin Helga Grubitzsch wollte forschen und lehren. Die Ausschreibung der Professur für »Allgemeine Literaturwissenschaft mit dem Schwerpunkt literaturwissenschaftliche und historische Frauenforschung« an der Universität Paderborn hatte ihr ein Kollege ins Fach gelegt und sie war der Meinung, dass ihr Profil gut zu dieser Stelle passen würde.

Ich fand, die Stelle war mir auf den Leib geschrieben, aber es gab einfach sehr prominente Mitbewerberinnen, wie Sigrid Weigel zum Beispiel. Ich habe mir wenig Chancen ausgerechnet. Aber es ist dann eben doch so gekommen, dass ich die Stelle bekommen habe. Es war mein Herzenswunsch, die Frauen in Lehre und Wissenschaft sichtbar zu machen, vorkommen zu lassen. (Helga Grubitzsch)

Auch Christina von Braun, die 1993 den Ruf auf die Professur für »Kulturttheorie mit dem Schwerpunkt Geschlecht und Geschichte« am Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin erhielt, erwähnt die Übereinstimmung von Ausschreibung und Profil.

Das passte schon sehr gut auf das Profil, das ich inzwischen entwickelt hatte, auch gerade in meinen Texten, zum Teil auch in den Filmen. Was ich damals, glaube ich, auch schon verstanden hatte, wenn ich es auch noch nicht so genau ausdrücken konnte, war, dass durch Gender auch ein sehr wissenschaftskritischer Aspekt enthalten ist. (Christina von Braun)

Die Soziologin Irene Dölling wäre ebenfalls für diese Professur in Betracht gekommen. Christina von Braun vermutet, dass eher politische Motive den Ausschlag dafür gaben, dass Dölling nicht an ihre Heimatuniversität, die Humboldt-Universität zu Berlin, berufen wurde.

Das war eine Professur, für deren Entstehen sich Irene Dölling sehr starkgemacht hat, [...] die wohl auch für sie vorgesehen war. Die Kommission hat mich auf Platz zwei gesetzt. Dann kam der Wissenschaftssenat von Berlin und wollte Irene Dölling nicht haben und hat mir die Stelle angeboten und den Ruf erteilt. (Christina von Braun)

Irene Dölling hatte sich für die Einrichtung dieser Professur an der Humboldt-Universität engagiert und sich auch Hoffnungen gemacht, sie besetzen zu können. Ihr Weg zu einer Professur war lang und voller Hürden und ihre Geschichte wirft ein besonders krasses Licht auf die Situation an den Hochschulen kurz nach der Wende. Sie bekam 1994 einen Ruf auf die Professur für »Frauenforschung und Soziologie der Geschlechterverhältnisse« an die Universität Potsdam.

Wir haben 1990 an der Humboldt-Universität [...] das Zentrum für interdisziplinäre Frauenforschung gegründet. Das war eine Zeit, in der sich Frauen auch an anderen Universitäten im Osten zusammengestanden und sagten: »Wir wollen auch so etwas machen«. Wir waren aber die ersten und sind auch die einzigen geblieben mit dieser von Anfang an sicheren Institutionalisierung. Irgendwann im Sommer 1992 kamen die damalige Frauenbeauftragte und ihre Stellvertretung der Universität Potsdam zu mir – ich war damals Leiterin des Zentrums – und baten um Rat. Sie hätten mit dem damaligen Rektor besprochen, dass bei der Neustrukturierung der Universität unbedingt eine Professur für Frauenforschung dabei sein müsste [...]. Sie wollten bei mir einen Rat, wie man die Stelle ausschreiben könnte. Da haben wir zwei Stunden miteinander geredet und am Ende fragten sie, ob ich mich auch auf diese Stelle bewerben würde. Ich wollte sie nicht kränken und habe gesagt, ich könnte mir vorstellen, dass ich da meine Bewerbung abgabe. [...] Ich hatte zu diesem Zeitpunkt eine positive Evaluierung, ich durfte mich wieder bewerben – ich hatte eine Professur für Kulturtheorie, darauf durfte ich mich nicht wieder bewerben, die wurde etwas anders benannt. Aber es wurde gesagt, wir richten bei der Kulturwissenschaft oder bei der Kulturtheorie auch in Würdigung der Arbeiten, die wir schon zu DDR-Zeiten zur Frauenforschung gemacht hatten, eine neue Professur Kulturanalyse mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung oder

Frauenforschung oder Geschlechterverhältnisse ein. Da wurde ich auf den ersten Listenplatz gesetzt, es gab eine Ausschreibung, aber keine Anhörungen. Die Uni hatte damals beschlossen, die Stelle soll so schnell wie möglich wieder oder neu besetzt werden. Es wurde nach Bewerbungsunterlagen entschieden. [...] Ich war zu diesem Zeitpunkt noch nicht auf dem ersten Listenplatz, aber ich bin einfach davon ausgegangen, dass ich gute Chancen habe. Ich konnte mir nicht vorstellen, dass ich nicht an der Humboldt-Uni bleibe. Dann wurde die Stelle in Potsdam ausgeschrieben und gleichzeitig die Stelle bei der Soziologie in Hannover [...]. Die beiden Stellen wurden zum Dezember 1992 ausgeschrieben. Ich habe mich auf beide Stellen beworben. Aber immer noch im Hinterkopf: Klar, ich war auf dem ersten Listenplatz, aber der Akademische Senat der Humboldt-Universität, der damals noch rein ostbesetzt war, hat meiner Berufung nicht zugestimmt. Da gab es einen Kollegen von den Biologen, der meinte, solange jemand wie ich an dieser Humboldt-Universität wäre, wäre etwas nicht in Ordnung. Er hatte die Mehrheit des akademischen Senats hinter sich, obwohl die mich überhaupt nicht kannten. [...] wir wollten ein Institut für Sexualwissenschaft an der Humboldt-Universität gründen. »Sexualwissenschaft und Geschlechterverhältnisse« – so sollte das Ding heißen. Da kamen wir natürlich sofort in Kontroversen mit diesen anderen Kollegen, die das alles als absolut spinnert abtaten. Wir wollten sexuelles Verhalten eingebettet in soziale Verhältnisse untersuchen und die waren natürlich der Meinung, das wäre eine naturwissenschaftliche Angelegenheit. Da gab es heftige Kontroversen. Und ich glaube, dass das ein Grund war, warum dieser Kollege so vehement gegen mich polemisiert hat. Ich war ihm zu links und zu feministisch. [...] Jedenfalls hatte mich der akademische Senat schon abgelehnt, aber das habe ich ehrlich gesagt nicht ernst genommen, weil damals war die übliche Praxis, der Wissenschaftssenator entscheidet ohnehin und setzt sich über die Gremien aus dem Osten hinweg. Dann war es aber tatsächlich so, dass ich in Berlin nicht berufen wurde. [...] Anfang November waren die Anhörungen in Potsdam. [...] und ich kriegte diese Professur mit der Denominierung Frauenforschung, was von Anfang an schwierig war. (Irene Dölling)

Hildegard M. Nickel beschreibt, dass sie auf ihrem Weg zur Professur an die Humboldt-Universität Berlin Umwege gehen musste, und beleuchtet damit ebenfalls die Ausnahmesituation, die zur Zeit der deutschen Vereinigung im akademischen Bereich herrschte.

Die Frage war, warum ich mich auf diese Professur beworben hatte. Das hing tatsächlich auch mit der spezifischen Situation zusammen. Das war nach der Wende. Wir hatten alle unsere Positionen verloren, wenn man so will. 87 bin ich wieder zurückgegangen an die Humboldt-Universität nach den zehn Jahren in der Bildungssoziologie und war an der Humboldt-Universität im Institut für Soziologie wissenschaftliche Mitarbeiterin, Dozentin und mehrmals auch schon für eine Professur vorgeschlagen worden. [...] Also, es gab immer Blockaden. Ich hatte dann Lehrveranstaltungen zur Geschlechtersoziologie gemacht. [...] stark unter

dem Aspekt Dienstleistungsarbeit, Transformation von betrieblichen Strukturen gesehen, man hatte ja schon viele Untersuchungen im Sparkassen-, Bankenbereich und so weiter gemacht. Also, ich hatte einen starken Bezug zu dieser Arbeit. Da ist dann an mich herangetragen worden, ob das nicht eine gute Vorstellung wäre, wenn sozusagen das, was ich tue, auch auf dem Etikett ist. Diese Professur hieß dann »Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse«. (Hildegard M. Nickel)

Die Professur, die Hildegard M. Nickel an der Humboldt-Universität zu Berlin bekam, entsprach genau ihrem Interessen- und Qualifikationsprofil. Sie war eine geeignete Kandidatin für diese Professur und dennoch meint sie, dass der historische Augenblick für sie ein günstiger war und sie »einfach Glück« gehabt habe; Glück auch mit den Kollegen, die in der Berufungskommission saßen. Hildegard M. Nickel nennt explizit den Namen des Vorsitzenden der Struktur- und Berufungskommission Friedhelm Neidhardt²⁰⁶ und der Kollegen Hans Joas²⁰⁷ und Karl Martin Bolte²⁰⁸.

[...] Vielleicht muss man sagen, welche Rolle die Struktur- und Berufungskommission gespielt hat. Diese erste Professur war ja ein bisschen auf mein damaliges Profil zugeschnitten – Familie, Jugend, Geschlechterverhältnisse [...]. Es ist nicht zufällig, dass Ostleute im Grunde genommen nicht zum Zuge kamen. Und bei uns in der Struktur- und Berufungskommission war [...] Friedhelm Neidhardt Vorsitzender der Struktur- und Berufungskommission, den ich [...] in diesem Prozess sehr schätzen gelernt habe, und auch die anderen Mitglieder der Kommission, Hans Joas, Bolte, die gesagt haben: »Es muss doch auch [...] eine Möglichkeit geben, DDR-Kompetenz irgendwie zu retten. Es bleibt ja eine Hochschule zunächst mal im Osten. Da müssen auch Menschen da sein, die vertraut sind mit dem, was vorher war«. [...] Und die Ausschreibung hat man versucht, auf die Person hin zu machen. Bei mir hieß die dann eben Soziologie der Familie, Jugend und Geschlechterverhältnisse. Da gab es natürlich massenhaft Bewerbungen. Der Trick war, dass die Bewerberinnen Erfahrungen mit dem Hochschulsystem der DDR haben sollten – was einen Aufschrei produziert hat. Es waren nur wenige Professuren, die überhaupt so ausgerichtet waren. Aber das war die Voraussetzung. Sonst hätte ich keine Chance gehabt mit den Veröffentlichungen. Wir hatten keine Auslandserfahrung und so weiter. Wir hatten keine Veröffentlichungen in Soziologie. Ich hatte was in meinen Schubfächern, aber das war alles mit einem Vertraulich-

206 Der Soziologe Friedhelm Neidhardt hatte von 1968 bis 1999 Professuren für Soziologie an den Universitäten Hamburg, Tübingen, Köln und der Freien Universität Berlin inne. Von 1994 bis 2000 war er Präsident des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung und wurde 2001 emeritiert.

207 Der Religionssoziologe und Sozialphilosoph Hans Joas bekleidete zuletzt die Max-Weber-Professor an der Universität Erfurt und ist Leiter des dortigen Max-Weber-Kollegs für kultur- und sozialwissenschaftliche Studien.

208 Siehe Anm. 201.

keitsstempel. Veröffentlichen durften wir nicht. Insofern hatte ich einfach Glück in dieser Konstellation, dass unsere Struktur- und Berufungskommission so entschieden hatte. Das haben eben sehr, sehr wenige gemacht. (Hildegard M. Nickel)

Als Mitte der 1980er-Jahre an der Goethe-Universität in Frankfurt²⁰⁹ die erste »ordentliche« Professur für »Frauenarbeit in Produktion und Reproduktion, Frauenbewegung« ausgeschrieben wurde, bewarben sich 17 Kandidatinnen, die sich alle aus der »Sektion Frauenforschung in den Sozialwissenschaften«²¹⁰ kannten. Schließlich erhielt Ute Gerhard 1987 den Ruf auf diese Professur. Sie war von der Kollegin Ulrike Prokop²¹¹ aufgefordert worden, sich zu bewerben.

Wir kannten uns alle. Wir kamen alle aus der Sektion Frauenforschung der Deutschen [Gesellschaft für] Soziologie oder irgendwie aus der Szene. [...] Ich bin noch gedrängt worden, ich sollte das unbedingt machen. Ulrike Prokop habe ich hier in Bremen getroffen. »Ute, du musst dich da bewerben!« Die hat mich ermutigt. Die kam aus Frankfurt, war dort wissenschaftliche Mitarbeiterin. Ich hätte nicht damit gerechnet, dass ich die Professur kriege. (Ute Gerhard)

Die Soziologin Ilse Lenz, die sich selbst als Grenzgängerin zwischen den verschiedenen Disziplinen bezeichnet, hat sich bewusst auf Bewerbungen in der Frauen- und Geschlechterforschung konzentriert, da sie die Forschungsfragen in Verbindung mit ihrem international vergleichenden Ansatz und die Lehre besonders interessant fand.

Ich hab mich damals auf viele Professuren beworben. [...]. Ich habe mich auf die Stellen, die ich einschlägig fand, beworben. Das waren überwiegend Genderprofessuren, denn da hatte ich mir nun einen Namen gemacht. [...]. Dadurch, dass ich

209 Von dem ersten protokollierten Antrag auf Einrichtung einer Frauenforschungsprofessur 1974 bis zur Besetzung der Professur mit Ute Gerhard 1987 vergingen 13 Jahre; siehe dazu Hark 2005: 236ff.

210 Der Zusammenschluss nannte sich später »Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie«, der heutige Name lautet »Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie«. Zur Geschichte und Zielsetzung der Sektion bis zum Jahr 2000 siehe Mathes 2001.

211 Ulrike Prokop ist Erziehungswissenschaftlerin und hatte von 1991 bis 2009 eine Professur mit der Denomination »Sozialisationstheorie mit dem Schwerpunkt weibliche Sozialisation unter besonderer Berücksichtigung der außerschulischen Jugendbildung und Erwachsenenbildung« an der Philipps-Universität Marburg inne. Diese Professur wurde nach ihrer Pensionierung ohne einen Genderaspekt in der Denomination wieder ausgeschrieben und 2010 neu besetzt. Bei Antritt der Professur war Ulrike Prokop die erste und einzige Professorin im Fachbereich Erziehungswissenschaften an dieser Universität. Sie war Mitbegründerin des »Zentrums für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung« an der Universität Marburg.

ein bisschen eine Grenzgängerin war zwischen Ostasienwissenschaft und Sozialwissenschaft, hatte ich auch niemanden im Hintergrund, der für mich telefoniert hätte. Bei dieser Stelle hatte ich im Umfeld gehört, sie fänden mich interessant und dann habe ich mich beworben. (Ilse Lenz)

Auch Ilona Ostner berichtet, dass sie von einem Kollegen auf die Stellenausschreibung ihrer ersten Professur aufmerksam gemacht wurde.

Und dann bin ich irgendwie gefragt worden [...], ob ich nicht Lust hätte, mich da zu bewerben. [...] das mache ich, vielleicht wird es etwas. (Ilona Ostner)

Es wurde etwas und sie bekam 1983 den Ruf auf die erste Frauenforschungsprofessur, die je an einer deutschen Hochschule geschaffen wurde. Es war die schon mehrfach erwähnte Professur für »Gemeinwesenarbeit mit dem Schwerpunkt Theorie und Praxis der Frauenarbeit« an der Fachhochschule Fulda. 1990 wechselte sie an die Universität Bremen auf eine Professur für »Allgemeine Soziologie – unter Berücksichtigung der Soziologie der Geschlechterverhältnisse«.

Genau, so hieß die Professur. Das war die Professur an der Uni, aber meine Abteilung hieß »Gender and Welfare«. Also ging es ganz klar um Geschlechterverhältnisse im Wohlfahrtsstaat, um Geschlechterpolitiken im Wohlfahrtsstaat. [...]. Das Institut war in der Gründung und ich saß da, beurlaubt von Fulda mit Geld aus Bremen, und habe diese Abteilung mit aufgebaut. (Ilona Ostner)

Die zweite Genderprofessur an der Universität Bremen bekleidete Ilona Ostner nur von 1990 bis 1994. Ihre Bewerbung auf die Professur für »Vergleichende Sozialpolitik« an der Universität Göttingen war erfolgreich und sie nahm 1994 den Ruf an. In der Denomination dieser Professur ist der Genderaspekt zwar nicht enthalten, gleichwohl hat Ilona Ostner ihren Fokus auf das Geschlechterverhältnis beibehalten.

Ihre Weggefährtin Carol Hagemann-White wurde in den USA geboren und absolvierte einen Teil ihres Studiums an der Harvard University. Sie betont, dass ihr das »Projekt Frauenforschung« sehr am Herzen lag und dass sie damals nicht daran glaubte, je eine Chance zu bekommen, an einer deutschen Hochschule einen Platz einzunehmen. Sie ging davon aus, mit ihrer Positionierung in der Frauenbewegung habe sie sich »ins Abseits begeben«. Deshalb spricht sie im Zusammenhang mit ihrer berufsbiografischen Laufbahn auch – wie bereits erwähnt – von einer »Zufallskarriere« bzw. einem »historischen Zufall«. Dass sie sich zunächst auf eine befristete Teilzeitprofessur bewarb, hatte eher pragmatische Gründe. Mit dieser Teilzeitprofessur blieb ihr genügend Zeit, ihre Forschungsarbeit weiterzuver-

folgen, die sie außerhalb der Hochschule betrieb.²¹² Sie hatte 1983 gemeinsam mit Sabine Gensor und Marianne Rodenstein das »Berliner Institut für Sozialforschung und Sozialwissenschaftliche Praxis e.V.« (B.I.S) gegründet, das bis 1998 bestand. Auch diese Kolleginnen von Carol Hagemann-White nahmen an, dass sie keine Chance haben würden, je an einer Hochschule eine Professur zu bekommen.²¹³

Ich hatte mich zu hundert Prozent mit der Frauenforschung identifiziert aus der Bewegung heraus, hatte dann auch die Begleitforschung zum ersten Frauenhaus in Berlin gemacht. [...] Ich dachte, dass ich niemals einen Platz in der akademischen Welt einnehmen können würde mit diesem Profil, ich dachte, ich hatte mich ins Abseits begeben. Und vielleicht zusätzlich: Wenn überhaupt, dann würde eine Deutsche eher akzeptiert werden. Aber ich dachte, das wird auch gar nicht vorkommen. Wenn es dazu kommt, werde ich schon zu alt sein. Ich hatte da das Berliner Institut mit Sabine Gensor und Marianne Rodenstein gegründet, die wir alle drei das Gefühl hatten, wir haben eigentlich im Mainstream an den Hochschulen keine Chance. Ich wollte das eigentlich mit Auftragsforschung und Projekten weitermachen, und zwar außerhalb der Universität, weil die Bedingungen an den Universitäten damals auch sehr schwierig waren und sehr bürokratisch und sehr wenig flexibel. Da habe ich gedacht, mit einer Teilzeitprofessur kann ich das vielleicht verbinden. Die Idee, dass man zwei Jahre arbeitet und ein Jahr ganz frei hat, hat mir dafür sehr zugesagt. Ich hatte aber damals schon die Vorstellung, dass wir es schaffen, das Berliner Institut sozusagen zu einem soliden Institut machen zu können, was sich selbst ernährt. Insofern war es für mich bei der ersten Professur eher eine ganz pragmatische Entscheidung. (Carol Hagemann-White)

Wie Ilona Ostner hatte auch Carol Hagemann-White hintereinander zwei verschiedene Professuren an unterschiedlichen Hochschulen inne. Ihre zweite Professur für »Allgemeine Pädagogik und Frauenforschung« an der Universität Osnabrück, die sie 1988 bekam, war ursprünglich für die Erziehungswissenschaftlerin Rita Süßmuth geschaffen worden. Nicht nur Carol Hagemann-White empörte sich damals darüber, dass das Ausschreibungs- und Besetzungsverfahren für diese Professur kein offener Prozess war. Es ging ihr darum, mitbestimmen zu können, was »Frauenforschung« in der Bundesrepublik sein kann und sollte, sie wollte Definitionsmacht

212 Carol Hagemann-White hat sich seit den 1970er-Jahren intensiv mit dem Thema Gewalt gegen Frauen und Mädchen beschäftigt und die Frauenhausbewegung in Deutschland mitbegründet, siehe Hagemann-White/Kavemann 2004.

213 Beide sind mittlerweile Professorinnen geworden: Marianne Rodenstein erhielt 1988 die Professur für »Soziologie und Sozialpolitik« an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und Sabine Gensor 1992 die Professur für »Wirtschafts- und Industriesoziologie« an der Brandenburgischen Technischen Universität Cottbus.

gewinnen. Rita Süßmuth trat die Professur nicht an, sie wurde 1988 zur Präsidentin des Deutschen Bundestages gewählt. Damit war die Bewerbungssituation um diese Professur wieder offen.²¹⁴

Bei der zweiten war es eine Frage der Definitionsmacht in der Bundesrepublik. Da war die Stelle für Rita Süßmuth geschaffen worden. Es stand auch in der Ausschreibung. Wir haben uns quer durch die Bundesrepublik empört, dass da stand: »Es wird darauf hingewiesen, dass eine geeignete Bewerberin schon vorhanden ist«. Das war in der Zeit der Ausschreibung. Und dann ist die [Rita Süßmuth] mitten drin von Helmut Kohl angerufen worden [...]. Dann gab es eine kleine Diskussion untereinander: »Sollen wir uns bewerben?« Das war so ein Moment zu entscheiden, wenn es Frauenforschung an der Universität gibt, dann wollen wir definieren, was das ist. Es war weniger eine große Überlegung darüber, dass ich den akademischen Werdegang anstrebe, sondern eher die Frage: Was wird aus dem Projekt Frauenforschung? (Carol Hagemann-White)

Auch die Historikerin Karin Hausen wollte sich mehr und intensiver für die Entfaltung der historischen Frauen- und Geschlechterforschung einsetzen und bewarb sich aus dieser Motivation heraus auf die Professur für »Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung« an der Technischen Universität Berlin.

Das war das Ergebnis eines langen Nachdenkens. Ich hatte eine sehr niederrangige Professur für Wirtschafts- und Sozialgeschichte und parallel immer versucht, die historische Frauen- und Geschlechterforschung nach Kräften zu bedienen. Das beides zusammen wurde mir sehr anstrengend, weil die Entfaltung dieses Forschungsgebiets für Frauen- und Geschlechterforschung selbst in der Historie doch so umfangreich wurde. (Karin Hausen)

Die Frage nach ihrer Motivation beantwortet Barbara Duden mit einer Erzählung darüber, wie die Professur für »Gesellschafts- und kulturtheoretische Frauenforschung« Mitte der 1990er-Jahre im Institut für Soziologie und Sozialpsychologie an der Universität Hannover zustande kam.

Das war damals ein großes Institut, im Wesentlichen geleitet durch Oskar Negt²¹⁵. Sie hatten zwölf Professuren, alles Kollegen. Sie hatten keine Kollegin. Einer der Lehrstühle mit Denomination Marxismus ist umgewidmet [worden] in Frauen- und Geschlechterstudien. Ich glaube, das war Oskar Negt, mit dessen Billigung und Förderung [...] eine Wissenschaftlerin berufen werden sollte. Es war klar, dass ich die einzige Professorin sein würde. Ich hatte sehr großes Glück. Ich hatte mich gerade in neuerer Geschichte habilitiert und war für die Soziologie eigentlich unge-

214 Siehe dazu bereits oben S. 78.

215 Vgl. Anm. 146.

eignet. Es haben sich auch sehr viele Soziologinnen beworben. Aus welchen Gründen ist mir etwas unklar, ich habe die Stelle gekriegt. (Barbara Duden)

Für die Kunsthistorikerin Cillie Rentmeister war eine Professur an einer Hochschule zunächst überhaupt keine berufliche Perspektive. Sie hatte sich bewusst vom akademischen Feminismus distanziert und beschreibt ihren Schritt in die 1991 gegründete Fachhochschule Erfurt deshalb als einen »Schritt zurück nach vorn«.

Ich habe zwanzig Jahre als Freischaffende gearbeitet, publizistisch, lehrend, forschend, für Rundfunk und Fernsehen, als Kreative in der elektronischen Musik und dem aufkommenden Multimedia – und hatte eigentlich keine Hochschullaufbahn im Auge. Dies ist auch eigentlich keine Option, wenn man alle zehn Jahre das Interessengebiet wechselt wie ich ... [...] ich hatte eine Auszeit vom akademisch, sozial und politisch professionalisierten Feminismus genommen, ganz absichtlich. Denn ich war einfach befremdet von den sich entwickelnden Diskursen und trauerte sicher auch um den Verlust des »Wir-Frauen«-Gefühls, um das wir in den Siebzigern so lustvoll, aber auch konfliktreich gerungen hatten. So wendete ich mich in den Achtzigerjahren den neuen Medien zu [...], denn das Digitalum steckte noch in den Kinderschuhen. [...] kulturelle Mädchen- und Frauen-Bildungsarbeit zum Thema »Computer und Kreativität« war eine echte Herausforderung! Man kann sich heute kaum noch vorstellen, wie massiv damals Computer von Linken und Feministinnen abgelehnt, teilweise regelrecht dämonisiert wurden – bei gleichzeitiger praktischer Unkenntnis. [...] [Der Weg in die Hochschule war] für mich ein Schritt zurück nach vorn, zu sagen, ich muss mich jetzt wieder systematisch mit Feminismus beschäftigen, auch mit dem neuesten akademischen Wissen. Das war eine durchaus schwierige Entscheidung für mich [...]. (Cillie Rentmeister)

Cillie Rentmeister trat ihre Fachhochschulprofessur 1994 an und schon damals nahm sie an, dass ihre Interessen und Qualifikationen an einer Fachhochschule mehr Resonanz finden würden als an einer Universität. In der Erziehungswissenschaftlerin Gesine Spieß²¹⁶, die zeitgleich mit ihr an die Fachhochschule Erfurt kam, fand sie eine Kollegin, mit der sie das Team-Teaching pflegen konnte.

Da konnte ich einerseits Kontroversen führen, wenn ich wollte – mit anderen Kollegen, mit Kolleginnen, im Team-Teaching mit Gesine Spieß zum Beispiel, die auch eine Teil-Denomination in Bezug auf Geschlechterverhältnisse hatte. Ich konnte diese Diskurse führen, aber ich musste nicht. Und ich konnte – auf der Basis der Studienordnung – frei meine eigenen Ansätze und curricularen und

²¹⁶ Gesine Spieß war von 1994 bis 2010 Professorin für »Kindheit, Sozialisation und Geschlechterverhältnis (Gender Studien)« an der Fachhochschule Erfurt. Diese Genderprofessur wurde nach der Pensionierung der Stelleninhaberin gestrichen.

methodischen Konzepte entwickeln. Ich habe selbstverständlich darauf Wert gelegt, dass die Studierenden mitgehen und das heikle Thema Geschlechterverhältnisse Anklang findet. Konkret habe ich einen stark gleichberechtigungsbezogenen »Fact statt Manifesto«-Ansatz entwickelt und durchgängig verfolgt; ich konnte auch meine scheinbar exotischeren Themen damit verbinden und mit sehr guter Resonanz einbringen: Moderne Matriarchate und soziale Intelligenz, Rituale und Identität ... Dies breite Spektrum konnte ich anbieten und kulturanthropologische und transdisziplinäre Ansätze verfolgen. (Cillie Rentmeister)

Für Dagmar Schultz war es ebenso wie für Cillie Rentmeister von Anfang an klar, dass für sie nur eine Professur an einer Fachhochschule in Betracht kommen würde.

So richtig Uni-Karriere als Wissenschaftlerin mit sehr viel Druck, Forschung, Theorie zu machen, war nicht so mein Ding. Ich war eher beim Schreiben und Verlegen von Sachen, die ein breiteres Publikum erreichen [...]. Und dann habe ich mich dort [an der Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik Berlin] beworben und die Stelle bekommen. (Dagmar Schultz)

Einige Kolleginnen sind davon überzeugt, dass sie nur über die Frauenforschungsprofessuren, die es seit den 1980er-Jahren gibt, den Weg in eine Hochschule gefunden haben.

Ohne diese Frauenforschungsprofessur wäre ich erst einmal nicht in die Hochschule reingekommen. Ich habe der alles zu verdanken. (Ilona Ostner)

Auch in den Augen von Renate Kroll, Elisabeth de Sotelo und Ruth Becker war die Professur, die sie letztlich bekleideten, ihre einzige Chance.

Das war ganz einfach. Es gab ja gar keine großen Angebote. Das war das einzige Angebot, von dem ich realistisch fand, mich dort zu bewerben, weil ich mich ja auch über ein frauenspezifisches Thema habilitiert habe. Ich hatte mich an zwei, drei Stellen beworben. Aber da wusste ich von vornherein, [...] die können die Gender Studies ja gar nicht wertschätzen und meine Arbeit nicht wertschätzen. Insofern war das die einzige Chance, die sich mir bot. (Renate Kroll)

Elisabeth de Sotelo hatte Anfang der 1990er-Jahre mit dem Thema »Die Frau in der Ambiguität zwischen traditionellen Bildern und eigenem Entwurf. Versuch einer Begründung sozialpädagogischer Frauenarbeit« habilitiert.²¹⁷ Anstelle der beantragten Venia Legendi²¹⁸ für Sozialpädagogik erhielt sie nur eine Lehrbefugnis für Sozialpädagogische Gruppenarbeit mit Frauen. Mit dieser eingeschränkten Venia schien es aussichtslos, jemals

217 Die Arbeit wurde gekürzt unter dem Titel *Frauen fallen durch* veröffentlicht (de Sotelo 1992).

218 Zu diesem Begriff siehe Anm. 19.

eine Professur zu bekommen. An der Universität Koblenz-Landau wurde dann aber eine Professur für »Pädagogik und Frauenforschung« ausgeschrieben, die gut zu ihrem Qualifikationsprofil passte, und sie bekam den Ruf.

Ich habe mich sicherlich dreißig, vierzig Mal beworben und auch häufig vorgesungen. [...] In Koblenz war ich die erste auf der Liste und es war ausgesprochen die Professur, die meiner Venia Legendi entsprach. Das war der Witz der Geschichte, dass dieses mich praktisch ganz Kleinhalten und so zu begrenzen und zu beengen, dass ich keine Chance mehr hatte, dann durch die neuen Genderprofessuren durchbrochen war. Ich würde sagen, sonst wäre es nicht gegangen. (Elisabeth de Sotelo)

Anfang der 1990er-Jahre war der Universität Dortmund die Professur für »Frauenforschung und Wohnungswesen in der Raumplanung« vom Wissenschaftsministerium quasi »geschenkt« worden. Der Planungswissenschaftlerin Ruth Becker zufolge war diese von der Hochschule nicht gewollte Stelle für sie die letzte Chance, eine Professur zu bekommen.

Frauen und dann noch eine Linke, das war schon gar nix. Da hätte ich überhaupt keine Chance gehabt. Ich habe mich zwei oder drei Mal beworben, bin nie eingeladen worden. Die Uni Dortmund hat die Professur geschenkt gekriegt, wenn man so will. [...] Für mich war es die letzte Möglichkeit, noch eine Professur zu kriegen. Dortmund nahm mich hin. (Ruth Becker)

Diejenigen, die in der Schaffung der Genderprofessuren an den Hochschulen ihre Chance sahen, eine Position in einer Hochschule einnehmen zu können, waren nicht selten auch diejenigen, die sich dann intensiv und konsequent auf das »Projekt Frauenforschung« einließen.

1980 habe ich meinen ersten Artikel zum Thema geschrieben, welche Bedeutung Geschlechterbeziehungen für die Kulturtheorie haben könnten. Damit war natürlich auch für meine Kollegen klar, aha, jetzt geht es also in die Richtung. Wir haben unsere Artikel immer gegenseitig im Institut diskutiert. [...] Leichte Verwunderung, bisschen Lächeln, aber nicht unbedingt Hämme – so etwas habe ich zu DDR-Zeiten in der Weise nicht kennengelernt wie dann später an der Uni Potsdam. [...] Ich hatte mich vorher mit Persönlichkeitstheorie befasst, da spielte auch Sexualwissenschaft mit einer Rolle und das Verhältnis von Männern und Frauen [...]. Da las ich die ersten Publikationen zur Entstehung der Frauenforschung in den westlichen Ländern und fand da Anknüpfungspunkte. Für mich war 1980/81 so die Zeit, was andere auch in anderen Dimensionen erlebt haben, dass man das Gefühl hatte in der DDR generell, dass man nicht vorwärts und nicht rückwärts kam, also absoluter Stillstand, man weiß nicht, in welcher Öde das enden soll. Und im Wissenschaftsfeld war das auch so, dass ich mich gefragt habe: Warum bin ich eigentlich noch in der Wissenschaft? Da habe ich genau zur rechten Zeit ein Feld, wenn

man es so sagen will auch eine Nische gefunden, wo keiner ein größeres Interesse daran hatte, aber auch keine größeren Einsprüche kamen, dass man das gemacht hat. Ich hatte eben Interesse daran, das zu machen, und habe mich dann mehr oder weniger ausschließlich damit beschäftigt. (Irene Dölling)

Zwei der befragten Hochschullehrerinnen strebten nicht unbedingt eine Professur in der Frauen- und Geschlechterforschung an, sondern wollten vor allem ihre Kompetenzen in der von ihnen vertretenen Disziplin einbringen.

Ich wollte nicht unbedingt eine Professur in dem Bereich [Frauen- und Geschlechterforschung]. Ich hatte eher die Vorstellung, ich bin historische Pädagogin. [...] Ich glaube, das ist vielleicht auch so ein Element dieser frühen Geschichte, dass ich nicht so ganz eindeutig nur in die Richtung Geschlechterforschung gegangen bin, sondern dass sich eigentlich aus einer politischen Haltung und Einstellung heraus die Geschlechterforschung auch in meinem Bewusstsein entwickelt hat, nicht unbedingt aus einer wissenschaftlichen Fragestellung und Position heraus. (Brita Rang)

In diesem Sinne versteht sich Brita Rang auch nicht als »Geschlechterforscherin«.

Das ist richtig. So würde ich das auch sagen. [...] Wenn ich gefragt würde, würde ich das in der Tat so beschreiben. Ich mache Vorträge, wo Geschlechterforschung zunächst mal wirklich keine Rolle spielt, obwohl sie dann durch mich immer mit eingebracht wird. (Brita Rang)

Brigitte Young hielt die Entscheidungsträger an der Universität Münster für nicht wirklich »an Gender interessiert«. Die Professur für »Politikwissenschaft und Internationale/Vergleichende Politische Ökonomie unter Berücksichtigung der Feministischen Ökonomie« habe sie deshalb nur bekommen, weil sie sich im Bewerbungsgespräch in erster Linie als Ökonomin und als Expertin für Makroökonomie vorgestellt habe.

Die Professur wurde in Münster ausgeschrieben. Ich habe den Job nur bekommen, weil ich von vornherein gesehen habe, dass Münster weniger an Gender interessiert war, und diesen Vortrag sehr stark auf Ökonomie und vergleichende Politik fokussiert habe. Meine Kolleginnen, die mit mir konkurriert haben, haben zu mir gesagt: Als sie gesehen hatten, was ich vortragen würde, wussten sie, dass sie den großen Fehler gemacht haben, sich nur auf Gender bezogen zu haben. Ich wusste zu der Zeit, wie Deutschland funktioniert. Die Hochschulen waren ein Spielplatz, wo man Gender *auch* machen kann. Das war eine Katastrophe. Wenn ich Frauenbeauftragte gewesen wäre, hätte ich auch mehr Fragen gestellt. Aber das haben die

nicht gemacht. Die Männer in der Kommission waren sehr beeindruckt und stellten Fragen über die internationale politische Ökonomie. (Brigitte Young)

4.1.6 Reaktionen von Kolleginnen und Kollegen

Wie reagierten Kolleginnen und Kollegen darauf, dass eine neue Kollegin im Fach schwerpunktmäßig Themen aus der Frauen und Geschlechterforschung in Forschung und Lehre vertreten würde? Wurde dieser neue Lehr- und Forschungsbereich willkommen geheißen und akzeptiert oder eher abgelehnt oder schlicht ignoriert? Die Erfahrungen der ersten Genderprofessorinnen zeigen die gesamte Palette an Reaktionen von Interesse und Anerkennung über Akzeptanz bis hin zu Ignoranz und offener Ablehnung.

Die feministische Perspektive machte das akademische Projekt Frauen- und Geschlechterforschung in den 1980er-Jahren, als die ersten Genderprofessuren eingerichtet wurden, suspekt. Der Vorwurf der Unwissenschaftlichkeit und Ideologieträchtigkeit wurde immer wieder erhoben und ist auch heute noch nicht verstummt.²¹⁹ Die Rechtswissenschaftlerin Konstanze Plett erinnert sich an entsprechende Äußerungen an ihrer Bremer Hochschule. Erst in den 1990er-Jahren wurde mehr Toleranz gegenüber der Frauen- und Geschlechterforschung im akademischen Feld spürbar; diese Entwicklung war nicht zuletzt den wissenschaftlichen Leistungen und dem Engagement der Stelleninhaberinnen auf den Genderprofessuren an den Hochschulen zu verdanken. Im Jahr 1992 wurde am Fachbereich Rechtswissenschaft der Universität Bremen das »Institut für deutsches, europäisches und internationales Gender-, Arbeits- und Sozialrecht« (bigas) gegründet sowie eine zweite Genderprofessur eingerichtet und mit der Rechtswissenschaftlerin Ursula Rust²²⁰ besetzt.

Ich kann mich noch erinnern, dass ich mir Ende der Achtzigerjahre auch von politisch eher links orientierten Kollegen, deren Anteil in Bremen vielleicht etwas höher als andernorts ist, anhören musste, Feminismus sei keine Wissenschaft, sondern ein politischer Kampfruf. Aber eigentlich wurde es dann in den Neunzigern, dadurch, dass dann Ursula Rust hier war, toleriert, solange man die Kreise nicht gestört hat. (Konstanze Plett)

219 Er findet sich mittlerweile allerdings weniger im Wissenschaftsbereich als vielmehr in Internetauftritten und auf den Feuilletonseiten der Tagespresse; siehe dazu Anm. 23.

220 Ursula Rust wurde 1992 auf die Professur für »Gender Law, Arbeitsrecht, Sozialrecht« an der Universität Bremen berufen. Die erste Genderprofessur, die Konstanze Plett innehatte, wurde nach deren Pensionierung 2012 gestrichen.

Die Soziologin Ilse Lenz hatte die Skepsis gegenüber der Frauenforschung bereits früh zu spüren bekommen. Sie berichtet, wie sie mit der Mead-Freemann-Debatte²²¹ konfrontiert wurde, die in den 1980er-Jahren immer wieder zitiert wurde, um der Frauenforschung ihre vermeintliche Unwissenschaftlichkeit vorzuhalten.

Von einer Seite wurde ich gefragt, ob Frauenforschung angesichts der Debatte von Margaret Mead und Derek Friedmann überhaupt sinnvoll wäre. Damals ging die Kritik von Derek Freeman, der seinerseits Biologismusthesen vertrat, an Margaret Meads Jugendwerk durch die Medien. Da habe ich dann entsprechend beantwortet und gesagt, im *American Anthropologist* hätte ich mit großem Interesse die Diskussion verfolgt und die entsprechenden Argumente aufgezählt. Dann war ich auf der sicheren Seite. (Ilse Lenz)

Die Themen der Frauenforschung galten nicht selten als zumindest ungewöhnlich, wenn nicht sogar als abseitig. Im Rahmen ihrer Professur für »Sozialisationsforschung unter besonderer Berücksichtigung geschlechtspezifischer Sozialisation mit dem Schwerpunkt ausländischer Mädchen und Frauen« legte die Erziehungswissenschaftlerin Renate Nestvogel einen Schwerpunkt ihrer Arbeit in Forschung und Lehre auf »interkulturelle Bildungsarbeit«. Die Themen der von ihr angebotenen Seminare, die heute ganz selbstverständlich zum Lehrangebot in der Bildungsarbeit gehören, wurden damals noch als »exotisch« bezeichnet.

221 Die Geschlechterrollen und die damit einhergehende Arbeitsteilung, die die Basis des gesellschaftlichen Ordnungsgefüges sind, wurden bis in die jüngste Zeit hinein überwiegend biologisch begründet. Die Anthropologin Margaret Mead (1901–1978) nahm bereits in den 1920er-Jahren, als sie ihre inkriminierten Studien über die Sexualität und die Geschlechterrollen der Samoaner verfasste, eine kulturrekonstruktivistische Perspektive ein, der zufolge nicht Biologie, sondern Kultur und Gesellschaft die Geschlechterrollen bestimmen. Sie war damit eine Vordenkerin eines paradigmatischen Theorems der Frauenbewegung und Frauenforschung. Vor allem ihre 1949 veröffentlichte Arbeit *Male and female* (1949), die 1992 unter dem Titel *Mann und Weib. Das Verhältnis der Geschlechter in einer sich wandelnden Welt* in Deutschland erschien, wurde in der Frauenbewegung intensiv rezipiert. Der Anthropologe Derek Freeman (1916–2001) wies in seiner 1983 publizierten Schrift *Margaret Mead and Samoa* akribisch nach, dass Margaret Mead methodisch oberflächlich gearbeitet und die Gesellschaft des Inselvolkes falsch beschrieben hatte. Seine fünf Jahre nach dem Tod von Margaret Mead erschienene und noch im gleichen Jahr ins Deutsche übersetzte Veröffentlichung löste eine der größten wissenschaftlichen Kontroversen in der Geschichte der Anthropologie aus. Aus der teilweisen Widerlegung von Meads Forschungsergebnissen folgt allerdings nicht, dass Freemans Biologismusansatz als bewiesen gelten kann.

Der Fachbereich erwartete von mir, dass ich meine Themen in alle Studienbereiche einbringe. Das habe ich auch getan. Ich habe zum Beispiel am Anfang was zu Afrika gemacht oder zu Frauen und Bildung in afrikanischen Ländern [...]. Dann hörte ich hinterm Rücken von einem Kollegen, dass die Frau Nestvogel ja sehr exotische Themen anbiete. (Renate Nestvogel)

Die Frauen- und Geschlechterforschung wird immer wieder mit der Gleichstellungspolitik an den Hochschulen in einem Atemzug genannt und die Stelleninhaberinnen von Genderprofessuren von Kolleginnen und Kollegen in die Rolle von »veredelten Gleichstellungsbeauftragten« (Villa 2010) gedrängt. Davon berichtet auch die Romanistin Renate Kroll, die an der Universität Siegen eine Genderprofessur innehatte.

Ich wurde aufgefordert, dann mehrere Frauenforschungspläne zu erarbeiten für die Uni. Das habe ich auch gerne gemacht. Und ich sollte mit einem Gremium zusammenarbeiten. Das Gremium ist namentlich nominiert worden, aber niemand erschien dann zu diesen Sitzungen. Dann habe ich dieses Programm alleine erarbeitet und bin mit diesem Programm in den Fachbereich, auch mit der Frauenbeauftragten zusammen, die ich vorinformiert hatte. Und wir beide haben mit Engelszungen geredet, aber es war hinterher eine Absage. Es war überhaupt gar keine Chance, da frauenplanmäßig etwas zu machen. Dann nach ein, zwei Jahren kam wieder eine Aufforderung [...] Es sollten Frauenpläne erstellt werden. [...] Selbst die Kollegen, die mir wohl gesonnen waren, haben sich distanziert. Ich hörte in Fachbereichskonferenzen: »Also diese Frauenforschung ist ja wohl ein Witz. Das ist ja wohl keine wahre Forschung«. Da wurde sogar gegen mich gearbeitet. Auch dieser zweite Plan, den ich ausgearbeitet hatte, hat sich nicht realisieren können. (Renate Kroll)

Aus dem Verhalten und den Äußerungen ihrer Kolleginnen und Kollegen ihr gegenüber gewann die Soziologin Irene Dölling den Eindruck, dass ihre Professur für »Frauenforschung und Soziologie der Geschlechterverhältnisse« in der Fakultät als Fremdkörper wahrgenommen wurde.

Die haben das immer als etwas angesehen, was nicht zur Fakultät gehört. Es wurde auch ganz deutlich gesagt. (Irene Dölling)

Sie musste etliche Auseinandersetzungen führen, um der Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Potsdam Anerkennung zu verschaffen und das Gender-Wissen strukturell in der Lehre zu verankern.

Bei den Soziologen waren die Führenden der Meinung: »Frau Dölling, da müssen wir ins Studienprogramm nicht irgendwelche verbindlichen Sachen reinschreiben, die Studenten werden aus Interesse schon zu ihren Sachen kommen«. Da habe ich dann einfach mit meinen Mitarbeiterinnen, die auch sehr strikt waren, gesagt, dann

legen wir immer ein Veto ein, wenn es um den neuen Studienplan geht. Wir wollen genauso viele Pflichtanteile wie die anderen Teile der Soziologie. Wir wollen, [dass] im Grundstudium oder in den ersten beiden Jahren alle Studierenden einen Kursus belegen und eine Prüfung ablegen müssen, und wir wollen, dass sie zwischen den drei speziellen Soziologien, zu denen auch Soziologie der Geschlechterverhältnisse gehört, in den letzten beiden Jahren wählen können. Das haben wir dann auch durchgesetzt. Aber es war immer ein harter Kampf. (Irene Dölling)

Manche dieser Kämpfe um Anerkennung waren hart, zeitigten aber schließlich Erfolge. Wenn jedoch Desinteresse und Ignoranz oder gar Missachtung vorherrschten, waren diese Kämpfe nicht zu gewinnen. Irene Dölling berichtet von der Forschungsgruppe »Professionalisierung, Organisation, Geschlecht«, die von 2000 bis 2004 von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde. Trotz des offensichtlichen Erfolgs beim Einwerben von Drittmitteln blieb die Anerkennung vonseiten der Kollegen aus.

Ich habe einen Antrag gestellt auf die Förderung eines Forschungsprojekts zur Verwaltungsmodernisierung, zu der Frage, ob sie Auswirkungen auf Geschlechterverhältnisse [hat] und welche Auswirkungen das auf Geschlechterarrangements in der Verwaltung haben könnte. Das haben wir vier Jahre lang DFG-gefördert gemacht. Das wurde von den Kollegen überhaupt nicht zur Kenntnis genommen. Als wir das Buch fertig hatten, habe ich gefragt, ob man das in ihrer Reihe publizieren könnte.²²² Nein, kein Interesse. [...] Es war eigentlich immer totale Ablehnung. (Irene Dölling)

Etliche Genderprofessorinnen stießen im Kollegium aber auch auf Akzeptanz und Unterstützung. Vor allem diejenigen, die ihre Stellen in den 1990er-Jahren antraten, kamen nach den Worten der Kunsthistorikerin Cillie Rentmeister in ein »gemachtes Nest«: Sie konnten nicht nur auf respektable Forschungsleistungen der Frauen- und Geschlechterforschung verweisen, sondern trafen an den Hochschulen öfters auch auf ein vorbereitetes Umfeld.

Ich bin ja in ein gemachtes Nest gekommen und muss der Vorgängerin auch sehr dankbar sein. Als die Fachhochschule 91 in Thüringen neu gegründet wurde, war eine der fünf, sechs Gründungsprofessorinnen Gabriele Steckmeister.²²³ Die hatte

222 Die Forschungsergebnisse erschienen letztlich beim Budrich-Verlag, siehe Andresen u.a. 2003.

223 Gabriele Steckmeister war kommunale Frauenbeauftragte in Baden-Württemberg, 1991 wurde sie Professorin für »Soziologie« an der Fachhochschule Erfurt und baute die Fakultät mit auf. Seit 1993 ist sie Professorin für das Politische System der Bundesrepublik

die Professur und hat die ursprüngliche Denomination »Geschlechterverhältnisse, Frauen- und Mädchenarbeit« mit bewirkt. Das kam von ihr. Sie hat das auch gelehrt. Sie ist nur zwei Jahre dort geblieben und dann nach Berlin an die Fachhochschule für Wirtschaft [gegangen] [...]. Dadurch wurde ihre Nachfolge ausgeschrieben und ich bin in ein schon definiertes Schwerpunktfeld Frauen- und Mädchenarbeit gekommen. (Cillie Rentmeister)

Auch die Literaturwissenschaftlerin Inge Stephan und die Kulturwissenschaftlerin Christina von Braun wurden an der Berliner Humboldt-Universität wohlwollend begrüßt, wenn auch vornehmlich von den Kolleginnen. Die Kollegen zeigten eher Skepsis. Beide Hochschullehrerinnen wurden in der ersten Hälfte der 1990er-Jahre berufen, als das »Zentrum interdisziplinäre Frauenforschung« (heute: »Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien«) an dieser Hochschule bereits existierte.

Die Professur war ja gewollt von der Kommission, die dieses Institut [für deutsche Literatur] neu aufgebaut hat. Die hatten den Eindruck, das gehört für eine moderne Germanistik dazu, bundesweit, weil sie auch auf den Bundestrend geguckt haben, auch international. [...] Insofern habe ich mich auch gefreut, dass es diese Professur gab, dass sie realisiert werden konnte. (Inge Stephan)

Die Kolleginnen fanden das natürlich wunderbar. [...] [ich habe] von den Wissenschaftlerinnen eigentlich sehr offene und positive Aufnahme erlebt. Ich war ja nicht nur eine Außenseiterin in Berlin, sondern überhaupt ein Neuankömmling in der Wissenschaft. Ich war zwar ein Jahr Fellow im Wissenschaftskolleg in Essen und war da in einem akademischen, wunderbar aufbauenden und bereicherndem akademischen Umfeld, aber ich war keine Wissenschaftlerin, hatte nicht die gleiche Art von Karriere hinter mir wie viele andere, die wirklich innerhalb der Institution ihren Weg gemacht haben. Ich war eine Quereinsteigerin. Ich war also auch insofern ein Fremdkörper. Dennoch haben mich diese Wissenschaftlerinnen sehr, sehr positiv aufgenommen und mir sehr geholfen, diesen Schritt zu tun. Ich will nicht verhehlen, dass von Wissenschaftlern natürlich eine große Skepsis gegenüber diesem Feld der Geschlechterforschung bestand. Das geht bis heute so, dieses typische Schlagwort: »Das ist nur ein Modefach« oder diese Art von Totschlagargument gegen die Gender Studies. Das hörst du bis heute [...]. Dies hat man schon gespürt. Gleichzeitig merbst du aber auch, dass die Kollegen auch selber natürlich Geschlechterforschung machen und immer Dinge angeboten haben auf diesem Gebiet, aber das Etikett Geschlechterforschung nicht mochten. (Christina von Braun)

Nicht zuletzt spielen auch das Profil und die Diskurskultur wie auch das intellektuelle Klima, das an einer Hochschule vorherrscht, eine wichtige Rolle für die Entwicklung der Inhalte und die Schaffung von Stellen im Bereich der Frauen- und Geschlechterforschung. Ein für die Sache aufgeschlossenes Umfeld erweist sich als hilfreich und förderlich. Für Gudrun-Axeli Knapp war der freundliche Empfang für sie und ihre Kollegin Barbara Duden jedoch durchaus ambivalent, weil sich die Kollegen durch ihre Anwesenheit davon entlastet fühlten, sich weiterhin für die Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung an ihrer Hochschule einzusetzen zu müssen.

Ich habe in dem Umfeld, in dem ich mich in Hannover bewegt habe, [...] nie die Erfahrung gemacht, dass das [die Frauen- und Geschlechterforschung] [...] negativ oder als etwas Borniertes gesehen wurde – im Gegenteil. Es wurde gesehen, da passiert was, das ist eine interessante Kritikperspektive. Bloß mit der Kehrseite, dass auch ein bisschen arbeitsteilig an uns delegiert wurde. Wir machen dann das, was mit Gender zu tun hat, und die Kollegen machen dann, was sie immer schon machten. (Gudrun-Axeli Knapp)

Sabine Hering berichtet Ähnliches. Als sie 1993 ihre Professur für »Erziehungswissenschaft mit dem Schwerpunkt Frauenbildung« an der Universität Siegen antrat, arbeiteten bereits mehrere Kolleginnen im Bereich Frauen- und Mädchenarbeit. Diese Kolleginnen freuten sich möglicherweise auch deshalb auf ihr Kommen, weil sie sich selbst dann wieder anderen Dingen zuwenden konnten.

Das heißt, in dem Augenblick, wo ich kam, ließen sie das Thema fallen wie eine heiße Kartoffel und mich weitermachen. (Sabine Hering)

Die Soziologin Ilse Dröge-Modelmog²²⁴ setzte sich für die Schaffung der Professur für »Soziologie mit dem Schwerpunkt Sozialpsychologie« an der Universität Oldenburg ein, auf die Karin Flaake 1994 berufen wurde. Nahezu zeitgleich wurden an derselben Universität zwei weitere Genderpro-

224 Ilse Dröge-Modelmog war von 1974 bis 2005 Professorin für »Soziologie mit dem Schwerpunkt soziologische Theorie« an der Universität Oldenburg. Von 1986 bis 1988 war sie als erste Frau Vizepräsidentin dieser Universität und von 1990 bis 1993 Sprecherin der »Sektion Frauenforschung« in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Sie war Mitinitiatorin des Magisternebenfachstudiengangs Frauen- und Geschlechterstudien und des Zentrums für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung und engagierte sich für die Einrichtung der Junior-Professur »Gender, Bio-Technologien und Gesellschaft: Körperfunktionen und Geschlechterkonstruktionen«, die von 2003 bis 2008 an der Universität Oldenburg angesiedelt war (vgl. Dröge-Modelmog 2006).

fessuren im Bereich der Kulturwissenschaften neu geschaffen: die Professur für »Kunstgeschichte mit Schwerpunkt Kulturwissenschaftliche Geschlechterforschung«, auf die Silke Wenk 1993 berufen wurde, und die Professur für »Kulturgeschichte mit Schwerpunkt materieller Kultur und kulturwissenschaftlicher Geschlechterstudien«, die Karen Ellwanger 1994 bekam. Gemeinsam sorgten sie für eine freundliche Aufnahme und eine unterstützende Atmosphäre.

In Oldenburg gab es damals wirklich eine breite Basis von fast nur Frauen, die Frauenforschung machten. Die waren alle sehr freundlich und sehr froh. Meine direkte Kollegin Ilse Dröge-Modelmog hat sich gefreut und wir hatten wenig Kontakt zu den männlichen Kollegen. [...] Wir hatten völlig unterschiedliche Schwerpunkte, kamen uns nicht in die Quere, haben immer zusammen geprüft. Das war ja immer ganz wichtig, dass bei den Prüfungen zwei mit Frauenforschungsorientierung da waren. Wir haben uns sehr unterstützt. Es war eine sehr freundliche Aufnahme in Oldenburg, weil sich eben alle freuten, dass es diese Professur gab. Ja, war eine schöne Zeit. (Karin Flaake)

Die Erziehungswissenschaftlerin Hannelore Faulstich-Wieland war die erste Stelleninhaberin der 1992 an der Universität Münster im Fachbereich Sozialwissenschaften neu geschaffenen Professur für »Frauenforschung mit dem Schwerpunkt im Bereich der Kulturwissenschaften, historische und vergleichende Aspekte«.²²⁵ Sie wurde an der Universität Münster freundlich empfangen.

Von der Stimmung, von der Akzeptanz her war das sehr positiv. Dieser Fachbereich hatte ja dafür gekämpft, das überhaupt zu erreichen. [...] Der Dekan war sehr unterstützend und auch das sonstige Soziologiekollegium. Die fanden das in Ordnung und richtig und durchaus wichtig. Aber organisatorisch waren wir eine ganz eigene Einheit – Steffani Engler²²⁶ als Assistentin und ich. Das Sekretariat haben wir über studentische Hilfskräfte aufgebaut. (Hannelore Faulstich-Wieland)

225 Hannelore Faulstich-Wieland folgte 1997 einem Ruf an die Universität Hamburg. Nach ihrem Weggang wurde die Professur der Universität Münster mit einer anderen fachlichen Ausrichtung und der Denomination »Politikwissenschaft und Internationale vergleichende Politische Ökonomie unter Berücksichtigung der Feministischen Ökonomie« neu ausgeschrieben. Stelleninhaberin wurde zunächst Brigitte Young (1999–2011) und in deren Nachfolge dann Gabriele Wilde (vorgezogene Berufung 2010). In der Zeit zwischen dem Weggang von Hannelore Faulstich-Wieland und der Neubesetzung mit Brigitte Young wurde die Professur von Steffani Engler vertreten (1996–1999).

226 Steffani Engler (1960–2005) hatte zuletzt eine Professur an der Universität der Bundeswehr München; siehe Anm. 73 sowie die Nachrufe von Metz-Göckel 2005b und Krais 2005.

An der Frankfurter Goethe-Universität war etliche Jahre um eine C4-Professur für Frauen- und Geschlechterforschung in der Soziologie gerungen worden. Nach dem langen Kampf war also auch hier das Umfeld gut vorbereitet, als Ute Gerhard 1987 den Ruf auf diese Professur annahm. Aber auch ihr wurde zunächst keine Ausstattung zur Verfügung gestellt, wie es für eine C4-Professur üblich ist.

In Frankfurt hatte man lange darum gekämpft. Diese linke Fraktion wollte das auch. Und die anderen hatten aufgegeben, dagegen zu sein. Nun war man froh, dass man das endlich hinter sich hatte und sich damit profiliert hatte. Ich bin mit offenen Armen aufgenommen worden. Ich habe keine inhaltlichen Differenzen ausfechten müssen. Natürlich nachher schon, aber erst mal sind sie mir sehr entgegen gekommen. Ich hatte natürlich keine Sekretärin, keine Mitarbeiter. Alle diese Sachen mussten erst mühsam errungen werden, weil man das wieder nicht wollte, trotz C4. Bei den Männern habe ich allmählich Anerkennung und Achtung errungen. In den Gremien habe ich einfach darauf bestanden, dass das Fach, dass die Kurse, die ich anbiete, Bestandteil des Hauptstudiums Soziologie sind – also Patriarchatsforschung nannten wir das damals oder Arbeit, Frauenarbeit – Männerarbeit. (Ute Gerhard)

Carol Hagemann-White, die 1988 ihre zweite Genderprofessur mit der Denomination »Allgemeine Pädagogik und Frauenforschung« an der Universität Osnabrück antrat, wurde vom Dekan des Fachbereichs Erziehungs- und Kulturwissenschaften freundlich begrüßt. Das Institut für Erziehungswissenschaft hatte sich für diese Professur entschieden und das Kollegium wartete nun ab, wie sich die neuberufene Kollegin einfügen würde.

Als ich die Universität Osnabrück das erste Mal besuchte und der Dekan mit mir sprach, sagte er: »Ich habe keine Ahnung, was Frauenforschung ist, aber ich habe mir sagen lassen, das sei was ganz Tolles«. Ich habe es erlebt als einen freundlichen, anerkennenden Empfang. Man hat sich zu der Stelle entschieden. Und danach war die Frage: Hier ist jemand, wir haben uns für diese Person entschieden. Also muss sie gut sein. Es gab auch Ängste, dass ich dann abgrenzend und aggressiv sein könnte. Das ist nicht artikuliert worden, aber es war irgendwie da. Es gab auch Hoffnungen, dass eine Frau, die aus der Frauenbewegung kommt, besonders lieb sein wird. Also, Auseinandersetzungen, die Ansprüche dann auch geltend machen, waren dann auch zum Teil unerwartet. Aber im Großen und Ganzen war es eine sehr positive Aufnahme. (Carol Hagemann-White)

Die Soziologin Gudrun-Axeli Knapp wurde am »Institut für Soziologie und Sozialpsychologie« (IFSS) der Universität Hannover ebenfalls wohlwollend aufgenommen, auch vonseiten der männlichen Kollegen.

[...] die Kollegen aus der Zeit waren so aufgeschlossen und auch beeindruckt, das waren ja politische Leute, und die fanden die Frauenbewegung irgendwie bewundernswert, obwohl sie in ihrem eigenen Denken und ihren eigenen Theorien wenig Konsequenzen daraus gezogen haben. Das fand ich immer interessant, das festzustellen. (Gudrun-Axeli Knapp)

Ilona Ostner erinnert sich, dass sie sowohl an der Fachhochschule Fulda als auch an der Universität Bremen freundlich aufgenommen wurde, weil die Genderprofessuren von beiden Institutionen gewollt waren. Ihre zweite Professur an der Universität Bremen war in der Abteilung »Gender und Welfare« des soziologischen Fachbereichs²²⁷ angesiedelt.

In beiden Orten [Fulda und Bremen] war das gewünscht. [...] die wollten das. Die haben gedacht, das ist etwas Neues, das braucht man [...]. [In Fulda war es] dieses Feld der kritischen Sozialarbeit: Gemeinwesen, Community Action, diese Geschichten [...]. In Bremen [...] hat [man] gesagt, ein Wohlfahrtsstaatenvergleich, Weiterentwicklung von Wohlfahrtsstaatlichkeit, geht ohne geschlechterpolitische Fragen überhaupt nicht. (Ilona Ostner)

Je mehr Drittmittel mit Projekten aus der Frauen- und Geschlechterforschung eingeworben werden konnten, desto mehr wuchs auch die Aufmerksamkeit, die Kollegen und Kolleginnen diesem Forschungsbereich zollten, wie Gudrun-Axeli Knapp an der Universität Hannover beobachtete. Ihrer Ansicht nach unterstützte das Kollegium die Aktivitäten der Arbeitsgruppe »Gender Studies«,²²⁸ solange sie für die Fakultät nützlich waren und nicht wegen der dort geleisteten inhaltlichen Arbeit. Die Stellen der Hochschullehrerinnen, die diesen Forschungsbereich aufgebaut und getragen hatten, wurden nach deren Pensionierung gestrichen respektive umgewandelt.

Weil ich immer sehr viele Forschungsmittel und viel publiziert hatte, hat der Fachbereich auch von mir profitiert. Die hatten ja teilweise nicht so viel vorzuweisen, als die großen Stars – Oskar Negt und so – emeritiert waren. Bei Evaluationen hätten die ohne die Gender Studies schlecht dagestanden. Wir waren die Drittmittelkönige, Barbara Duden mit großen Drittmittelprojekten und Regina [Becker-

227 Heute ist die Professur in der Abteilung »Geschlechterpolitik im Wohlfahrtsstaat« strukturell im Zentrum für Sozialpolitik der Universität Bremen verankert und mit der Denomination »Soziologie unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse« seit 1999 mit der Soziologin Karin Gottschall besetzt, die zugleich Leiterin des Zentrums ist.

228 Diese Arbeitsgruppe war Trägerin des gleichnamigen Studien- und Forschungsschwerpunktes an der Philosophischen Fakultät der Universität Hannover; siehe dazu Kapitel 4.2.4, S. 200.

Schmidt] und ich auch. Ohne uns wären die abgewickelt worden, das wussten sie. Das Fach Soziologie und das Fach Sozialpsychologie standen in der Niedersächsischen Gesamtwissenschaftsplanung auf der Abschlussliste, weil die zu wenig mainstreamig waren und weil innerhalb von Niedersachsen Ressourcen umverteilt werden sollten. Da sollte die Soziologie in Hannover aufgelöst und dafür die Politikwissenschaft gestärkt werden, die Soziologie sollte nach Göttingen gehen. Das waren Überlebenskämpfe. [...] Dann wurde evaluiert. [...] Das war eine ganz heiße Zeit und ohne die Gender Studies wären die abgewickelt worden. Die haben sich also eine Zeit lang hinter uns versteckt und als sie dann abgesichert waren und Neue dazukamen, wurde es desolat. (Gudrun-Axeli Knapp)

Die Ausgangslage für die ersten Genderprofessorinnen an Fachhochschulen für Soziale Arbeit unterschied sich deutlich von der Situation an Universitäten, aber auch an anderen Fachhochschulen. Fachhochschulen für Soziale Arbeit waren ursprünglich »Frauenschulen«, die sich aus der Alten Frauenbewegung heraus entwickelt hatten und überwiegend von Frauen geleitet wurden. Die Sozialpädagoginnen Constance Engelfried und Corinna Voigt-Kehlenbeck sprechen von einer »Gendered Profession« (2010; siehe auch Hering 2005). Insofern musste beispielsweise Margrit Brücker, die im Fachbereich »Soziale Arbeit und Gesundheit« der Fachhochschule Frankfurt am Main eine Professur für »Soziologie, Frauen- und Geschlechterforschung und Supervision« innehatte, keine »Türen aufbrechen«.

Die Soziale Arbeit kommt ja aus der Frauenbewegung. Das ist dann etwas verloren gegangen. Aber als ich 1972 an die Fachhochschule kam, hatten wir eine Fachbereichsleitung, was heute Dekanat heißt, deren Fachbereichsleitung eine Leiterin war. Es gab auch noch einige andere Frauen dort. Da könnte man sagen: Das waren Vorbilder [...]. Diese Frauen kamen jetzt nicht aus der zweiten Frauenbewegung, sondern eher aus dieser frauenorientierten Haltung der sozialen Arbeit. Die hatten schon das Terrain da bereitet, nicht im Sinne von Feminismus, aber im Sinne, dass Frauen sowieso in der sozialen Arbeit wichtig sind, sowohl als Fürsorgerinnen wie als Klientinnen. Von daher war das Feld bereitet durch diese Generation Frauen vor mir, die an Schulen für Soziale Arbeit und dann in den höheren Fachschulen unterrichtet hat, sodass das nichts war, wo ich Türen aufbrechen musste. (Margrit Brückner)

Von einem erheblichen Widerstand berichtet hingegen Birgit Rommelspacher, die 1990 an der Berliner Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (FHSS) die Professur für »Psychologie mit dem Schwerpunkt Interkulturalität und Geschlechterstudien« bekam. Diese Hochschule mit einem damals überwiegend männlichen Kollegium wurde von 1986 bis 1990 zum ersten Mal von zwei Frauen geleitet: Die Professorinnen Marlis

Dürkop²²⁹ und Christine Labonté-Roset²³⁰ bildeten eine Doppelspitze, die Ende der 1980er-Jahre noch sehr viel Aufsehen erregte. Zu der Zeit wurde auch der Name der Hochschule von Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (FHSS) in Alice Salomon Hochschule (ASH) geändert²³¹ und die Position einer Frauenbeauftragten geschaffen. In dieser Zeit des Aufbruchs und des Umbruchs erfuhr Birgit Rommelspacher von der Mehrheit der Studentinnen und Kolleginnen Unterstützung und anerkennende Aufmerksamkeit, von dem mehrheitlich männlichen Kollegium hingegen eher Zurückweisung.

Das war ein überwiegend männliches Kollegium. Wir waren wahnsinnig wenige Frauen zu der Zeit. [...] Ich kam mir in den ganzen Versammlungen immer vor, als wenn wir nur zwei, drei Frauen waren – und das bei der Sozialarbeit, was ja auch ein Frauenberuf ist, wenn man so will. Studierende waren da natürlich überwiegend weiblich, das ist klar. Dadurch, dass dieses Rektorat vorher durch Labonté-Roset und Dürkop geleitet war, hatten die das Gefühl, sie werden sowieso schon von Frauen dominiert [...]. »Die bauen jetzt ihre Machtposition aus und schaffen auch noch Professuren«. Sie haben auch den Namen zu der Zeit verändert auf Alice Salomon, was auch ein deutliches Symbol war in Richtung Frauenforschung oder Frauenarbeit. Von daher hatten die das Gefühl [...], sie werden von den Feministinnen dominiert. [...] Die haben das völlig übersteigert, wobei man noch dazu sagen muss der Gerechtigkeit halber, dass die Studentinnen zu der Zeit wirklich auch sehr politisch mobilisiert waren, sehr engagiert waren und auch Frauenprojekte gefordert haben. Die am lautesten geschrien haben, am sichtbarsten waren, waren schon die Frauen, die auch feministische Positionen vertreten haben. Was noch dazukommt: Ein Semester später ist zum ersten Mal die Frauenbeauftragte eingeführt worden. Die Gitti Hentschel²³² bekam damals die Stelle. Da war auch das Gefühl: »Jetzt marschieren sie aber los«. Insofern war rein von der inneren Dynamik ziemlich viel los – frauenmäßig gesehen. Es ist viel passiert, auch von Studierenden, von Studentinnen, Frauenbeauftragte, Frauenprofessur und so wei-

229 Marlis Dürkop(-Leptihn) war von 1978 bis 1990 Professorin für »Sozialarbeit und Sozialpädagogik« an der Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (FHSS) Berlin.

230 Christine Labonté-Roset war von 1977 bis 2010 Professorin für »Soziologie und Sozialpolitik« an der Alice Salomon Hochschule Berlin. Im Jahr 1994 übernahm Christine Labonté-Roset das Rektorat ihrer Hochschule und blieb in dieser Position bis zu ihrer Pensionierung 2010.

231 Siehe dazu die Jubiläumsschrift *100 Jahre Soziales Lehren und Lernen. Von der Sozialen Frauenschule zur Alice Salomon Hochschule Berlin*, herausgegeben von Adriane Feustel und Gerd Koch, Berlin 2008.

232 Die Kommunikationswissenschaftlerin und Sozialpädagogin Gitti Hentschel war von 1990 bis 1995 die erste Frauenbeauftragte der Alice Salomon Hochschule Berlin.

ter. Da waren die überfordert. Das war zum Sommersemester 90. Da bin ich berufen worden. (Birgit Rommelspacher)

Die vorangegangenen Zitate wie auch das nachfolgende Kapitel machen deutlich, wie mühsam und zäh der Prozess der Integration der Frauen- und Geschlechterforschung im Fachkollegium ist. Sie zeigen auch, dass einmal geschaffene und vermeintlich tief verankerte institutionelle Strukturen unter veränderten Rahmenbedingungen auch schnell wieder verschwinden können.

4.1.7 Integration in die Fachdisziplin

Seit Mitte der 1990er-Jahre wird in der Berufsforschung die These von der »ausschließenden Einschließung« (Rang 1987) diskutiert. Gemeint ist der Umstand, dass zunehmend gut ausgebildete Frauen in prestigeträchtige Berufe drängen, so auch in die höheren Positionen akademischer Disziplinen, und gleichzeitig professionsinterne Prozesse dazu führen, dass Frauen zwar in das Fach integriert, zugleich aber auch am Rand platziert werden. Angelika Wetterer nennt diese Prozesse auch »marginalisierende Integration«. Es handelt sich um eine versteckte Form professionsinterner Statusdistribution (vgl. Wetterer 1999: 19, 26).

Mit der Schaffung von Genderprofessuren ist das Ziel verbunden, Frauen- und Geschlechterforschung zu einem selbstverständlichen, integralen Bestandteil von Forschung und Lehre in den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen zu machen. Allerdings fühlten sich nur wenige der Befragten mit ihrem Lehr- und Forschungsschwerpunkt tatsächlich gut in ihrem Fach integriert.²³³ Für die Sozialwissenschaftlerin Carol Hagemann-White ist die Frauen- und Geschlechterforschung ein integraler Bestandteil der Fachdisziplinen und keine Besonderheit an deren Rand. Sie nimmt deshalb für sich in Anspruch, Soziologin respektive Erziehungswissenschaftlerin und nicht nur für Frauen- und Geschlechterforschung zuständig zu sein, und tritt damit jeglichen Marginalisierungstendenzen entgegen.

Das war auch mein Anspruch. Ich habe [...] mich dagegen verwahrt, dass Promotionen oder Habilitationen mit der Bezeichnung Frauenforschung verlaufen. Ich hatte ja habilitiert in Soziologie. Ich fand, dass die Disziplinen in Deutschland noch

233 Die Frage nach der Integration im Fach wurde zu einem späteren Zeitpunkt des Gesprächs aus einer anderen Perspektive noch einmal wiederholt; siehe Kapitel 4.2.3, S. 193ff.

eine sehr mächtige Tradition haben und dass es was Ausgrenzendes sein kann, einen Sonderstatus zu haben, eine eingrenzende Bezeichnung – man ist Erziehungswissenschaftlerin, aber nur für den Bereich Frauenforschung. (Carol Hagemann-White)

Auch die Literaturwissenschaftlerin Inge Stephan hat sich mit ihren genderorientierten Forschungsschwerpunkten nicht an den Rand drängen lassen. Dass ihr das gelungen ist, führt sie unter anderem auf ihre Tätigkeit in wichtigen Fachgremien zurück.

Ich habe mich nicht marginalisiert gefunden. Das hing aber auch damit zusammen, dass ich in der Zeit zuerst im Fachausschuss Germanistik in der Deutschen Forschungsgemeinschaft war. [...] dadurch, dass ich auch diese Position hatte, war es irgendwie klar, dass man mich gar nicht marginalisieren konnte. Dann war ich danach vier Jahre [...] Leiterin für die gesamte Germanistik Deutschlands. Das war ein absolut fantastischer Job an zentraler Stelle in der DFG. Ich habe mindestens vierhundert Gutachten im Jahr geschrieben. Das können Sie ja mal hochrechnen auf vier Jahre. Es ist alles über meinen Tisch gelaufen. Ich konnte auch viel anschließen. Das war, glaube ich, der Punkt, warum ich nicht marginalisiert worden bin. Das wussten natürlich alle Kollegen, dass ich da diese Position hatte. Das wurde natürlich kritisch beäugt, weil die auch immer gesagt haben, okay, die fördert höchstwahrscheinlich nur Frauenthemen, was nicht stimmte. Aber klar, es sind auch viele gute Gender- und Frauenthemen durchgekommen, die vielleicht sonst nicht durchgekommen wären. (Inge Stephan)

Die Mehrheit der Befragten berichtet allerdings von Erfahrungen, sich mit ihren Forschungsthemen mehr am Rand als im Zentrum ihres Faches bewegt zu haben. Insbesondere die männlichen Kollegen interessierten sich nicht für ihre Forschungsergebnisse. Und trotz errungener Positionen in verschiedenen Kommissionen musste sie Aufmerksamkeit und Anerkennung immer wieder einfordern und es überwog das Gefühl, »Außenseiterin« zu sein.

Ich bin immer eine Außenseiterin gewesen in diesen Netzwerken der Männer [...]. Ich hatte keine Laufbahn in der Soziologie. Da musste ich immer um Anerkennung kämpfen. Ich war auch im Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Ich fühlte mich immer als eine, die eigentlich nicht richtig dazu gehört, die immer erst den Kollegen klarmachen musste, dass ich auch was zu sagen hätte oder dass es vielleicht gar nicht so dumm ist, was ich zu sagen habe. Dieses Gefühl des Nichtdazugehörens hatte ich immer. Aber das [...] habe ich auch als meine Rolle übernommen, dass ich mich auch unbeliebt machen muss. Das ist der Unterschied zu heute. Ich musste mich immer erst exponieren, um auch anerkannt zu werden. (Ute Gerhard)

Ute Gerhard hat gelernt, Zurückweisungen nicht auf ihre Person zu beziehen, und sie hat bewusst die schwierige Rolle derjenigen übernommen, die als »Erste« Anerkennung und Verankerung von Frauen und Geschlechterforschung in der Soziologie der Frankfurter Goethe-Universität einforderte. Aber sie hat auch schnell erkannt, wie wichtig es ist, Verbündete zu finden, Netzwerke zu bilden und gemeinsam an einem Strang zu ziehen.

Ich habe gelernt, Abweisung gar nicht mehr persönlich zu nehmen, sondern es war meine Rolle. Ich wurde ja auch unentwegt in diese Rolle gedrängt, dass ich das nach außen vertreten sollte. Weil ich die sogenannte Erste war, war ich in all diesen Gremien. Auch in der Uni Frankfurt war ich oft die einzige Frau, bis ich irgendwann gesagt habe, ohne zweite Frau mache ich das jetzt nicht mehr. (Ute Gerhard)

Wenige Jahre nach ihrer Berufung waren an der Universität Frankfurt sechs weitere Kolleginnen am Fachbereich Soziologie eingestellt worden.²³⁴ Gemeinsam konnten die Hochschullehrerinnen nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Hochschulen ihren Einfluss geltend machen, um Frauen- und Geschlechterforschung in der Wissenschaft zu institutionalisieren. Im Jahr 1990 bildete die Deutschen Forschungsgesellschaft eine »Kommission sozialwissenschaftliche Frauenforschung«,²³⁵ die mit ausgewiesenen Wissenschaftlerinnen aus der Frauen- und Geschlechterforschung besetzt wurde, um »Forschungsdefizite der empirisch orientierten sozialwissenschaftlichen Frauenforschung zu ermitteln und wichtige Forschungsaufgaben zu benennen sowie Vorschläge zur Verbesserung der Förderung von Frauenforschung vorzulegen« (Nave-Herz 1997: 52).

Da war Ilona Ostner drin, Ute Frevert²³⁶ als Historikerin, aus Dortmund Ursula Müller. Wir fanden uns da alle zusammen ein. Und wir haben da zwei Jahre mit

234 Im Gespräch nennt Ute Gerhard den Namen der Kollegin Ingeborg Maus. Sie war von 1987 bis 1991 Mitglied der von Jürgen Habermas geleiteten Arbeitsgruppe Rechtstheorie und wurde 1992 auf die Professur für »Politologie mit dem Schwerpunkt politische Theorie und Ideengeschichte« an der Goethe-Universität Frankfurt berufen, die sie bis 2003 innehatte. »Den Kampf um Ingeborg Maus, eine der hervorragendsten Rechtsphilosophinnen, [...] habe ich sogar mit Habermas zusammen durchgefochten.« (Ute Gerhard).

235 Die Senatskommission arbeitete von 1990 bis 1993. Sie bestand aus mit sieben Kolleginnen aus der Frauen- und Geschlechterforschung sowie sieben Vertreter/innen der DFG. Den Vorsitz hatte die Soziologin Rosemarie Nave-Herz.

236 Ute Frevert (Hg. 1954) ist Historikerin mit den Forschungsgebieten Neuere und Neuste Geschichte sowie Sozial- und Geschlechtergeschichte. Seit 2008 ist sie Direktorin des Forschungsbereiches »Geschichte der Gefühle« am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin. Sie hatte von Sommersemester 1991 bis Sommersemester 1992 an der Freien Universität Berlin eine Professur für »Neuere Geschichte unter besonderer Be-

denen eifrigst diskutiert und immer sagen müssen, das, was wir einzubringen haben, ist das, was ihr noch nicht wisst. Das verändert die Welt, wenn wir das einbringen. (Ute Gerhard)

Die DFG-Kommission empfahl unter anderem die Gründung von interdisziplinären Zentren für Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen. Nach Überzeugung von Ute Gerhard konnte sie das interdisziplinär und international ausgerichtete »Zentrum für Frauen- und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse« (heute: »Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse«)²³⁷ an der Universität Frankfurt deshalb gründen, »weil ich in der Senatskommission der DFG war«.

Die Mehrheit der befragten Genderprofessorinnen stellte jedoch fest, dass die neuen Impulse, die aus der Frauen- und Geschlechterforschung in den Hochschulen kamen, trotz all der Aktivitäten kaum auf Interesse stießen; sie weckten allenfalls Neugier. Die Hochschullehrerinnen waren sich darüber im Klaren, dass sie sich nicht nur am Rande der Wissenschaft bewegten, sondern auch für sich persönlich einen riskanten Weg eingeschlagen hatten.

Sie haben sich aber auch nicht sehr dafür interessiert, was ich da nun eigentlich tue. [...] Wer im Fach Geschichtswissenschaft derzeit, als ich damit begann, sagte: »Ich setze mich ein für Frauenforschung« – und die war in der Geschichtswissenschaft immer auch als Geschlechterforschung verstanden, weil es anders auch nicht geht –, hat sich marginalisiert. Das hat [mich] aber nicht gehindert, dass ich zum Beispiel die ersten großen Auftritte auf den Historikertagen bewilligt kriegte. Es gab schon eine Neugier und da war ein Riesenpublikum. Wer ein marginales Gebiet unterstützt und in die Hand nimmt, muss sich dessen gewiss sein, dass man nicht im Mainstream schwimmt. Das ist gefährlich und das war mir auch immer

rücksichtigung der Historischen Frauenforschung« inne. Nachdem sie einem Ruf auf eine Professur für »Neuere Geschichte« an der Universität Konstanz gefolgt war, wurde die Professur über mehrere Semester hinweg von verschiedenen Historikerinnen vertreten (Luise Schorn-Schütte, Regina Wecker und Ursula Nienhaus), schließlich mit der Denomination »Geschichte der Frühen Neuzeit und Geschlechtergeschichte« neu ausgeschrieben und zum Wintersemester 1994/95 mit Claudia Ulbrich dauerhaft besetzt. Aufgrund der Pensionierung von Claudia Ulbrich zum Wintersemester 2014/15 wurde die Stelle 2013 mit erneut veränderter Denomination »Geschichte der Frühen Neuzeit« ausgeschrieben. Der »Genderaspekt« wurde aus der Denomination herausgenommen. In der Stellenausschreibung findet sich »unter weitere Anforderungen« der Satz »nachgewiesene Forschungserfahrung in Fragestellungen und Methoden der Geschlechtergeschichte«.

237 Ute Gerhard war bis zu ihrer Pensionierung 2004 Direktorin des CGC.

klar gewesen. [...] Und dann ist diese Community derjenigen, die das betreiben, doch sehr rasant gewachsen [...]. (Karin Hausen)

Einige Genderprofessorinnen weisen darauf hin, dass sich die Frauen- und Geschlechterforscherinnen zuweilen auch ganz bewusst und willentlich am Rand ihres Faches bewegten, wenn es darum ging, »das Eigene zu finden« und neue Themenfelder erst einmal zu entwickeln, um sie dann in den Mainstream hineinragen zu können.

Ich war Mitherausgeberin des *Berliner Journals für Soziologie* und konnte daraus nicht eine Gender-Zeitschrift machen, hatte ich auch nicht vor, aber ich konnte doch dafür sorgen, dass der Blick für entsprechende Themen offen war und bestimmte Dinge da auch platziert werden konnten. [...] Einsteils ging es um ein Stück Abgrenzung, um das Eigene zu finden, eben nicht diesem Mainstream zu folgen. Damit hing auch [...] eine gewollte Absonderung zusammen und der Versuch, andere Thesen, Themen und methodische Verfahren zu wählen. [...] Ich würde nicht sagen, dass ich im Mainstream bin oder die Soziologie mitbestimmt habe. Andererseits würde ich auch nicht wirklich sagen, dass ich marginalisiert bin. Ich war in der DFG Gutachterin, war im Vorstand der damaligen Kommission zur Erforschung des sozialen und politischen Wandels in Ostdeutschland. Da ist ja nicht Frauen- und Geschlechterforschung gemacht worden. Auch in der DFG war ich nicht für Geschlechterthemen zuständig, sondern für empirische Sozialforschung und habe natürlich mit meinem Blick darauf geschaut. Insofern habe ich auch mit gefördert, dass insgesamt in der Soziologie vielleicht doch der Blick etwas sensibler wurde, was auch die Geschlechterthemen betrifft. (Hildegard M. Nickel)

Die Erfahrung der Randständigkeit hat bei einigen der Befragten auch dazu geführt, dass sie sich weitgehend unabhängig von der Meinung derjenigen gemacht haben, die den Mainstream repräsentieren. Diese Unabhängigkeit vom Mainstream im eigenen Fach und von der Meinung anderer können sich aber nur diejenigen leisten, deren Existenz in der Institution Hochschule nicht ernsthaft gefährdet ist.

Irene Dölling weiß, dass die Arbeit an ihrem Lehrstuhl Aufmerksamkeit und Respekt hervorgerufen hat. Die Meinung derjenigen, die den Mainstream vertreten, sei ihr jedoch gleichgültig gewesen.

Ich glaube schon, dass sie [die Kollegen] durchaus mal geguckt haben, wie viele Publikationen, wie viel Promotionen und Habilitationen an diesem Lehrstuhl über die Bühne gingen. [...] Da sind wir [...] mit dem Lehrstuhl ziemlich erfolgreich gewesen. Bei der letzten Habilitation hat mir das auch ein Kollege mal so gesagt. Aber im Grunde genommen war mir das ziemlich egal, ob die mich anerkennen oder nicht. Anerkennung habe ich im Wissenschaftsfeld sowieso immer gekriegt. Unter denen, die Frauen- und Geschlechterforschung machten. Wichtig war mir,

dass wir ein gutes Klima in unserer Arbeitsgruppe haben, dass wir uns da gegenseitig stärken. Natürlich war es auch schön, wenn die Universitätsleitung mal zur Kenntnis genommen hat, dass wir etwas Ordentliches machen. Anerkennung für meine wissenschaftliche Leistung habe ich in meinem Leben genug gekriegt. [...] die Anerkennung der Kulturtheoretiker, die war mir nicht so wichtig. (Irene Dölling)

Wissenschaftliche Arbeit wird nur als Leistung *erkennbar*, wenn sie für die Scientific Community sichtbar und von dieser *anerkannt* wird. Für diese soziale Dimension der wissenschaftlichen Praxis spielt das weitgespannte interdisziplinäre und internationale Netzwerk der Frauen- und Geschlechterforschung eine gewichtige Rolle, sodass die befragten Hochschullehrerinnen der Aufmerksamkeit und Anerkennung aus den »eigenen Reihen« eine hohe Bedeutung bemessen.²³⁸

4.1.8 Auswirkungen der Beschäftigung mit Frauen- und Geschlechterforschung auf die akademische Laufbahn

Eng verbunden mit der Frage nach der Integration im Fach ist die Frage nach den Auswirkungen, die die Annahme einer Professur mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung auf die eigene akademische Laufbahn hatte. Der Weg hin zu einer Professur ist in allen Fächern eine lang andauernde »Risikopassage« (Schmeiser 1994), und das gilt insbesondere für diejenigen, die sich auch mit Themen aus der Frauen- und Geschlechterforschung in der Wissenschaft positionieren wollen. Die befragten Hochschullehrerinnen haben sich bewusst auf dieses Risiko eingelassen. Im Wissen um die Einschränkungen, die mit der Wahl ihres Themenfeldes verbunden sind, haben sie letztlich alle die Chance genutzt, mit ihrem Qualifikationsprofil in der Wissenschaft Fuß zu fassen.

Die Romanistin Renate Kroll sah in der Genderprofessur eine Chance, in ihrem Forschungsbereich weiterzuarbeiten, benennt aber auch die »Isolation«, in die sie durch die Genderprofessur geraten ist.

Es war unbedingt eine Chance, eine ganz große Chance, weil ich ja sowieso in diesem Forschungsbereich gearbeitet habe. Und jetzt gab es die Stelle, immerhin offiziell so benannt. [...] Aber das war auch die Chance, um in diesem Bereich weiterzuwirken und alle möglichen Initiativen dann zu unternehmen. Wenn man das engsichtig betrachtet, was meinen Stand unter den Kollegen und an der Uni-

238 Siehe Kapitel 4.1.12, S. 161ff.

versität überhaupt bedeutet, war es eher ein Hindernis. Das muss man wahrscheinlich zweiteilen, von der eigenen Initiative her betrachtet sehr positiv, aber ansonsten bedeutete das Kampf und Isolation. (Renate Kroll)

Die ersten Frauenforschungsprofessuren, die seit Mitte der 1980er-Jahre eingerichtet wurden, waren ein Novum im deutschen Wissenschaftsbetrieb und sprachen vor allem diejenigen an, die sich stark auch mit den politischen Zielen der Frauenbewegung identifizierten.

Ich würde sagen, es hat mir zum Vorteil gereicht. [...] Das ist das, womit ich mich identifizierte. Ich hätte was anderes nicht machen wollen oder nicht machen können. (Hildegard M. Nickel)

Auch die Rechtswissenschaftlerin Konstanze Plett, die einige Umweg gegangen ist, bevor sie ihre Professur bekam, sieht es als Vorteil, dass die Professur ihr die Möglichkeit gab, ihre politisch motivierten Fragen einer wissenschaftlichen Analyse zuzuführen.

Für mich war es gut, weil ich meine allgemeinen Interessen mit meinem Beruf zusammenbringen konnte. Ich hatte das gefunden, was ich gesucht habe. Sonst wäre ich vielleicht weiterhin politisch aktiv geblieben. Aber Universitätspolitik, akademische Selbstverwaltung, ist ja auch ein Stück weit Politik. Andererseits war ich auf der Suche nach den Mechanismen, die das Ganze [Verwirklichung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern] so lange andauern lassen. [...] in den Sechzigern und Siebzigern mussten wir uns ja immer anhören, dass wir nicht so ungeduldig sein sollten, es bräuchte eben Zeit. Den Artikel 3 gibt es im Grundgesetz seit 1949. Spätestens in den Achtzigern wurde klar, Zeit könne nicht der alleinige Erklärungsfaktor sein. Daraufhin fing ich eben an zu suchen, was gibt es für andere Erklärungen. (Konstanze Plett)

Im Rückblick auf ihre akademische Laufbahn stellt sich für Helga Grubitzsch ihre »feministische« und »linke« Orientierung als ein Hemmnis auf ihrem Weg zur Professur dar. Umso wichtiger war die Unterstützung, die sie durch das »Netzwerk Frauenforschung NRW«²³⁹ erfuhr.

Für mich war das Netzwerk Frauenforschung wirklich ein Glücksfall. [...] ich [hatte] einen doppelten Negativfaktor. Der eine war, links zu sein. Der hat mich zum Beispiel in Osnabrück eine Stelle gekostet. Da war ich in der Romanistik auf Platz 1. [...] es gab ein Minderheitenvotum gegen die – in Anführungszeichen – marxistische Orientierung meiner frühen Schriften. Dann hatte ich das Pech, dass die Regierung gewechselt hat. Die SPD-Regierung wäre kein Problem gewesen. Die hätte mich berufen. Dann wurde die SPD abgewählt und die CDU kam. Dann

239 Siehe hierzu Kapitel 2, S. 50.

wurde die Stelle zunächst auf Eis gelegt, vertreten vom Zweitplatzierten. Dann wurde der Zweitplatzierte auf mysteriöse Weise berufen und ich war weg vom Fenster. Das Linkssein sprach dagegen. Und dann auch noch feministisch zu sein, war weiß Gott nicht förderlich für eine Karriere. Ohne diese Institutionalisierung, die parallel stattgefunden hat, wäre es ganz schwer geworden, eine Stelle zu finden. (Helga Grubitzsch)

Wie riskant es ist, sich schon früh in der Qualifikationsphase auf Themen der Frauen- und Geschlechterforschung als Forschungsschwerpunkt zu konzentrieren, beschreibt auch die Erziehungswissenschaftlerin Elisabeth de Sotelo.

Sozialpädagogische Gruppenarbeit mit Frauen war ein Thema, das eigentlich nicht anerkannt war. Ich hatte äußerste Schwierigkeiten, mich darin zu habilitieren. Es war schwierig, Gutachter für die Arbeit zu finden. Selbst die Gruppe, die die Arbeit dann an der Freien Universität begutachtet hatte, stand der Arbeit sehr verhalten gegenüber. Wenn da nicht eine Frau in der Kommission gewesen wäre, die das vorwärts gebracht hat, hätte es [die Habilitation] wahrscheinlich gar nicht stattgefunden. [...] Dann ging es um den Vortrag. Auch da sind Dinge passiert, die ganz selten passieren. In der Konsequenz hat die Nachfolgerin auf meine Stelle sofort die Universitätslaufbahn abgebrochen, nachdem sie mein Habilitationsverfahren miterlebt hatte. (Elisabeth de Sotelo)

Die Hochschullehrerinnen Ruth Becker und Magdalene Heuser sprechen von der Gefahr, »abgestempelt« und in ein »Ghetto« gedrängt zu werden.

Man ist natürlich schon abgestempelt. Ich habe später eine eher üble Erfahrung gemacht. Ich habe nie ganz rausgekriegt, was es eigentlich ist. Man könnte das so interpretieren, dass es damit zu tun hatte. Wenn man Frauenforschung macht, dann ist man als Frauenforscherin abgestempelt und es ist nicht ganz einfach, in anderen Kontexten noch akzeptiert zu werden, wobei mir das schon auch gelungen ist. Dazu war ich in dem anderen Bereich zu etabliert oder zu sehr ausgewiesen. (Ruth Becker)

Wenn ich von der inhaltlichen Ebene, von der inhaltlichen Auseinandersetzung ausgehe, hat es mich sehr gefördert und war schön, spannend ganz bestimmt. Aber es hat mich in gewisser Weise auch in ein Ghetto gebracht. Ich war dann in den Augen vieler Leute – Sie wissen ja, wie man von Feministinnen denkt – also, ich hatte wie so eine Mauer um mich. [...] Eine ganze Reihe von ehemaligen Kollegen hat mich sozusagen als einen gefallenen Engel geschenkt. (Magdalene Heuser)

Und auch Inge Stephan geht davon aus, dass ihre akademische Laufbahn erfolgreicher verlaufen wäre, wenn sie sich nicht auf Themen der Frauen- und Geschlechterforschung konzentriert hätte.

Ich glaube, wenn ich anders gewesen wäre, [...] mit einem konservativen Auftreten, dann hätte ich damals, weil es ja wenige Frauen gab und Frauen wurden gesucht, richtig große Karriere machen können. Das glaube ich. Aufgrund meiner Themen war das beschränkt. Aber [...] ich habe das geschrieben, was mir Spaß gemacht hat. (Inge Stephan)

Irene Dölling spricht von einer bewussten Entscheidung für die Frauen- und Geschlechterforschung, auch wenn sich damit keine »große Karriere« machen ließ.

Wenn man sich auf Frauenforschung einließ, hatte man nicht unbedingt im Blick, dass man damit eine große Karriere im Wissenschaftsfeld machen kann. Sondern das war auch eine persönliche und vielleicht auch politisch motivierte Entscheidung. (Irene Dölling)

Und die Amerikanistin und Fachhochschulprofessorin Dagmar Schultz ist davon überzeugt, dass sie mit ihren feministischen Themen keine Chancen auf eine Professur an einer Universität gehabt hätte.

Wenn ich am Kennedy-Institut [...] [an der Freien Universität Berlin] eine Professur gesucht hätte, dann hätte mir mein Hintergrund definitiv geschadet. (Dagmar Schultz)

Diese Chance wurde ihr jedoch von der Berliner Alice Salomon Hochschule geboten, die 1991 eine Professur für »Soziale und pädagogische Arbeit mit Frauen« einrichtete. Für diese Professur war es sogar von Vorteil, dass sich Dagmar Schultz so intensiv mit der Frauen- und Geschlechterforschung (und der Rassismus-Debatte) auseinandergesetzt hatte.

Die Soziologin Margrit Brückner hatte ebenfalls eine Professur an einer Fachhochschule inne. Ihrer Ansicht nach war es weniger die Ausrichtung auf Frauen- und Geschlechterforschung, die ihre akademische Laufbahn erschwerte, sondern vielmehr die nachgeordnete Rolle, die die Fachhochschulen in der Hochschullandschaft spielten.

[Die Fachhochschulen wurden nicht] ernst genommen. Mir war ja die Soziologie wichtig, weil ich Soziologin bin. Da habe ich immer mal die Erfahrung gemacht: »Aha, jemand von der Fachhochschule«. Da spielte das Thema Frauenforschung die geringere Rolle, sondern eher die Fachhochschule als das Schmuddelkind der Wissenschaft. (Margrit Brückner)

4.1.9 Raum für Selbstbestimmung

Die Konkurrenz an den Hochschulen um Stellen, Geld und Einflussnahme, um intellektuelle Autorität und Macht ist hoch. Mit einer Professur ist die Erwartung verbunden, gestalten, definieren und entscheiden zu können und grundsätzlicher noch: überhaupt gesehen, anerkannt und ernst genommen zu werden. Wie schätzen die befragten Genderprofessorinnen im Rückblick ihre Entscheidungs- und Gestaltungsmacht ein?

Die Sozialwissenschaftlerin Carol Hagemann-White denkt an ihre erste Professur, die sie in den 1980er-Jahren am Otto-Suhr-Institut (OSI) der Freien Universität Berlin bekam, und spricht von der damals für sie überraschenden Erfahrung, dass ihr mit dieser Position *automatisch* Definitionsmacht zuwuchs.

Das war eine überraschende Erfahrung. Bis zu dem Moment, wo ich den ersten Ruf hatte, war es immer so, dass man [...] von den männlichen Kollegen gefragt wurde, ob [...] [Frauen- und Geschlechterforschung] wirklich nötig sei. Es gab ständig diese Mauern des Widerstandes. Dann hatte man [...] die Stelle für Frauen- und Geschlechterforschung. Und mit einem Mal, schon im OSI, kommen Kollegen auf mich zu und sagen: »Ich habe neulich diesen Aufsatz von Maria Mies²⁴⁰ gelesen. Ist das denn der Standard in der Frauenforschung?« – Das heißt, man war automatisch eine zuständige Autorität für ein Gebiet. So denkt die Universität. Da ging mir einfach auch ein Kronleuchter auf. [...] Wer dann die Position hat, hat auch für die Kollegen eine anerkannte Definitionsmacht und ist offensichtlich kompetent. (Carol Hagemann-White)

Auch Ute Gerhard machte die Erfahrung, dass ihr erst wirklich zugehört wurde, nachdem sie berufen worden war. Mit der Professur im Hintergrund gewann alles, was sie sagte, an Gewicht.

Das war eklatant meine erste Erfahrung. Vorher musste ich immer zuschauen, dass mich mal jemand anhört. Sowie ich Professorin war, war wichtig, was ich sagte. Das war eine ganz direkte Erfahrung. Darum war mir klar, dass wir auch Professorinnen brauchen. Diese hierarchische Ordnung in der Uni, auch bei allen anderen Fragen, was im Alltag auftaucht, ist ja so eklatant, dass man immer wieder auch darauf hinweisen musste, ganz egal, um welche Fragen es ging. (Ute Gerhard)

Auch den Forschungsergebnissen wird ein höheres Gewicht beigegeben, wenn sie von Professorinnen veröffentlicht werden. Beate Krais erwähnt in diesem Kontext das außeruniversitäre »Center of Excellence Women

²⁴⁰ Gemeint ist der Text »Methodische Postulate zur Frauenforschung« von Maria Mies (1978); siehe dazu auch S. 172.

and Science» (CEWS)²⁴¹ in Köln, das hervorragende Forschungsleistungen präsentieren kann, die aber im akademischen Raum kaum zur Kenntnis genommen werden. Sie hat die Erfahrung gemacht, dass man Professorin sein muss, um in der akademischen Welt überhaupt wahrgenommen zu werden.

Du brauchst ja eine akademische Position, um Forschung machen zu können. Ich sehe es immer beim CEWS. Die schätze ich sehr. Die machen richtig gute Arbeit, aber die werden akademisch nicht wahrgenommen. Es ist ein Unglück ohnegleichen. Du musst Professorin sein. Das war etwas, was ich kapiert hatte, als ich am Max-Planck-Institut gearbeitet hatte. Als ich da angefangen habe, dachte ich: Toll, Forschung, das machst du jetzt dein Leben lang. Ich hatte überhaupt nicht den Drang, Professorin zu werden und da wegzugehen. Ich fand so ein Forschungsinstitut toll. [...] Aber dann war mir klar: Wenn du machen willst, was du willst, Forschung machen, die dich interessiert, musst du Professorin werden in diesem Land. Es geht kein Weg dran vorbei. (Beate Krais)

Eine Professur gilt als Privileg, weil sie mit einem guten Verdienst und mit Selbstbestimmung verbunden ist.

Ich denke, eine Professur ist die Freiheit pur. Du kannst machen, was du willst. Du hast ein gutes Einkommen. Du kannst Anträge stellen. Keiner kann dir eigentlich was. Das ist eine wunderbare Chance. Was Besseres kann man in Deutschland, glaube ich, kaum werden. (Sabine Hering)

Dazu gehört auch die Freiheit, selbst bestimmen zu können, wer Mitglied im eigenen Forschungsteam ist und welche Themen bearbeitet werden.

Das fängt doch schon damit an, dass ich mir Leute aussuchen kann, mit denen ich zusammenarbeite. Selbst wenn ich nicht sage: Ihr müsst alle machen, was ich mache – was nicht meine Art wäre –, aber natürlich suche ich mir Leute aus, die in etwa in die gleiche Richtung denken. [...] Aber dass ich jemanden in meine Arbeitsgruppe nehmen würde, mit dem ich konzeptionell überhaupt nicht kann, das kann ich mir überhaupt nicht vorstellen. Insofern habe ich da schon eine Entscheidungsmacht und kann auch darüber entscheiden, was geforscht wird. [...] Ich hätte nie zu etwas geforscht, was andere vorgeben. (Irene Dölling)

241 Das Kompetenzzentrum Frauen in Wissenschaft und Forschung/Center of Excellence Women and Science (CEWS) wurde 2000 gegründet und ist ein Arbeitsbereich des Leibniz-Instituts für Sozialwissenschaften (GESIS). Es hat den Auftrag, die Chancengleichheit von Frauen und Männern in Wissenschaft und Forschung in Deutschland voranzutreiben und stellt umfangreiches Daten- und Forschungsmaterial zur Verfügung; siehe <http://www.gesis.org/cews/das-cews/>.

Für Karin Flaake und Helga Grubitzsch war die Unabhängigkeit bei der inhaltlichen Gestaltung der Lehrangebote besonders wichtig.

Ja, auf jeden Fall, klar. Gestaltungs- und Definitionsmacht [...] hatten wir bei der Ausgestaltung der Lehre, bei Prüfungen. [...] Ich hatte immer das Gefühl, ich kann viel bewegen, alleine dadurch, dass ich den Studentinnen ermöglichen kann, über ihre geschlechtsbezogenen Themen zu arbeiten, das in den Prüfungen zum Thema zu machen. [...] Für viele der Studentinnen und auch Studenten war das das erste Mal, sich mit Geschlecht zu beschäftigen. Ich hatte da immer Literatur für die Prüfung vorgegeben. Bei vielen hatte ich das Gefühl, das hat wirklich was bewegt. Wenn die dann in der Prüfung sagten: »Ich habe mich zum ersten Mal damit beschäftigt und es leuchtet mir ein, dass das wichtig ist, wenn ich Lehrerin oder Lehrer werde«. Auf der Ebene hatte das eine große Bedeutung. (Karin Flaake)

Ganz gewiss in Lehre und Forschung. Ich konnte meine Lehrveranstaltungen benennen. Ich konnte meine Forschungsprojekte definieren und habe dafür auch Gelder einwerben können. Und ich hatte sie auch in den Gremien zum Teil mit sehr viel größerer Machtfülle als zum Beispiel studentische Vertreterinnen, auch Entscheidungsbefugnisse. Ich konnte promovieren. Ich konnte sagen, diese Arbeit gehört in das und das Fach. Und ich konnte Richtungen eröffnen und sagen: »Lasst uns doch mal mit der Universität Toulouse gucken, ob wir gemeinsame Studiengänge hinkriegen«, und in einem Erasmus-Programm. – Das sind schon Sachen, wo viel Macht da ist. (Helga Grubitzsch)

Professorinnen haben die Möglichkeit, sich in eine Leitungsposition innerhalb der Hochschule wählen zu lassen und aus dieser Position heraus die institutionelle Verankerung von Frauen- und Geschlechterforschung in den Hochschulen voranzutreiben.

Ich habe auch in meiner Zeit als Vizepräsidentin gedacht, man kann auch etwas erreichen. [...] Und zu den Entscheidungsmöglichkeiten gehörte auch zu sagen, wir brauchen die Geschlechterforschung hier in der Universität. (Brita Rang)

Die wesentlichen Entscheidungen an den Hochschulen werden von Professoren und Professorinnen getroffen. Doch auch ihre Definitionsmacht ist relativ. Sie wird begrenzt durch die Macht der übrigen Kolleginnen und Kollegen, durch das Agieren von wissenschaftspolitischen Gruppierungen und Hochschulgremien sowie die Leitung und Stabsstellen der Hochschulen. Die Soziologin Christel Eckart hat die Konflikte, die zu Beginn ihrer Zeit als Professorin an der Universität Kassel bestanden, noch gut in Erinnerung. Als sie 1993 dort ihre Stelle für »Frauenforschung mit dem Schwerpunkt Arbeit und Beruf von Frauen« antrat, existierte die »Interdisziplinäre Arbeitsgruppe Frauen- und Geschlechterforschung« (IAG

FG)²⁴² bereits seit längerer Zeit. Die Integration der »neuen Professorin« in die Gruppe war nicht leicht.

Die IAG bestand ja schon mindestens sechs Jahre, als ich dazukam. Es war nicht so leicht, in die schon bestehende Kooperation hineinzukommen. [...] das heißt, die hatten schon ihre eigene Geschichte. [...] Das hat zu manchen dicken Konflikten geführt, wo ich mir manchmal gewünscht hätte, jetzt haue ich mit dem autoritären Hammer drein. (Christel Eckart)

Die Erziehungswissenschaftlerin Renate Nestvogel berichtet von dem gescheiterten Versuch, den von einer großen Zahl der Studierenden geforderten Schwerpunkt Frauenforschung im Diplomstudiengang Pädagogik an ihrer Universität einzurichten, für den sie ein Konzept erarbeitet hatte.

Aber wir haben auch versucht, mehr Frauen- und Genderforschung in die Studienordnung hineinzubekommen. Ich erinnere mich: Zweihundert Frauen an der Uni haben eine Unterschrift gegeben und die Forderung aufgestellt: Sie möchten im Diplompädagogikstudium einen Schwerpunkt Frauenforschung haben. Dann hat der Dekan mir gesagt, ich möchte doch mal ein Konzept dafür entwickeln. Und es gab ja in NRW genügend Vorbilder. Ich habe dann Kolleginnen kontaktiert in anderen Unis und ein Konzept erarbeitet. Das ist dann in den Fachbereichsrat hineingegangen und einfach abgeschmettert worden mit einer kleinen Mehrheit: »Können wir uns nicht leisten, wir haben hier nicht die Kapazitäten«. Das fand ich schon sehr enttäuschend, auch wie man mit den Studierenden umgegangen ist. Wenn man sich vorstellt: zweihundert Unterschriften, und die haben das eigenständig gemacht. Niemand hat gesagt: »Organisiert das mal«, sondern die wollten das haben. Und dann auch noch mich zu bitten, das zu erarbeiten und dann einfach nicht inhaltlich zu reagieren, sondern mit: »Wir haben nicht die Kapazitäten«. (Renate Nestvogel)

Die Professur bietet eine Chance, aber keine Garantie dafür, in den Institutionen der Wissenschaft maßgeblich und richtungsweisend wirken zu können. Dazu gehören Autorität und Prestige, die nicht allein durch Leistung erzielt werden. Die Historikerin Karin Hausen, die das »Interdisziplinäre Zentrum für Frauen- und Geschlechterforschung« an der Technischen Universität in Berlin gegründet und geleitet hat, war von 1988 bis 1994 auch Vorsitzende der Förderkommission Frauenforschung für das »Förderprogramm Frauenforschung« (FPFF) des Berliner Senats.²⁴³ Mit diesem

242 Dieser Kooperationsverbund von Wissenschaftlerinnen der Universität Kassel wurde 1987 gegründet und existiert heute noch. Christel Eckart wurde 1994 Sprecherin der IAG FG.

243 Auf der Grundlage einer Expertise des Wissenschaftszentrums Berlin für Sozialforschung (vgl. Förder-Hoff/Hilzinger 1988) und eines Beschlusses im Abgeordnetenhaus

Status war die Macht verbunden zu entscheiden, welche Projekte förderungswürdig sind und wohin das Geld fließen soll. Und sie weiß, dass mit einer Professur Prestige verbunden ist, das für das Erreichen von Zielen eingesetzt werden kann.

Ohne Professur für eben diese Geschäfte wäre das nicht möglich gewesen. Das ist der Handel mit Prestige. (Karin Hausen)

4.1.10 Anerkennung und Wertschätzung?

In der Wissenschaftsforschung wird analytisch zwischen der epistemischen und der sozialen Dimension von Wissenschaft unterschieden, aber auch darauf hingewiesen, dass es zwischen diesen beiden Dimensionen keine scharfe Trennung gibt. Im Mittelpunkt der Diskussionen um die soziale Dimension der Wissenschaft steht die These von der »Konstruktion« einer wissenschaftlichen Persönlichkeit. Eine wissenschaftliche Persönlichkeit entsteht nicht allein durch die wissenschaftlichen Leistungen und ebenso wenig in »Einsamkeit und Freiheit«²⁴⁴ sondern in der Gemeinschaft, über Prozesse der Anerkennung und Zuschreibung in der Scientific Community. Diese soziale Dimension der wissenschaftlichen Praxis wird auch im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung intensiv debattiert; die Erkenntnisse, die in diesem Wissenschaftsfeld in den vergangenen vier Dekaden gewonnen wurden, werden im Zentrum der Disziplinen häufig nicht zur Kenntnis genommen und damit auch nicht anerkannt.

wurde 1988 das »Förderprogramm Frauenforschung des Senats von Berlin« ins Leben gerufen. Dieses Förderprogramm stand am Ende einer wiederholten Debatte um die Gründung eines Instituts für Frauenforschung in Berlin nach dem Vorbild des Instituts »Frau und Gesellschaft«, das von 1992 bis 1997 in Hannover existierte. Es bestand schließlich Einigkeit darüber, dass es in Berlin kein außeruniversitäres Institut für Frauenforschung geben sollte; stattdessen sollten Institutionen und Projektzusammenhänge, die sich außerhalb der Hochschulen im Bereich der Frauenforschung entwickelt hatten, mit einem Förderprogramm finanziell unterstützen werden. Dieses Programm lief 1999 aus. Im Jahr 2000 wurde ein Nachfolgeprogramm des Berliner Senats auf den Weg gebracht, das »Berliner Programm zur Förderung der Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre« (kurz: »Berliner Chancengleichheitsprogramm«, BCP). Der Schwerpunkt dieses Programms liegt auf der »Frauenförderung«, gleichwohl blieb auch die »Verankerung von Geschlechteraspekten in Forschung und Lehre« ein Aspekt der Förderaktivitäten; siehe dazu den Evaluationsbericht 2013 des Programms.

244 In *Einsamkeit und Freiheit?* ist der Titel einer Schrift der Soziologin Steffani Engler, siehe Anm. 73.

Auch die befragten Hochschullehrerinnen haben für ihre wissenschaftlichen Leistungen oft nur wenig Anerkennung und Wertschätzung erfahren; das gilt allerdings vor allem für das Kollegium in den Hochschulen und nicht für die Netzwerke der Frauen- und Geschlechterforschung. So war die Historikerin Karin Hausen mit ihren Arbeiten zwar in den Kreisen der Frauen- und Geschlechterforschung hoch angesehen; sie blieb aber an der Technischen Universität Berlin, wo ihre Professur angesiedelt war, bis zum Ende ihrer Berufszeit eine »Fremde«.

Ja, aber nicht an der TU, insgesamt. [...] die haben sich mir gegenüber Verhaltensweisen geleistet, die schreien zum Himmel. Ich konnte eigentlich nie einschätzen, ob es bloß die Fremdheit gegenüber einer Person war, die keine Sekretärin ist. Das kann man sich kaum mehr vorstellen. Da gab es viele Fächer, wo noch nie eine lehrende Frau tätig gewesen war. Da ist so ein Gegenüber mit nicht passförmigen Vorstellungen, wo erstens die Person auf dem verkehrten Platz ist und dann noch mit verkehrten Inhalten. Das löst Verhaltensunsicherheiten aus. Und die sind extrem. Da konnte ich bis zum Schluss nicht gut mit umgehen. (Karin Hausen)

Andere Genderprofessorinnen haben durchaus sowohl Wertschätzung als Person als auch fachliche Anerkennung an ihrer Hochschule erlebt, führen sie aber nicht auf eine Auseinandersetzung mit ihrem Werk zurück, sondern vielmehr auf ihre Rolle als Akteurin in der Hochschule, die die Geschicke der Institution konstruktiv mitgestaltet hat. Die Soziologin Ilse Lenz, die an der Universität Bochum viel bewegt hat, beschreibt diese Erfahrung und spricht von einer »Rezeptionssperre« hinsichtlich ihrer Veröffentlichungen.

Fachliche Anerkennung ja, keine Auseinandersetzung der Mehrheit mit meinem Œuvre [...]. Die Rezeptionssperre ist da, aber das nehme ich nicht persönlich. Ich habe relativ engagiert versucht, in der Fakultät verschiedene Ämter und Gremien zu machen. Das hat man teilweise auch als ein bisschen nervig und als »die kann nicht locker lassen« empfunden. Aber es ist doch eher anerkannt worden. (Ilse Lenz)

Auch Margrit Brückner bekam an ihrer Fachhochschule in Frankfurt sehr viel Anerkennung, die allerdings mehr ihrem hochschulpolitischen Engagement als ihren Arbeiten zur Frauen- und Geschlechterforschung galt.

Ja, sehr! Das kann ich nicht anders sagen. Bezogen auf Frauen- und Genderfragen vielleicht [weniger], mehr dafür, überhaupt Wissenschaft und Forschung in die Fachhochschule mit hineingetragen zu haben. Das Thema war weniger wichtig als diese Tatsache, dafür Sorge zu tragen, dass es eine Hochschule wird, diese Interes-

sen an Wissenschaft und Forschung da immer vorzubringen neben einer Praxisorientierung, die ich nach wie vor sehr wichtig finde. (Margrit Brückner)

Carol Hagemann-White hat ebenfalls Anerkennung und Wertschätzung erfahren, ihre wissenschaftlichen Arbeiten wurden aber kaum zur Kenntnis genommen. Auch von ihrem außeruniversitären Engagement ist in ihrem Kollegium wenig bekannt.

Ich habe Anerkennung und Wertschätzung gefunden [...]. Meine Forschung ist eher am Rande wahrgenommen worden. Ich vermute allerdings, dass das eher eine Struktur der Universität ist. Und das, was ich im Zusammenhang mit Politik und mit Öffentlichkeit mache, das ist sehr wenig angekommen. Es gibt verschiedene Leute, die bei meiner Verabschiedung dann mit Staunen gehört haben, was ich alles gemacht habe [...]. Es war schon etwa so, wie zwei Leben nebeneinander zu führen. (Carol Hagemann-White)

Die Zahl der Publikationen, die Höhe der eingeworbenen Drittmittel und die öffentlichkeitswirksamen Tagungen und Kongresse sind es, die das Maß an Anerkennung im Kollegium bestimmen, auch ohne genauere Kenntnisse der Inhalte. In den Worten von Gudrun-Axeli Knapp:

Ich glaube, es wurde wertgeschätzt, dass ich viel geschrieben und viel herausgegeben habe. Ich war eine aktive Wissenschaftlerin, das wurde geschätzt. (Gudrun-Axeli Knapp)

Helga Grubitzsch bezeichnet diese Form von Wertschätzung als »distanziert«.

Von den Kollegen gab es eine distanzierte Wertschätzung, die sich darauf gründete, dass ich erfolgreich war beim Einwerben von Forschungsgeldern. Wenn ich erfolgreich war mit dem Kongress »Frauen, Literatur, Revolution«,²⁴⁵ der hat bis in die internationale Presse hineingewirkt. Das ist dann was. Dann kommt auch Anerkennung, aber für meine inhaltliche Arbeit eher weniger – die wurde immer etwas misstrauisch beäugt. (Helga Grubitzsch)

Die Sozialwissenschaftlerin Hildegard M. Nickel weiß nicht zu sagen, ob ihre Arbeiten über den Kreis der zum Teil selbst organisierten Frauennetze hinaus bekannt sind, erwähnt aber die generelle Tendenz in der Wis-

245 Helga Grubitzsch organisierte diesen 4. Kongress des Netzwerks »Frauen in der Literaturwissenschaft« ein Jahr nach ihrer Berufung gemeinsam mit Maria Kublitz-Kramer und Dorothea Mey an der Universität/Gesamthochschule Paderborn. Er fand vom 19.9. bis 22.9.1989 statt und wurde von der Deutschen Forschungsgemeinschaft und dem Ministerium für Wissenschaft in Nordrhein-Westfalen unterstützt.

senschaft, die Veröffentlichungen von Kollegen und Kolleginnen nicht zur Kenntnis zu nehmen.

Vielleicht ist es auch so, dass ich mir Kreise organisiert habe, in denen ich Wertschätzung erfahren habe. Der Bezug ist ja auch stark die Geschlechterforschung, die Frauenpolitik. Da habe ich durchaus Wertschätzung erfahren. Ob das generell zutrifft, da müsste man gewisse Abstriche machen. Da weiß ich auch nicht, wie sehr sich männliche Kollegen untereinander schätzen und ob die sich über ihre Forschungen austauschen, da bin ich auch nicht sicher. Irgendwann ist man vielleicht auch Bestandteil dieser männlichen Spiele,²⁴⁶ die zum Teil darin bestehen, dass man ignoriert, was der andere macht. (Hildegard M. Nickel)

Ebenso deutlich formuliert die Soziologin Dagmar Schultz die vorherrschende Gleichgültigkeit gegenüber den Arbeiten von Kolleginnen und Kollegen. In der Alice Salomon Hochschule Berlin, wo sie tätig war, fühlte sie sich weitgehend angenommen, fügt aber hinzu:

[...] möglicherweise aus Mangel an Interesse. Es hat niemand groß wissen wollen, was ich da mache. (Dagmar Schultz)

Die Forschungsergebnisse, Thesen und Positionen, die die Hochschullehrerinnen publizierten und auf Tagungen und Kongressen zur Diskussion stellten, wurden vor allem in den eignen Netzwerken wahrgenommen und debattiert, zu denen auch die Studierenden Zugang haben. Auch wenn es Konkurrenz in den »eigenen Reihen« gibt und hart um die Gültigkeit theoretischer Positionen gekämpft wird, sind die Frauennetzwerke vielfach der Ort, an dem die Genderprofessorinnen Anerkennung und Wertschätzung erfahren haben.

Ganz gewiss ganz viel von den Studentinnen, ganz herzlich und sehr unterstützend [...]. Noch heute, wenn ich mal eine ehemalige Studentin treffe, höre ich: »Du hast damals wirklich was in meinem Leben angestoßen. Das war ganz wichtig für mich«. Ich glaube, daraus habe ich die größte Wertschätzung gezogen, dann natürlich innerhalb der Kolleginnen im Rahmen der Frauen- und Genderforschung auch – zum Beispiel auf Kongressen. Wobei auch hier eine gewisse Konkurrenz da ist, aber da habe ich mich auch lange Zeit zu Hause gefühlt und anerkannt. (Helga Grubitzsch)

Also, sehr viel von den Studis, vom Mittelbau, von den Kolleginnen. Doch, ich habe es auch gemerkt, als ich 60 wurde. Ich war ganz überwältigt von dem Feedback, was ich dann bei diesen Gelegenheiten bekam. Ich hatte auch das Gefühl

246 Siehe Dölling/Krais 1997a: 203; dazu auch das aufschlussreiche Interview mit Pierre Bourdieu, überschrieben mit »Eine sanfte Gewalt« (Dölling/Krais 1997b), auch Meuser 2001.

tatsächlich, zusammen mit anderen einiges bewirkt zu haben, dass Gender Studies und die Geschlechterforschung überhaupt in Deutschland [...] einen Status bekommen haben. (Christina von Braun)

4.1.11 Chancen und Möglichkeiten, Einschränkungen und Hindernisse

Haben die ersten Genderprofessorinnen die Voll- oder Teil-Denomination ihrer Stelle für den Bereich Frauen- und Geschlechterforschung als eine Chance, als Einschränkung oder als Hindernis für ihre wissenschaftliche Profilierung wahrgenommen?²⁴⁷ Für die Mehrheit der Befragten boten die neu geschaffenen Genderprofessuren nicht nur die Chance, sich mit Aussicht auf Erfolg auf eine Professur bewerben zu können, sondern sich auch mit Themen zu befassen, die ihren persönlichen Forschungsinteressen entsprachen.

Ganz deziert als Chance. [...] Für mich war es eine große Chance, das weiterzuentwickeln, was ich angefangen habe, und die Anregungen aus der Umgebung aufzugreifen. Ich habe es aus Leidenschaft gemacht. Und ich war sehr interessiert daran, diese neuen Ansätze [der Frauen- und Geschlechtergeschichte] voll in die Disziplinen zu integrieren. [...] Die Frauen- und Geschlechtergeschichte [...] sollte in das Fach Geschichtswissenschaft integriert werden und sich nicht separat von ihm entwickeln und in einem Ghetto enden. In Bielefeld gab es ja ein institutionalisiertes interdisziplinäres Frauenforschungszentrum, das viel Positives erreichte und anregte, dabei aber versuchte, die Frauenforschung aller Fächer in sich zu integrieren und potenziell von einer Integration in die Fächer abzuhalten. So jedenfalls habe ich es damals gesehen und habe deshalb für die Integration in die Fächer plädiert. Eben das bedeutete für mich der Titel »Allgemeine Geschichte mit besonderer Berücksichtigung der Geschlechterbeziehungen«²⁴⁸ – mit integrieren meine ich: nicht begrenzen, sondern öffnen. (Gisela Bock)

Die Soziologin Irene Dölling, die in den 1960er- und 1970er-Jahren an der Berliner Humboldt-Universität studierte und wissenschaftlich ausgebildet wurde, sieht es noch grundsätzlicher. Für sie war die Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung eine Möglichkeit, in der Wissenschaft zu bleiben. Sie ermöglichte ihr auch, zu reisen und die internationale Perspektive zu nutzen, um das neue Wissenschaftsfeld in Deutschland mitzustalten.

247 Siehe dazu bereits – mit etwas anderer Perspektive – Kapitel 4.1.8, S. 145ff.

248 So lautete die Denomination von Gisela Bocks Professur.

In den Achtzigerjahren war es für mich die Chance, überhaupt im Wissenschaftsfeld zu bleiben und sich da ein Feld zu erschließen, was mir erstens Spaß machte, was aber auch zum Beispiel zu einer internationalen Anerkennung geführt hat. Ich bin in alle möglichen Länder eingeladen worden. Großteils konnte ich dann auch zu diesen Konferenzen reisen. In der Übergangszeit, als wir das Zentrum gründeten, fand ich es absolut toll, dass wir das hingekriegt haben und fand auch immer, dass das ein ganz wichtiger Bereich im Wissenschaftsfeld ist, der ausgebaut werden muss. (Irene Dölling)

Carol Hagemann-White hatte sich als Soziologin bereits in den 1970er-Jahren mit Gewalt gegen Frauen beschäftigt. Sie übernahm von 1977 bis 1980 freiberuflich die wissenschaftliche Begleitung des Modellprojekts »Hilfe für misshandelte Frauen« und war Mitbegründerin des ersten Frauенhauses in Berlin. Ihr Lehr- und Forschungsprofil zeigt, dass sie sich auch als Professorin weiter damit und mit anderen gesellschaftspolitisch relevanten, brisanten und aktuellen Themen beschäftigte.

Ja, insofern als die Themen, die ich bearbeitet habe, sich immer wieder für Politik und auch entsprechend Geldgeber als sehr wichtig erwiesen haben. Ich habe schon das Gefühl, dass ich am Puls der Zeit bin mit wichtigen Themen und dass das auch dazu führte, dass ich immer noch in sieben, acht oder neun Beiräten bin und ständig zu irgendwelchen Terminen reisen muss. Das ist auch ein Stück Karriere, aber eine andersartige als die klassische akademische Karriere. Ich finde es aber viel interessanter. Ich glaube, Person und Chancen treffen da ziemlich aufeinander. [...] Ich habe gerade die Thematik Gewalt im Geschlechterverhältnis in hohem Maße theoriehaltig und theoriegenerierend immer gesehen. Auch das ist etwas, das man immer weiterdenkt [...]. (Carol Hagemann-White)

In der Position einer Hochschullehrerin selbstbestimmt diese Themen bearbeiten und weiterverfolgen zu können, beschreiben auch etliche andere Gesprächspartnerinnen als Chance. Dazu zählt etwa Birgit Rommelspacher, die wie Carol Hagemann-White das Thema Gewalt gegen Mädchen und Frauen innerhalb und außerhalb der Hochschule auf die Agenda gesetzt hat.

[...] ich habe es als Chance erlebt, absolut. [Es war] eine Chance [...], weil man sich dann auch wirklich Themen widmen konnte, die vorher in den vorab definierten Arbeitsfeldern oder akademischen Disziplinen ja gar nicht vorgesehen waren. Nehmen wir mal das Thema sexueller Missbrauch. Wo hätte man das unterbringen sollen. Das war schon eine ganz große Chance für mich. Ich hatte quasi auch viel Freiheit, meine Themen zu bestimmen. (Birgit Rommelspacher)

Allen Kolleginnen war bewusst, dass es riskant ist, sich schwerpunktmäßig oder auch nur teilweise mit Themen der Frauen- und Geschlechterforschung zu qualifizieren, wenn sie eine akademische Karriere anstreben. Die

hier Befragten sind dieses Risiko eingegangen und haben letztendlich eine unbefristete Professur bekommen. Doch sie wissen sehr wohl, dass eine Spezialisierung auf Frauen- und Geschlechterforschung den Zugang zu den »klassisch« disziplinär ausgeschriebenen Professuren erschwert.

Ja, [...] ich hatte Glück, es hat geklappt. Ich würde es vielleicht anders sehen, wenn ich die Stelle in Oldenburg nicht gekriegt hätte. Das war eine große Chance. [...] Ja, auf jeden Fall. Für mich war das ein großes Glück, dass es diese Professuren gab, mit den Denominationen. (Karin Flaake)

Die Rechtswissenschaftlerin Konstanze Plett ist der Ansicht, dass sie aufgrund der mangelnden Stringenz ihrer akademischen Laufbahn keine Chance gehabt hätte, auf eine »klassische« Professur in der Rechtswissenschaft berufen zu werden.

Für mich war das hier [die Professur für »Rechtswissenschaft und Gender Studies« an der Universität Bremen] eine Chance. Ich habe mich noch mal in Berlin auf eine Stelle beworben, die dann Susanne Baer bekommen hat,²⁴⁹ das wäre noch eine interessante Möglichkeit gewesen. Aber für den Mainstream bin ich nicht klassisch genug. [...] Also bei mir war es kein Hindernis. [...] Ich hätte mit meinem Zick-zack-Lebenslauf ohnehin an keiner rechtswissenschaftlichen Fakultät auf eine klassische Jura-Professur eine Chance gehabt. (Konstanze Plett)

Die Soziologin Beate Krais hat sich aufgrund ihres Interesses an den Theorien von Pierre Bourdieu immer als Außenseiterin in ihrer Disziplin gesehen, denn die Beschäftigung mit diesem Sozialtheoretiker war in den 1990er-Jahren (noch) nicht opportun. Ihre Professur mit einer Teil-Denomination für Frauenforschung an der Technischen Universität Darmstadt nutzte sie unter anderem dafür, die Bourdieu'schen Theoreme und Erkenntnisinstrumente mit Fragestellungen der Frauen- und Geschlechterforschung zu verbinden.²⁵⁰ Genau darüber hat sie sich vor allem in den

249 Gemeint ist die Professur für »Öffentliches Recht und Geschlechterstudien« an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie wurde 1996 zunächst als Gastprofessur eingerichtet und 2002 mit Susanne Baer besetzt. Weil Susanne Baer seit 2011 als Richterin am Bundesverfassungsgericht tätig und deshalb beurlaubt ist, wird die Professur für die Zeit der Beurlaubung von Sarah Elsuni vertreten.

250 Beate Krais und Irene Dölling veröffentlichten Pierre Bourdieus Text *Die männliche Herrschaft*, der 1990 im französischen Original in der Zeitschrift *Actes de la recherche en sciences sociales* erschienen war, in ihrem Buch *Ein alltägliches Spiel* (Dölling/Krais 1997a: 153–217). Diese Veröffentlichung löste eine verstärkte Rezeption von Bourdieus Werken im Kontext der Geschlechterforschung aus. Sie führte unter anderem zu zahlreichen neuen, auch empirischen Studien, mit denen nicht zuletzt die »verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt«, so der Untertitel zu einem

wissenschaftlichen Netzwerken von Frauen profilieren und Anerkennung verschaffen können.

Ich betrachte mich eigentlich als jemand, die ihr ganzes akademisches Leben auf einer Außenseiterposition im Fach gelebt hat mit dem Bourdieu-Kram. Lange Zeit ist man dafür ja fast akademisch verprügelt worden. Ich hatte keinen großen Doktorvater im Kreuz. Ich gehörte zu niemandem dazu. Das blieb auch so. Trotzdem habe ich immer das Gefühl gehabt, dass die mich schon schätzen und mit mir zurechtkommen, also auch Leute aus ganz anderen Richtungen. (Beate Krais)

Demgegenüber haben zwei der Befragten die Denomination ihrer Professur für Frauenforschung eindeutig als eine Begrenzung ihrer Forschungsinteressen und als ein Hindernis in ihrer akademischen Laufbahn erlebt. Bevor sie 1993 die Genderprofessur an der Universität Kassel antrat, hatte die Soziologin Christel Eckart bereits 20 Jahre im »Institut für Sozialforschung« der Goethe-Universität in Frankfurt geforscht. Die Denomination ihrer Professur »Frauenforschung mit dem Schwerpunkt Arbeit und Beruf von Frauen« nahm sie im Laufe der Zeit als ein einschränkendes »Etikett« war. Ihrer Ansicht nach führten die damit verbundenen Zuschreibungen dazu, dass die Breite ihrer wissenschaftlichen Interessen nicht mehr zur Kenntnis genommen wurde. Sie ließen ihr nicht den nötigen Freiraum, auch Themen zu verfolgen, die nicht unmittelbar mit Frauen- und Geschlechterforschung verbunden sind.

Im Laufe der Jahre wurde das Etikett aber immer enger. Ich [...] fühlte mich in der Uni sehr schnell – auch auf eine für mich völlig ungewohnte Weise – festgelegt. Meine fünfzehn, zwanzig Jahre Institut für Sozialforschung haben mich nie in eine solche Ecke oder unter ein solches Etikett gelabelt wie die Professur in Kassel – auch innerhalb der Uni. Das hat mich schon sehr irritiert. Ich fühlte mich dadurch sehr eingeschränkt. Wohin man immer tritt [...], du bist die Professorin für Frauenforschung. Dann haben immer die anderen im Kopf, was sie sich unter Frauenforschung vorstellen. Wenn du die Chance hast, ein bisschen länger in einem bestimmten Kontext mit denen zu reden, kriegen sie vielleicht – je nach Sorte Mensch – rote Ohren oder große Augen [...] – »Ach so, ich wusste gar nicht, dass Sie sich damit auch beschäftigen«. Das fand ich sehr, sehr beeindruckend. Ich habe zum Beispiel in Kassel eine Vortragsreihe »Psychoanalyse und Film« mitgemacht. Der dortige Analytiker Ralf Zwiebel hat sich da sehr mit Film und Psychoanalyse beschäftigt. Das hat mich damals gefreut, dass wir durch Gespräche auf dem Campus beim Kaffee festgestellt haben, dass es da ähnliche Interessen und

von Beate Krais herausgegebenen Sammelband (Krais 2000), ans Licht kamen. Erst 2005 wurde die erweiterte Buchfassung von *Die männliche Herrschaft*, die in Frankreich 1998 erschienen war, auch auf den deutschen Buchmarkt gebracht.

Neugierde gibt. [...] Daraus [ergab sich eine Kooperation und] ist auch ein Buch²⁵¹ geworden. (Christel Eckart)

Noch schärfer formuliert die Ökonomin Brigitte Young, wenn sie sagt, das Label Frauenforschung oder Feminismus habe ihr in ihrer akademischen Laufbahn »geschadet«. In den USA sei der Begriff feministisch selbstverständlicher und nicht so negativ besetzt, in Deutschland aber werde sie mit diesem Etikett nicht als Finanzmarkt-Expertin wahrgenommen.

Es hat mir geschadet als Ökonomin. Am Wochenende ging es darum: Können wir den Euro retten? Es war eine Konferenz von der Rosa-Luxemburg-Stiftung.²⁵² Es ging nicht um Gender, aber ich wurde vorgestellt nicht als Brigitte Young, Expertin von Finanzmärkten, sondern als Brigitte Young, feministische Ökonomin. Ich bin jetzt fast dabei, das von meiner Webseite zu löschen, obwohl das in den USA richtig positiv ist. Ich bin jetzt zum Beispiel an der Business School in Leeds eingeladen als feministische Ökonomin, um über die Finanzkrise zu sprechen. [...] das ist etwas Negatives. (Brigitte Young)

Dass Brigitte Young überlegt, den Genderbezug von ihrer Webseite zu löschen, lässt sich mit Gudrun-Axeli Knapp als »Absetzbewegung« (Knapp, zit. in: Krais 2007: 223) bezeichnen, die vermehrt vor allem in der jüngeren Generation zu beobachten ist. Es wird als karriereschädigend antizipiert, wenn die Begriffe feministisch oder auch Frauen- und Geschlechterforschung in der Denomination einer Professur genannt werden. Deshalb soll der Genderaspekt nicht so offensichtlich und schon gar nicht dominant im Aufgabenprofil einer Professur platziert werden, auch wenn er als wichtig erachtet wird.

4.1.12 Bedeutung von (Frauen-)Netzwerken

In den Wissenschaften hat es immer schon Netzwerke gegeben; sie dienten nicht nur dazu, wissenschaftliche Debatten zu führen und Informationen auszutauschen, sondern auch dazu, Einfluss auf Stellenbesetzungen in den Institutionen zu nehmen. Das Netzwerken wird inzwischen auch in der Frauen- und Geschlechterforschung intensiv betrieben (vgl. Frerichs/Wie-

251 Es handelt sich um die von Ralf Zwiebel und Annegret Mahler-Bungers 2007 herausgegebene Publikation *Projektion und Wirklichkeit. Die unbewusste Botschaft des Films*; Christel Eckart veröffentlichte darin den Text *Tanz um Anerkennung: Kampf und Feier. Notizen zu Sally Potters The Tango Lesson*.

252 Brigitte Young hatte auf dieser Konferenz einen Vortrag gehalten.

mert 2002; Kortendiek 2005; S. Bock 2010). Welche Bedeutung messen die ersten Genderprofessorinnen der Netzwerkbildung und insbesondere den Frauennetzwerken bei, die sich im Zusammenhang mit den Emanzipationsbewegungen der Frauen entwickelt haben? Für die überwiegende Mehrheit der Befragten waren und sind diese Netzwerke nicht nur für die theoretische und die institutionelle Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung wichtig. Darüber hinaus geben sie denjenigen, die sich darin engagieren, Orientierung und Stabilität.

[Sie] sind unglaublich wichtig [...], um selbst auch einen Standort zu kriegen im Austausch mit den anderen Frauen. Und natürlich auch so ein psychischer Rückhalt war wichtig. (Birgit Rommelspacher)

Ich war sehr schnell in den wichtigen Gender-Netzwerken drin, was einen ungeheuer gestärkt hat. [...] Die Netzwerke waren total wichtig. (Ilona Ostner)

[Für eine] wechselseitige Unterstützung und Solidarität [...] finde ich Frauen- und Geschlechterforschungsnetzwerke ungeheuer wichtig. (Ilse Lenz)

Ja. Ohne das geht es überhaupt nicht. (Sabine Hering)

[Frauennetzwerke waren] entscheidend. Jedenfalls sind sie es gewesen, ich bin ja alt, ich bin ein Fossil. Das Basteln von Netzwerken war das, was ich mit großem Vergnügen betrieben habe, und zwar im Wissen darum, *the old boys networks* laufen, auch wenn die Herren das so nicht wahrnehmen. (Karin Hausen)

Aber nicht nur Frauennetzwerke spielen eine große Rolle, sondern auch Netzwerke, die von Frauen und Männern gemeinsam oder überwiegend von Männern getragen werden.

Ja. Ich finde sie grundsätzlich wichtig, Netzwerke überhaupt. [...] Unter Umständen sind Netzwerke auch mit Männern für das, was ich gemacht habe, sogar förderlicher gewesen. (Magdalene Heuser)

Auch die Ökonomin Brigitte Young betont die Bedeutung von Netzwerken. Sie hat dabei aber eher die Netzwerke vor Augen, in denen Männer etwas anzubieten haben. Sie beobachtet, dass sich die jüngeren Wirtschaftswissenschaftlerinnen eher in diesen als in Frauennetzwerken engagieren.

Das ist das Wichtigste, was man überhaupt haben kann. [...] Deshalb gehen junge Frauen auch öfter in diese Netzwerke, wo Männer sind. Das macht ja auch rationalen Sinn. Männer können was anbieten. Frauen müssen bedenken, es geht nicht nur um den Kaffeekranz, sondern es muss auch darum gehen: »What can I offer?« [dt. Was habe ich zu bieten?]. (Brigitte Young)

Die »Sektion Frauenforschung« in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (DGS) wurde bereits 1979 gegründet. Den Anfang machte eine Ad-hoc-Gruppe »Frauen in den Sozialwissenschaften«, die sich auf dem 19. Soziologentag in Berlin zusammengefunden hatte. Dieser erste Zusammenschluss von Sozialwissenschaftlerinnen war eine Keimzelle für die professionelle Netzwerkbildung in der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung. Die Sektion, in der Kolleginnen aus unterschiedlichen Fächern zusammenkamen, beförderte nicht nur den Diskurs in der sozialwissenschaftlich orientierten Frauen- und Geschlechterforschung, sondern wurde für etliche Wissenschaftlerinnen auch zu einem wichtigen Meilenstein ihrer berufsbiografischen Entwicklung.

Ich habe die Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie als eine wichtige Vernetzung für meine Entwicklung und für die Durchsetzung von Frauenforschung empfunden. [...] Ich fand, dass die erste Sektion Frauenforschung ein starkes Anspruchsniveau [in Bezug] auf Auseinandersetzung mit der Theoriegeschichte hatte. (Carol Hagemann-White)

Die Frauennetzwerke waren von allem in den ersten Jahren der Formierung der Frauenforschung Orte, an denen sich die Genderforscherinnen mit Gleichgesinnten austauschen und sich gegenseitig stärken konnten. Ilona Ostner nennt namentlich ihre Mitstreiterinnen Karin Jurczyk²⁵³ und Carol Hagemann White. Zusammen mit Carol Hagemann-White hatte sie den ersten Vorsitz der Sektion Frauenforschung in der DGS übernommen.

Die Sektion Frauenforschung war total wichtig für mich in den Siebzigerjahren als ein Ort, wo man sich mit seinem Denken nicht einsam gefühlt hat. Das waren die sozialistischen Frauenorganisationen in München. Ich freue mich immer, wenn ich Karin Jurczyk sehe. Die war damals meine Hilfskraft und die stand auf dem Marienplatz 1972 und hat gegen den Paragraf 218 ganz laut geredet und ich habe mich nicht getraut. [...] Dann war ich doch in der Sektion der DGS sehr aktiv mit Carol [Hagemann-White] zusammen. Die Sektion war total wichtig. Wir waren damals die Vorsitzenden, Carol und ich. (Ilona Ostner)

Ein ebenso wirkmächtiges interdisziplinäres und hochschuliübergreifendes Netzwerk der Frauen- und Geschlechterforschung ist das 1986 gegründete

253 Karin Jurczyk ist Familiensoziologin und leitet seit 2002 die Abteilung Familie und Familienpolitik am Deutschen Jugendinstitut (DJI) in München. Ihr erstes Buch *Frauenarbeit und Frauenrolle. Zum Zusammenhang von Familienpolitik und Frauenarbeitstätigkeit in Deutschland von 1918–1975* (Frankfurt/New York 1976) war ein Forschungsbericht aus dem Sonderforschungsbereich 101 der Universität München und eine der ersten Studien zur Vereinbarkeit von Familie und Beruf.

»Netzwerk Frauenforschung NRW«,²⁵⁴ das in der damaligen Wissenschaftsministerin Anke Brunn²⁵⁵ eine engagierte und einflussreiche Unterstützerin fand. Unter ihrer Ägide entstanden die ersten Frauenforschungsprofessuren in Nordrhein-Westfalen. Mit der Einrichtung einer Koordinationsstelle für dieses Netzwerk im Jahr 1995 erhielten die Frauen- und Geschlechterforscherinnen an den Hochschulen in Nordrhein-Westfalen, darunter allein 13 der interviewten Genderprofessorinnen, konkrete Unterstützung.

Das Netzwerk Frauenforschung, aber vor allem die Geschäftsstelle hat sehr viel dazu beigetragen, dass eine tatsächliche Vernetzung stattfindet. [...] es ist gut, wenn es Stellen gibt, die wirklich die Vernetzung betreiben [...]. Das ist sicherlich sehr wichtig, dass einige das übernehmen. Vernetzungsarbeit ist harte Arbeit, notwendig, die man aber auf einer Professorenstelle nicht so ohne Weiteres zusätzlich noch leisten kann als Einzelperson. (Renate Nestvogel)

Auf die Nachfrage, inwiefern sie von dem »Netzwerk Frauenforschung NRW« profitiert habe, antwortet Renate Nestvogel:

Auf jeden Fall, einmal von dem, was in NRW schon vorhanden war [...], so ist auch eine Tagung »Fremdes oder Eigenes – Rassismus, Antisemitismus, Kolonialismus und Rechtsextremismus aus Frauensicht« entstanden, die ich durchgeführt habe. Da konnte ich sehr aufbauen auf dem Netzwerk, das Sigrid Metz-Göckel damals schon hatte. Die haben mich auch sehr unterstützt darin. Ich bin auch sehr dankbar, dass es für Frauenforschung Forschungsmittel gab in NRW. Damals habe ich eine Schulbuchanalyse durchgeführt zu Dritte Welt und Frauenaspekten, wie Frauen und wie Männer aus sogenannten Dritte-Welt-Ländern in den Schulbüchern dargestellt werden – auch interessante Ergebnisse, fand ich. Oder dieses Buch zur weiblichen Sozialisation in verschiedenen Ländern.²⁵⁶ Da haben wir Texte, Romane, Biografien, Autobiografien und Verschiedenes ausgewertet, was von Frauen aus ganz verschiedenen Ländern der Welt geschrieben worden ist, und nach Sozialisationsaspekten untergliedert. [...] Oder auch für mein letztes Projekt »Afrikanerinnen in Deutschland. Lebenslagen, Erfahrungen und Erwartungen«²⁵⁷ haben wir Unterstützung bekommen. Da bin ich sehr dankbar, dass es die Möglichkeiten gegeben hat. (Renate Nestvogel)

Auch Ilse Lenz von der Universität Bochum wusste sich durch das »Netzwerk Frauenforschung NRW« unterstützt, das nicht nur ein Forum für

254 Siehe Kapitel 3.1.2, S. 50f.

255 Siehe Anm. 85.

256 Gemeint ist das Buch *Aufwachsen in verschiedenen Kulturen*, das Renate Nestvogel 2002 veröffentlichte.

257 Vgl. das gleichnamige Buch, das Renate Nestvogel 2014 publizierte.

regelmäßigen fachlichen Austausch war, sondern auch der Vereinzelung entgegenwirkte.

Wir haben dieses »Netzwerk Frauenforschung [NRW]«. Beate Kortendiek²⁵⁸ ist es gelungen, dieses Netzwerk zu machen. Zu Beginn meiner Zeit hätte ich an der Uni Bochum vermutlich kaum irgendetwas weiterentwickeln können, denn es gab wenig Anschlussstellen. Was alle Kollegen hatten, diese Form des informellen Audit, musste ich erst einmal aufbauen. Das hat lange gedauert. [...] Ich hatte einen sehr starken Bedarf danach, auch, um zu sehen, wie geht das überhaupt, Professorin sein, und was kann man da machen. Wir haben viel kooperiert. Das war die fachliche Inspiration. (Ilse Lenz)

Der Raumplanerin Ruth Becker zufolge, die bis Ende 2009 Sprecherin der Koordinationsstelle war, setzte sich dieses Netzwerk stets dafür ein, dass im Falle des Freierdens einer Professur mit einer Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung der bisherige Schwerpunkt erhalten bleibt. Mit der neu gewonnenen Autonomie der Hochschulen durch das 2006 beschlossene Hochschulfreiheitsgesetz in Nordrhein-Westfalen²⁵⁹ wurde die Möglichkeit der Einflussnahme von außen allerdings deutlich eingeschränkt.

Wir haben bei Netzwerkprofessuren, wenn was frei wurde, versucht, dass das wieder so ausgeschrieben wird. Der Einfluss war aber beschränkt. Nach dem Hochschulfreiheitsgesetz in NRW durften alles die Universitäten machen. (Ruth Becker)

Auch wenn der direkte Einfluss des Netzwerkes auf die Stellenpolitik der Hochschule begrenzt war, gab und gibt es weiterhin indirekte Formen der Unterstützung, indem das Netzwerk »den einzelnen Kolleginnen den Rücken gestärkt« hat (Ruth Becker).

Den ersten Netzwerken der Sozialwissenschaftlerinnen folgten ab Mitte der 1980er-Jahre ebenso einflussreiche Netzwerke von Historikerinnen. Gisela Bock nennt die 1987 gegründete »International Federation for Research in Women's History« (IFRWH), die sie mitbegründet hatte, als sie Professorin für »Europäische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert« am

258 Beate Kortendiek ist promovierte Sozialwissenschaftlerin und seit 1998 Koordinatorin des »Netzwerks Frauenforschung NRW«.

259 Hochschulfreiheitsgesetz vom 31.10.2006 (Gesetz- und Verordnungsblatt für das Land Nordrhein-Westfalen, S. 474).

European University Institute in Florenz war. In der Folge gründete sich 1990 dann auch der »Arbeitskreis Historische Frauenforschung«.²⁶⁰

[Frauennetzwerke] sind natürlich sehr wichtig, aber sind erst allmählich entstanden. Früh schon war deutlich, dass die Soziologinnen sehr viel mehr Netzwerke haben, weil sie sich, soweit ich das sehen konnte, schon früh aufeinander bezogen haben, miteinander publiziert und sich getroffen haben. Das haben wir Historikerinnen natürlich auch gemacht, aber in der Regel etwas später. Ich war Mitbegründerin der »International Federation for Research in Women's History« und das ist für mich sehr wichtig gewesen. Die Gründung dieses Verbands – angefangen als ich noch in Florenz war und vollendet als ich dort gerade wegging – hat dann auch zur Gründung des »Arbeitskreises für historische Frauen- und Geschlechterforschung« in Deutschland geführt. Am Anfang war er mehr informell, inzwischen existiert er als eindrucksvoller Verein mit allem, was dazu gehört. In dem Sinn sind Netzwerke ganz unerlässlich und sind mir lieb und teuer. Wie viel sie mir für meine eigene Tätigkeit geholfen haben, also konkret meine Forschung, eine Publikation, Umgang mit Studenten oder Studentinnen, da war ich aber meist ziemlich auf mich allein gestellt. (Gisela Bock)

Gisela Bocks Kollegin Karin Hausen, die nach eigenem Bekunden das »Basteln von Netzwerken [...] mit großem Vergnügen betrieben« hat, war – wie die Historikerin Heide Wunder – ebenfalls unter den Gründerinnen der »International Federation for Research in Women's History«.

Ich habe da ein bisschen auf die internationale Ebene mit gebastelt. Es ist erstaunlich. Diese »International Federation for Research in Women's History« hat es dann auf den internationalen Kongressen geschafft, erstens eine Hauptveranstaltung zu kriegen – das ist die Schau-Seite. Dann hat sie es geschafft, ihr eigenes Segment, die Spezialdisziplinen kriegen das, zu gestalten. [...] Diese Federation hat ihre Ableger bis in die letzten Staaten Afrikas hineinkriegt. (Karin Hausen)

In diesen Netzwerken wurden neue Ideen entwickelt und Pläne geschmiedet, die sich in weiteren Institutionen und Initiativen verdichteten und den Nachwuchswissenschaftlerinnen eine Hilfe auf dem Weg zur Professur bieten konnten. So entstand in Berlin auch das »Förderprogramm Frauenforschung« (FPFF) des Berliner Senats.²⁶¹ Karin Hausen war von 1988 bis 1994 die erste Vorsitzende der Förderkommission, die zu entscheiden hatte, welche Projekte gefördert werden sollten.

260 Der »Arbeitskreis Historische Frauenforschung« (heute: »Arbeitskreis für historische Frauen- und Geschlechterforschung e.V., AKHFG«) wurde 1990 gegründet, ist Mitglied der »International Federation for Research in Women's History« und offen für Historikerinnen und Historiker.

261 Siehe Anm. 243.

Ich war die erste Vorsitzende der Förderkommission. Ich habe das ganze Jahr – das war wieder so eine Bewegungsidee – ein bisschen mitgebastelt, dass das eine politisch akzeptable Form kriegt. Dann haben wir das wirklich mit Bravour gemeistert. Das war ein aberwitziges, hinreißendes Programm. Außeruniversitär haben wir so gespielt, als gäbe es eine Frauenuniversität und das Ganze öffentlichkeitswirksam. Diese Jahrestagungen und Pressekonferenzen, das war die Seite nach draußen, aber auch wieder Networking, und nach innen, dieses implizite Wissen, wie man an Drittmittel rankommt, an das die meisten bewegten Frauen nicht rankamen, zu institutionalisieren. [...] Es ging schon auch wirklich darum, sichtbar zu machen, was für wunderbare Forschungsideen in dieser Berliner Luft rumschwirrten und denen Entfaltungsmöglichkeiten zu geben [...], und ich war ganz traurig, als das akademisch einverlebt worden ist. Das ändert alles. [...] Aus dem Programm ist eine Frauenförderung geworden und nicht mehr Frauenforschung[förderung]. Zweitens sind diese ganzen Künstlerinnen außen vor – als Nichtakademische, das Filmemachen, Romaneschreiben, Bildermalen. Das finde ich einen großen Verlust, weil das ein so faszinierendes Experimentierfeld war, was da zutage trat. Auch so Ausstellungsprojekte, die immer einen Forschungsanteil brauchten, bevor sie das Zeug ausstellen können. (Karin Hausen)

Zum Netzwerken gehörte auch die Einrichtung von Zentren für Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen seit Beginn der 1980er-Jahre. Solche Zentren vermehrt an den Hochschulen zu gründen, war eine Empfehlung der Senatskommission der Deutschen Forschungsgemeinschaft.²⁶² So entstand auch das »Zentrum für Frauen- und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse« (heute: »Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse«) an der Universität Frankfurt, das Ute Gerhard letztendlich im Rahmen von Bleibeverhandlungen durchsetzen konnte.

Das Zentrum habe ich gründen können, weil ich in der Senatskommission der DFG war. Damals war das Rezept, die Empfehlungen der Senatskommission, nicht nur Frauenforschung als Fach zu integrieren, sondern auch Zentren zu gründen. Das wird immer vergessen, dass es da in den Empfehlungen steht. Und ich hatte damals eine sehr wichtige Beraterin für mich, und zwar eine aus dem Wissenschaftsministerium in Hessen, die immer für die hessische Frauenforschung im Ministerium zuständig war. [...] Die hat mich immer beraten. Mit der zusammen haben wir diese Zentrumsidee auch ausgeheckt. [...] Ich hatte ja dann einen Ruf nach Hannover. Als ich diesen Ruf hatte, war ich inzwischen so gut in Frankfurt angekommen, dass ich auch gar nicht mehr weg wollte. Das hat alles wieder viel zu lange gedauert, ehe die sich da in Hannover geeinigt hatten. Oscar Negt und solche Leute wollten mich da hinhaben. Das war schwierig, weil ich das abgesagt habe.

262 Siehe S. 142 mit Anm. 235.

Regina Becker-Schmidt war damals auch traurig, aber ich glaube, sie hat es verstanden. Und mit diesen Bleibeverhandlungen habe ich mir aber das Zentrum rausgehandelt. Das war natürlich auch nicht einfach, weil wir natürlich viel mehr Geld haben wollten. Wir wurden dann auf die Fachbereiche verwiesen. Die sollten das tragen. Da habe ich über die drei anderen Gründungsmitglieder ein über die Fachbereiche gegründetes Zentrum institutionalisiert, das auch die Uni dann so akzeptiert hat. Da hatte ich drei Kolleginnen und eine Hochschulassistentin, Ulla Wischermann,²⁶³ die jetzt Geschäftsführerin ist. Das war die Stelle, die ich bekommen hatte [...], [dazu kam] noch eine Sekretärin und eine kleine Grundausstattung, die aber anfangs immer vom Ministerium bezahlt wurde. Die Uni ist nachher gezwungen worden, das [Zentrum] zu übernehmen. (Ute Gerhard)

Auch an der Leibniz Universität Hannover konnte die Netzwerkbildung der Frauen- und Geschlechterforschung in den 1990er-Jahren erfolgreich vorangebracht werden, weil es eine Zusammenarbeit zwischen Persönlichkeiten mit gleichgerichteten Interessen in Wissenschaft und Politik gab. Gudrun-Axeli Knapp nennt neben ihren Kolleginnen Regina Becker-Schmidt und Liselotte Glage²⁶⁴ die Politologin Christa Karras,²⁶⁵ die von 1995 bis 2005 Vizepräsidentin an der Universität Hannover war und dort den »Arbeitskreis Frauenforschung und Frauenförderung« und später den »Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen in Niedersachsen« mit initiierte. Aus diesen Kooperationen entstand ein Entwicklungsplan für die Universität Hannover, der die Einrichtung von drei Genderprofessuren vorsah, die in den 1990er-Jahren auch realisiert werden konnten, heute aber nicht mehr existieren.

Wir hatten einen Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen gegründet, der nicht nur die Wissenschaftlerinnen der Universität Hannover umfasste, sondern auch Frauen aus den Gleichstellungsstellen und aus dem städtischen Raum, die kamen auch in die Uni [...]. Nach meiner Erfahrung ist das ganz zentral. Die hätten in Hannover nie diese Entwicklungsplanung mit den drei Professuren durchgekriegt. Im Abstand von fast zwei, drei Jahren wurden drei volle Professuren besetzt. Entweder

263 Die Soziologin Ulla Wischermann ist seit 1997 Mitglied des Cornelia Goethe Centrums (CGC); sie war von 2004 bis 2011 stellvertretende und ist seit 2011 geschäftsführende Direktorin des CGC.

264 Liselotte Glage (Jg. 1939) war Professorin für »Englische Literaturwissenschaft mit Lehr- und Forschungsschwerpunkten im 19. und 20. Jahrhundert, insbesondere postkoloniale Literaturen« an der Universität Hannover.

265 Christa Karras war Frauenreferentin bei der grünen Landtagsfraktion und Staatssekretärin im ersten Niedersächsischen Frauenministerium (1990–1994). Von Anfang 1999 bis zum Ende der Legislaturperiode im März 2000 war sie Staatssekretärin im Ministerium für Frauen, Jugend, Wohnungs- und Städtebau des Landes Schleswig-Holstein.

mit einer vollen oder einer Teil-Denomination [für Frauen- und Geschlechterforschung]. Und das unter Bedingungen, wo schon die Sparrunden angefangen hatten. Das ist nur erreicht worden, weil es [...] [eine Kooperation mit] sympathisierenden Kollegen gab, Persönlichkeiten wie Regina Becker-Schmidt oder auch Liselotte Glage. [...] Eine von meinen ehemaligen Politikwissenschaftlerinnen, Christa Karras, ist dann Staatssekretärin bei den Grünen im Niedersächsischen Landtag worden. Da haben wir teilweise ein bisschen zugearbeitet. Ich habe Landtagsreden geschrieben. Das waren noch die Anfänge, bevor ich die Professur angetreten habe. Das ist die Vorgeschichte eines sehr aktiven Netzwerkes, aus dem dann eine Entwicklungsplanung hervorging, die diese Etablierung von drei Professuren mit entsprechender Ausstattung zur Folge hatte. (Gudrun-Axeli Knapp)

Auch diejenigen Genderprofessorinnen, die für sich persönlich die Frauennetzwerke nicht so nutzen konnten oder wollten, betonen gleichwohl deren Bedeutung.

Ich denke, sie haben eine ganz große Bedeutung. Für viele Frauen bedeutet die Gruppe einen Schutz. Ich persönlich habe mich nicht so sehr in Netzwerken wohlgeföhlt, weil ich eher doch eine Einzelgängerin bin. Aber die Wirkung und Effektivität dieser Einrichtungen sind sehr sinnvoll und können den Kolleginnen oder auch Heranwachsenden bestimmt sehr viel bedeuten. (Renate Kroll)

Ich bin nicht die, die aktiv Netzwerke aufbaut und befördert, aber sie sind sehr wichtig, auf jeden Fall [...] zur Weiterentwicklung, zur Diskussion eigener Ideen und dann aber auch zur Unterstützung in Institutionen. [...] Wir hatten bei der Evaluation- und auch der Akkreditierung unseres Studiengangs eine große Unterstützung durch Kolleginnen. Das ist Ergebnis der Netzwerke, dass man weiß, diejenige arbeitet in dem Bereich und könnte für die Akkreditierung des Studiengangs in Frage kommen. (Karin Flaake)

Für die Soziologin Beate Krais als Person haben die Frauennetzwerke »keine große« Rolle gespielt. Sie ist aber über ein solches Frauennetzwerk Mitglied der Forschungsgruppe »Professionalisierung, Organisation, Geschlecht²⁶⁶ geworden, die von der Deutschen Forschungsgemeinschaft gefördert wurde und fünf Jahre erfolgreich zusammengearbeitet hat. Beate Krais wurde Sprecherin des Koordinationsremiums des Forschungsprojektes und betont, wie gut das Team²⁶⁷ zusammengearbeitet hat.

266 Das DFG-Forschungsprojekt »Professionalisierung, Organisation, Geschlecht« hatte eine Laufzeit von 1998 bis 2006. Eine Übersicht der zahlreichen Projekte, die im Rahmen dieses Projektes durchgeführt wurden, findet sich im Internet unter **Fehler! Hyperlink-Referenz ungültig..**

267 Das Team bildeten die Soziologinnen Irene Dölling, Regine Gildemeister, Beate Krais und die Wirtschaftswissenschaftlerin Hedwig Rudolph.

Ich habe zu keinem Frauennetzwerk gehört. [...] als wir den Schwerpunkt bei der DFG »Professionalisierung, Organisation, Geschlecht« angefangen haben [...] war [sich] zum ersten Mal bei einem Treffen [...] [das Angelika Wetterer organisiert hatte]. Am Ende sagte Angelika Wetterer: »Ja, im Übrigen, die DFG hat gemeint, hat ein Zeichen gegeben, es wäre mal wieder an der Zeit, dass ein Antrag zu einem Geschlechterschwerpunkt kommt«. Und sie fände es gut, wenn sich hier welche fänden, die das machen könnten. [...] Dann haben sich ein paar gemeldet [...]. Ich hatte vorher nie was mit denen zu tun gehabt. Ich habe mich auch gemeldet und gesagt, ich würde auch ganz gerne [...]. Wir waren ein richtig gutes Team. (Beate Krais)

Die befragten Genderprofessorinnen waren in den 1980er- und 1990er-Jahren oftmals noch sehr vereinzelt in ihrem Fach, sodass Frauennetzwerke für einige von ihnen eine ganz persönliche Bedeutung gewannen. Wie Ute Gerhard zu verstehen gibt, waren es neben professionellen Aspekten auch solche persönlichen Motive, die zur Gründung des Cornelia Goethe Centrums an der Universität Frankfurt führten.

Wir können ohne diese Netzwerke gar nicht arbeiten. Denn wir sind nach wie vor Vereinzelte. Diese Erfahrung, die ich auch in Frankfurt gemacht habe, diejenige zu sein, war sehr anstrengend. Ich hatte immer aus der Frauenbewegung [...] und [in] all diesen Netzwerken meine Freundinnen oder Bekannten, Kolleginnen, [...] man traf sich, das war immer sehr wichtig. Aber an der Uni Frankfurt habe ich das mühsam aufgebaut. [...] Deshalb habe ich das Zentrum gegründet, weil ich mich so allein und verlassen fühlte. Ich dachte, das kann eigentlich nicht gut sein. (Ute Gerhard)

Die Literaturwissenschaftlerin Helga Grubitzsch verweist darauf, dass die Frauennetzwerke nicht nur solidarischen Rückhalt geben können, um im Konkurrenzkampf an den Hochschulen zu »überleben«, sondern auch als Seilschaften fungieren können, über die in den Wissenschaften Positionen, Stellen und Ressourcen verteilt werden.

Ohne Frauennetzwerke wäre ich nicht geworden, was ich bin. Ohne am Frauennetzwerk weiterzustricken, hätte ich mich nicht wohlgefühlt. Und ich glaube, dass Frauennetzwerke in mehrfacher Hinsicht wichtig sind; einmal natürlich für die Karriere, weil die männlichen Netzwerke keine Netzwerke sind, sondern Seilschaften. Die sind so ausgeprägt, auch in den informellen Bereichen, wo Frauen einfach keinen Zutritt haben. Beispiel: Da zoffen sich zwei Männer im Fachbereichsrat, dass die Fetzen fliegen. Ich denke, jetzt ist das endlich mal zur Sprache gekommen, da ist ein deutlicher Konflikt. Und zwei Tage später ist von dem Konflikt nichts mehr zu sehen. Dann frage ich, was ist hier los, es gab doch da eine Kontroverse. – »Ach ja, wir sind mal zusammen ein Bier trinken gegangen«. Das sind Sachen auch in der informellen Kommunikation. Da haben Frauen oft gar

keinen Zugang. Deshalb brauchen sie ihre eigenen Netzwerke, einmal in der formellen Kommunikation, damit sie sich gegenseitig auch die Karriereleiter halten, aber auch informell, damit sie sich gegenseitig bestärken. Das ist psychisch unheimlich wichtig, auch emotional. Ich weiß nicht, ob ich ohne die Unterstützung von Frauen diesen Konkurrenzkampf an der Uni, diese Härte so überlebt hätte. Das ist ein so harter Machtkampf. Da bin ich sehr dankbar dafür, dass es Netzwerke gibt. Und man muss weiter dran stricken. (Helga Grubitzsch)

An der Humboldt-Universität zu Berlin endeten zwischen 2009 und 2014 die Verträge von drei Genderprofessuren. In allen drei Fällen konnte erreicht werden, dass die Professur mit einer Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung neu ausgeschrieben wurde, was keineswegs selbstverständlich war. Dass diese Genderprofessuren erhalten werden konnten, führt Christina von Braun auf die funktionierenden Frauennetzwerke zurück.

Sie [die Frauennetzwerke] waren hier ungeheuer wichtig, dass wir uns manchmal abends zu sechs oder acht trafen und Pläne schmiedeten, aus denen dann auch wirklich was geworden ist. Das war wahnsinnig wichtig und dass du schnell mal anrufen kannst und sagen: »Helft mir mit der oder der Geschichte ...« Das ist unerlässlich. Oder aber zum Beispiel: Inge Stephan kam an die Pensionsgrenze, ihre Stelle sollte neu besetzt werden – ohne Gender natürlich. Dann hat es einen Aufschrei gegeben bei den Studierenden. Und dann hat dieses Netzwerk ganz schnell funktioniert. Und jetzt ist die Stelle wieder mit einer Gender-Denomination ausgeschrieben. Da habe ich wirklich mehrere Fälle erfahren, bei Hildegard Nickel war es ganz ähnlich, wo ohne diese Netzwerke die Dinge wirklich den Bach runtergegangen wären. Insofern halte ich Netzwerke für unerlässlich, abgesehen davon, dass ich immer Freude daran habe, mich mit jemandem auszutauschen. (Christina von Braun)

Neben der professionellen und politischen Bedeutung der Netzwerke wird auch immer wieder die produktive Kollegialität genannt, die geholfen hat, institutionell etwas zu bewegen. Damit wenden sich die Kolleginnen gegen die häufig kolportierte Meinung, dass unweigerlich »Zickenstreit« zu erwarten sei, wo immer Frauen zusammenkommen.

Und wir Kolleginnen der Fakultät setzten uns auch zum Beispiel ein, zwei Mal im Jahr zusammen, haben gegessen, getrunken und alles Mögliche miteinander verhandelt. Diese Frauentreffen wurden von allen geschätzt. [...] Insofern war eine gute, vertrauensvolle Grundstimmung da, was ich sehr wichtig finde, eine Basis, wo dann auch Anliegen mitgetragen werden, wenn man institutionell etwas bewegen möchte. (Cillie Rentmeister)

Es gibt so ein Klischee, dass Frauen nicht miteinander können und dass das ein Zickenkrieg ist. Ich habe die Erfahrung in den Netzwerken der Frauen- und Geschlechterforschung, in denen ich war, höchst selten gemacht. Für mich waren das nie die bestimmenden Erfahrungen, sondern für mich waren die bestimmenden Erfahrungen, dass man sehr produktiv zusammenarbeiten kann und dass man da eine Form von Solidarität erfährt, die ich unter den gemischt zusammengesetzten Arbeitsgruppen, in denen ich einen großen Teil meiner wissenschaftlichen Karriere verbracht habe, in der Weise nie erfahren habe. (Irene Dölling)

Es war einfach toll, anregend und sehr friedlich – es gab keinen Zickenstreit bei uns. [...] Im Gegenteil. (Gudrun-Axeli Knapp)

Diesen Erfahrungen von Freundschaft, Solidarität und Unterstützung innerhalb von Frauennetzwerken stehen aber durchaus auch gegenseitige Erfahrungen gegenüber. Konkurrenz und Missgunst, Rivalitäten und Kämpfe um knappe Ressourcen, um Deutungshoheit und Entscheidungsmacht gibt es unter Frauen ebenso wie unter Männern. Die Hochschulen sind ein Kampfplatz, auf dem alle Mitglieder unabhängig vom Geschlecht um Anerkennung und Ansehen ringen. Oft ist es die Unsicherheit, die aus der Ungewissheit über das Erreichte erwächst, die dem Kampf zur Durchsetzung eigener Interessen oder der Interessen der eigenen Gruppe eine besondere Härte verleiht.

Ein großes Problem, finde ich, ist die Rivalität unter Frauen. Das ist ein Riesenproblem mit Sicherheit in meiner ganzen Laufbahn, seitdem ich diesen Schwerpunkt habe. Da gibt es wirklich dunkle Kapitel, die ich auch nicht bereit bin zu entschuldigen. Ich kann es zwar analysieren und sagen, wir sind als Frauen historisch sehr spät überhaupt erst da hingekommen, im Feld der Universitäten und Wissenschaft überhaupt auftreten zu dürfen und mitzuspielen. Ich denke, viele meiner Kolleginnen wollten dann auch wer sein auf einer Position. Es sind eben Dinge passiert, die ich einfach unentschuldbar finde. (Magdalene Heuser)

Die Soziologin Ilona Ostner erinnert sich in diesem Kontext auch an eine lang zurückliegende Erfahrung mit einer Gruppe von Kolleginnen an der Universität Bielefeld, die Ende der 1970er-Jahre ihre Position zum Thema »Autonomie versus Institution« in der Zeitschrift *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis* veröffentlichte und damit eine heftig geführte Kontroverse auslöste. Es ging in dieser Debatte im Kern darum, ob der Weg durch die Institutionen lediglich Unterwerfung erzwingt oder auch Widerstand und Veränderung ermöglicht. Hinzu kam die ebenso kontroverse Auseinandersetzung über den von der Bielefelder Sozialwissenschaftlerin Maria Mies 1978 unter dem Titel *Methodische Postulate zur Frauenforschung*

veröffentlichten Text (Mies 1978), in dem Parteilichkeit, kritische Selbstreflexion und Interdisziplinarität zum erkenntnistheoretischen Programm der Frauenforschung erklärt wurden.²⁶⁸ Diese Diskussionen wurden zum Teil sehr aggressiv und ausschließend geführt. Ilona Ostner denkt an ihre Kollegin Lerke Gravenhorst,²⁶⁹ die damals auch für den Gang durch die Institutionen plädierte und dafür von Mitgliedern der Gruppe »Frauenforschung in den Sozialwissenschaften«, die sich auf dem 19. Soziologentag der Deutschen Gesellschaft für Soziologie 1979 in Berlin ad hoc gegründet hatte, scharf attackiert wurde.

Sehr negativ war damals diese [...] Gruppe, die in den *Beiträgen* veröffentlicht hat, die die Lerke [Gravenhorst] damals in Berlin 1979 so aufgemischt hat, so aggressiv. Ich habe mich auch gefürchtet vor bestimmten Frauengruppen. [...] das waren die Bielefelder Gruppe und auch Teile vom DJI [Deutsches Jugendinstitut München], die richtig aggressiv damals waren. (Ilona Ostner)

Die befragten Genderprofessorinnen haben Frauennetzwerke teilweise als hilfreich und förderlich, teilweise aber auch als hemmend erlebt. Die Frauennetzwerke dienen dazu, den wissenschaftlichen Diskursen und politischen Debatten einen strukturierten Rahmen zu geben und voranzutreiben, sie können aber auf der Ebene der persönlichen Denkentwicklung mit der Zeit auch zu einer »Fessel« werden – vor allem dann, wenn im Namen

268 Zu dieser Diskussion siehe auch die Beiträge des Symposions »Methoden in der Frauenforschung«, die 1983 von der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin ausgerichtet wurde (dokumentiert in Zentraleinrichtung 1984). Eine konzentrierte Zusammenfassung der Diskussionen über Methodologie und Methoden in der Frauenforschung in den 1980er-Jahren aus aktueller Sicht ist in Aulenbacher/Riegraf 2009 nachzulesen.

269 Die Sozialwissenschaftlerin Lerke Gravenhorst (Jg. 1942), Professorin der University of Minnesota, arbeitete von 1976 bis 2001 im Deutschen Jugendinstitut München. Sie hat sich im Rahmen der »Sektion Frauenforschung« in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie für die Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung in Deutschland eingesetzt und war Mitbegründerin der 1986 gegründeten Frauenakademie München (FAM). In einer E-Mail vom 24.10.2014 an die Autorin bestätigte sie die Einschätzung von Ilona Ostner und fügte hinzu: »Ich bin überzeugt davon, dass es richtig war, feministische Ansprüche an die vorhandenen Wissenschaftsinstitutionen zu stellen, d.h., Ressourcen und Anerkennung für einmischendes, veränderndes Denken über gegebene und zu kritisierende Geschlechterverhältnisse zu fordern. Der Gefahr der Randständigkeit und des Verschwindens sich autonom verstehender Orte feministisch angeleiteten Denkens und Forschens musste begegnet werden. Aber bis heute haben weder der Weg der ›Autonomie‹ noch der ›Integration‹ das Kernproblem für kritische Frauen- und Geschlechterforschung wirklich lösen können [...]. Frauen- und Geschlechterforschung sind in diesem inhaltlichen Zusammenhang doch wohl Tropfen auf dem heißen Stein geblieben.«

der Frauen- und Geschlechterforschung eine Gemeinsamkeit beschworen wird, die es real so nicht (mehr) gibt, wie Christel Eckart meint.

Ich habe in den letzten Jahren erlebt, dass es irgendwann mal inhaltlich nicht mehr besonders hilfreich ist. Es gibt dann wirklich auch Prozesse, wo das inhaltlich zu einer Fessel wird, vor allem dann, wenn immer wieder in den Konflikten die Gemeinsamkeit, die immer spröder wird, die Geschlechterforschung oder die Frauenforschung für irgend etwas beschworen wird, wo du dich fragst: Wozu, außer dass es noch einen Rahmen gibt, den man nach außen – und wem gegenüber eigentlich – mit Bedeutung [...] [füllen] will? Das ist eine Fessel und es entstehen auch Tabus und Denkhemmisse. (Christel Eckart)

In einem ähnlichen Sinne argumentieren auch Irene Dölling und Margrit Brückner, wenn sie dafür plädieren, perspektivisch die »Schnittstellen« mitzudenken, die die Frauen- und Geschlechterforschung mit anderen Fächern und Denkansätzen teilt, und sich auch für andere Netzwerke zu öffnen.

Ich denke, dass die [Frauennetzwerke] nach wie vor wichtig sind. In Zeiten, wo im Grunde genommen ohne Netzwerke überhaupt nichts geht, [...] denke ich, dass Frauennetzwerke ihre Berechtigung haben. Ich würde sie aber nie isoliert betrachten wollen, sondern immer versuchen zu gucken, wo sind die Schnittstellen, [...] wie kann man sich auch gleichzeitig in andere Netzwerke integrieren, um da Einfluss zu nehmen, beziehungsweise sich aus der eigenen eingeschränkten Perspektive herauszukommen. [...] Ich halte alles für problematisch, was darauf zielt zu sagen: »Wir machen hier unser Netzwerk und was drum herum passiert, das interessiert uns dann eigentlich nicht mehr«. Das finde ich höchst problematisch. (Irene Dölling)

Aber mir war immer auch wichtig, von Anfang an doppelt organisiert zu sein. Ich war als Studentin und auch später immer in linken Netzwerken – Frauen und Männer – und in Frauennetzwerken organisiert. Das war mir wichtig, deswegen wollte ich auch nie die Soziologie aufgeben. Ich bin Soziologin und darin Frauenforscherin. Mir war immer diese doppelte Verankerung wichtig. Vielleicht habe ich das deswegen auch nicht so erlebt, dass mir die Frauen- und Geschlechterforschung irgendwas erschwert, weil ich mich auch immer in diesen Netzen bewegt habe. (Margrit Brückner)

4.1.13 Rückblicke auf die eigene Hochschultätigkeit

Würden die Hochschullehrerinnen, die viele Jahre in einer Hochschule gelehrt und geforscht haben und die Strukturen wissenschaftlicher Institutionen von innen heraus kennen, rückblickend betrachtet den beruflichen

Weg, den sie gegangen sind, noch einmal so gehen? Diese Frage unterstellt eine Stringenz und eine Planbarkeit des eigenen Lebenslaufes, die es so nicht gibt, und nicht selten gibt weniger ein konkretes Ziel die Richtung vor als vielmehr das Wissen darum, was *nicht* gewollt wird.

Ich glaube überhaupt nicht, dass es eine Laufbahn gibt. Ich glaube, dass man wie so eine Kugel auf eine Bahn geschossen wird und dann kommt etwas dazwischen, es kann positiv sein, dann wird man woanders hingeschoben. Natürlich hat man Potenzial. Natürlich ist das Leben auch ein Projekt innerhalb der Bahn. Das war bei mir eher so, was ich nicht will. Ich wusste immer sehr früh, was ich nicht will und daraus hat sich ergeben, was möglich war. Ich wusste immer, ich will keinen Vorgesetzten haben, das ertrage ich nicht, und ich will meine Zeit frei einteilen und ich will auch Phasen des Elfenbeinturms haben. Das wusste ich sehr früh. Das war der Grund, warum ich in die Uni gegangen bin. [...] Ich hätte auch ewig in einem Forschungsinstitut bleiben können. [...] Ich sehe das Leben nicht als etwas Planbares, aber ich denke, dass es ein ganz guter Kompass ist, wenn man genau weiß, was man nicht will. (Ilona Ostner)

Im Rückblick wird gerne ein Roter Faden durch den eigenen Lebenslauf gezogen, um ihm Sinn und Bedeutung zu verleihen. Autobiografische Schilderungen sind »hochaggregierte zusammenfassende Sinnkonstruktionen« und immer auch Interpretationen und Post-hoc-Rationalisierungen (Kohli 1981: 438, zit. in: Riesmeyer/Huber 2012: 21). Es gehört zu den Binsenweisheiten, dass bei biografischen Schilderungen keine objektiven Wahrheiten erwartet werden können, aber als Teil der Selbstdarstellung sind die Beschreibungen in jedem Falle subjektiv wahr.

Den Befragten fiel es offensichtlich schwer, eine eindeutige Antwort auf die Frage zu finden, und für etliche von ihnen macht es zudem einen großen Unterschied, ob sie sich unter den damaligen oder den heutigen Bedingungen erneut entscheiden müssten. So kommt die Historikerin Gisela Bock zu dem Schluss, dass sie sich in Kenntnis der Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung in den vergangenen vier Dekaden, also aus aktueller Sicht, eher für ein anders Studienfach entscheiden würde. Auch wenn ihr die Frauen- und Geschlechtergeschichte nach wie vor »am Herzen« liegt, würde sie sich heute nicht mehr auf eine Stelle mit einer Denomination für »Genderstudies« bewerben.

Schwierig. Es ist etwas, worüber man im Alter sowieso nachdenkt. Man muss dazu fragen: unter den heutigen Bedingungen oder den damaligen Bedingungen? Unter den damaligen Bedingungen ja, unter den heutigen Bedingungen vielleicht nicht. Aus zwei Gründen. Zum einen ist mein Fach, die Geschichtswissenschaft, von so vielen Moden und »Turns« durchkreuzt und durchzogen worden, die totale Inno-

vation versprechen, aber der Erkenntnisgewinn ist oft bescheiden. Ich sehe die »Turns« hauptsächlich als Vehikel dafür, öffentliche Aufmerksamkeit und eine bessere Platzierung in der Konkurrenz zu erreichen. Aus dieser Perspektive halte ich es für denkbar, dass ich mich heute, wäre ich noch jung, eher für ein Studium von Mathematik und Naturwissenschaften entscheiden würde, die um 1960 und bis zum Studienbeginn meine Leidenschaften waren. Von Geschichte und historischer Erkenntnis halte ich nach wie vor überaus viel. [...] Die Frauen- und Geschlechtergeschichte liegt mir natürlich nach wie vor am Herzen. Aber ich näherte mich der Meinung, dass ich mich auf eine Stelle mit der Denomination »Gender-studies« –(die dann noch, echt deutsch, in *einem* Wort geschrieben wird – nicht bewerben würde. Zur Zeit meiner Bewerbungen gab es das ja auch noch nicht. Ich sehe da eine Tendenz, diesen Begriff »Gender«, um den ich mich natürlich seit dreißig Jahren viel gekümmert habe, vor allem wenn ich Englisch spreche, und dessen Verhältnis zum deutschen Begriff »Geschlecht« ich oft diskutiert habe, gänzlich anders zu verwenden, als ich es getan habe und tue. Wenn eine Stelle, die man als »Genderstudies« bezeichnen könnte, nicht genau definiert ist – also zum Beispiel »Geschichte der Frauen und Geschlechterbeziehungen in dieser oder jener Zeit, in dieser oder jener Weltgegend« – würde ich sie als Historikerin nicht wirklich ernst nehmen. Und ob man in den USA »gender studies« sagt oder in Deutschland »Genderstudies«, macht für mich einen beträchtlichen Unterschied. (Gisela Bock)

Die Soziologin Christel Eckart kann die Erfahrungen vergleichen, die sie zuerst über viele Jahre in einem Forschungsinstitut und anschließend an einer Universität gemacht hat. Vor diesem Hintergrund kommt sie zu dem Schluss, dass sie sich heute anders entscheiden und nicht mehr auf eine Stelle an einer Universität bewerben würde.

Mit dem, was ich heute weiß, nein. Ich glaube, ich würde nicht an die Uni gehen. Da ist dann die Frage: »Was willst du denn sonst machen?« Ich habe damals nicht gewusst, was ich sonst machen könnte. Ich war auch nicht in der Verfassung [...] [und hatte nicht den] Elan, dass ich selber irgendwas gegründet hätte. Es ist jedenfalls gescheitert, solche außeruniversitären Einrichtungen zu verfolgen. (Christel Eckart)

Könnte sie noch einmal wählen, würde sich auch die Romanistin Helga Grubitzsch nicht erneut für eine Hochschullaufbahn entscheiden. Sie hat sich im Laufe der Zeit zur Bioenergetikerin, Suchtberaterin und Kursleiterin für Poesie- und Bibliotherapie ausgebildet, hat sich selbstständig gemacht und bietet seit 2001 Seminare zum kreativen und (auto)biografischen Schreiben an:

Wenn ich heute wählen könnte, würde ich anders wählen, aber mit meiner Lebenserfahrung und an dem Punkt, wo ich jetzt bin. Da würde ich wählen, was ich

mir jetzt gewählt habe: kreativ zu sein, nicht in einer Hierarchie zu stecken, nicht in einer Institution, die männerdominiert ist, zu sein, sondern selbstbestimmt arbeiten zu können. Im Moment liegt mir das viel mehr. Ich hätte mir genauso gut vorstellen können, Journalistin zu werden. Ich hätte mir nicht gut vorstellen können, Lehrerin zu werden. Ich glaube, da war ich auch mit der Institution nicht so im Reinen. Ich finde es schön, dass es so gekommen ist, wie es gekommen ist. (Helga Grubitzsch)

Einige Gesprächspartnerinnen erinnern sich an Phasen, die hart waren und die sie sich gerne erspart hätten, doch sie mussten Entscheidungen treffen, was immer auch bedeutet, auf andere Optionen zu verzichten.

Ja, doch. Wenn ich auf mein Leben zurückblicke: Es war sehr spannend. Ich möchte nicht unbedingt all die sehr schwierigen Situationen nochmal durchlaufen. Ich habe erstes und zweites Staatsexamen, promoviert, habilitiert, viel veröffentlicht, bin viel gereist und kam dann in eine Zeit hinein, wo es sehr schwer war, eine Professur zu bekommen. Ich hatte zweimal einen Listenplatz eins, zweimal einen zweiten und einmal einen dritten. Das war jetzt der dritte erste Listenplatz, und dann erst hat es mit der Professur geklappt. Das waren schon sehr unsichere und harte Zeiten. Bei meiner Verabschiedung habe ich gesagt: »Die Uni war mein Leben«. Doch, wenn ich zurückblicke, gab es viele Möglichkeiten. Ich möchte jetzt nicht mehr so hart arbeiten und alles auf Beruf abstellen. Kinder hätte ich mir auch nicht erlauben können bei der Arbeit und den vielen Reisen, die ich gemacht habe. Ich hatte Angst, ich hätte beides nicht schaffen können, das bedaure ich jetzt. Aber so ist es halt. (Renate Nestvogel)

Bei zwei Kolleginnen, die mit ihrer Zeit an der Hochschule grundsätzlich zufrieden sind, zählten vor allem die Jahre zu den schwersten, in denen sie an ihrer Habilitationsschrift gearbeitet haben.

Was ich vielleicht nicht noch mal machen würde, ist die Habil. Wenn ich gewusst hätte, das brauche ich nicht unbedingt, hätte ich mir das gespart. Das war eine harte Schule [...] (Dagmar Schultz)

[...] Es war schon eine sehr zufriedenstellende Tätigkeit, trotz aller Schwierigkeiten. Die Habilitation war ganz heftig. (Elisabeth de Sotelo)

Die unvermeidlichen Schwierigkeiten und Ambivalenzen eines jeden beruflichen Werdegangs können im Nachhinein auch als eine Herausforderung angesehen werden, die es zu meistern galt und aus der Stärke gewonnen wurde. Das gilt auch für etliche der Befragten.

Ich glaube, die Frage kann man sehr schwer beantworten, weil das andere Bedingungen wären, unter denen man sich entscheiden müsste. Aber wenn dahinter die Frage steht, ob ich es bereue oder es mit Einschränkungen sehe, dass ich mich

irgendwann für Frauen- und Geschlechterforschung entschieden [habe], einen Schwerpunkt darauf zu legen, nein. Bei allen ambivalenten Erfahrungen, auch dass man damit fertig werden muss, dass man im Wissenschaftsfeld eben isoliert ist und sich darauf verlassen können muss, dass man eine Stärke nur dadurch gewinnt, dass man sich mit anderen, die genauso am Rande stehen, zusammentut. Aber das ist eben auch eine Form von Stärke. (Irene Dölling)

Ich wüsste nicht, wo ich die Einschränkung machen soll. Natürlich fällt mir einiges ein, was nicht leicht war oder wo ich manchmal staune, woher die Energie kam, das alles gleichzeitig zu machen, was ich gemacht habe, einschließlich der Themenwechsel alle zehn Jahre – und das bei freischaffendem Lebenserwerb über lange Zeiten. Aber ich finde die Choreografie, seit nun zwanzig Jahren in einem Umfeld zu sein, wo ich beispielsweise die Freiheit des Denkens und der Lehre wirklich genießen konnte, und dies auch noch im neuen Bundesland Thüringen, wieder einmal getragen von einer Aufbruchsstimmung, ein großes Privileg. Ich freue mich, solch produktive Zeit erlebt zu haben. Insofern, die Orchestrierung meiner Laufbahn, anzufangen als Freischwebende in einer Partitur mit vielen, vielen verschiedenen Instrumenten, die alle gleichzeitig spielten, und dann als Hochschullehrerin sich auf drei oder vier Instrumente zu konzentrieren – das war gut. (Cillie Rentmeister)

Zwei Hochschullehrerinnen denken rückblickend darüber nach, ob ihre akademische Laufbahn optimaler verlaufen wäre, wenn sie ihr eine zielgerichtete, strategische kluge und offensive Planung zugrunde gelegt hätten.

Also, [...] wenn ich jetzt am Anfang stehen würde, dann würde ich meine Themen, das, wofür ich mich interessiere, offensiver vertreten. Ich war zwar immer aufmüpfig, aber eben nicht wirklich strategisch klug. Ich würde mich heute höchstwahrscheinlich strategisch klüger verhalten, um einfach mehr zu erreichen. Weil ich denke, man hätte mehr erreichen können, sowohl für mich als auch für die Sache selbst. [...] aber ich wollte auch nicht wirklich den Streit. Ich hatte auch keine Lust, mich immer aufzureiben. Ich muss dazu sagen, wenn ich jetzt so die alten Fotos sehe, ich sah auch nicht aus wie eine Professorin. Ich sah immer wahnsinnig jung aus. Es ist mir noch in Hamburg passiert, wenn ich am Kopierer stand, dass mich Leute weggedrängelt haben. Ich habe das sozusagen nicht ausgestrahlt. Meine Position fand ich natürlich damals immer klasse. Aber letztlich würde ich sagen, das war dumm von mir. Ich hätte damals mehr mit den Pfunden wuchern müssen. [...] Heute würde ich sagen, man muss sich unabhängig äußerer Zeichen als Autoritätsperson darstellen. (Inge Stephan)

Wenn ich zurückgucke, versuche zu rekapitulieren, was habe ich da so gemacht; dann ist mir eben selber aufgefallen, dass ich unter ganz aktuellen Gesichtspunkten der Karrierebewusstheit, der eindeutigen Zielbestimmtheit nicht sagen kann, dass ich das gemacht und auch gelebt habe. Und dann frage ich mich manchmal: Würdest du es vielleicht jetzt doch etwas zielgerichteter machen? Ja, sage ich dann,

vielleicht. Aber ich denke, das, was ich in Frankfurt dann doch alles mitgemacht und erlebt habe und die vielen Menschen, die ich da kennengelernt habe, das sind so schöne auch Arbeitsbeziehungen, so interessante Freundschaften auch, die da entstanden sind, dass ich das ganz gewiss nicht missen möchte. [...] Ja, ja, und wir haben was bewegt. (Brita Rang)

Die Mehrheit der Befragten würde sich wieder für eine akademische Laufbahn entscheiden, auch wenn mit der Position einer Hochschullehrerin allerlei Belastungen wie beispielsweise ein hohes Ausmaß an administrativen Aufgaben verbunden sind; sie würden auch erneut einen Schwerpunkt auf Frauen- und Geschlechterforschung legen.

Ja, ohne Einschränkung. – Was wir an Gutachten schreiben müssen, was wir an bürokratischem Kram erledigen müssen, aber das geht allen Kolleginnen und Kollegen so, geht unheimlich ans Eingemachte – der Kraft, der Zeit und so weiter und ist meiner Ansicht nach auch etwas, was nicht der Universität zugutekommt, dass Leute dann ihre Kraft in so was, in so eine Administration hineinstecken. [...] aber das ist das Einzige, wo ich manchmal denke, mir hängt es bis dahin, die Verwaltungsaufgabe. (Christine von Braun)

Ich würde das genauso machen. Ich kann nicht sagen, hätte ich ein anderes Thema, ein anderes Fach gewählt, wäre es besser gelaufen. (Hildegard M. Nickel)

Ich kann mich nicht an Wegscheiden erinnern, von denen ich nachträglich sagen würde: Wärest du nur links gegangen, statt rechts zu gehen. Ich habe es so gemacht. Es ist gut gewesen. (Barbara Duden)

Mir hat es schon sehr viel Spaß gemacht. Ich fand es natürlich auch sehr anstrengend, aber ich fand es auch sehr interessant. Dadurch, dass ich relativ stark politisch engagiert war, einfach von Anfang an, und auch – aus welchen Gründen auch immer – relativ stark in Situationen reingegangen bin, wo es auch [...] heftig hin und her ging, gab es ständig neue Fragen. Man ist sehr lebendig geblieben in den Fragestellungen. Es gab dauernd Neues. (Birgit Rommelspacher)

Einige der Genderprofessorinnen sprechen auch im resümierenden Rückblick auf ihre wissenschaftliche Laufbahn von der Chance und von dem Glück, die sie mit ihrem beruflichen Lebensweg verbinden.

Ich würde einige Dinge natürlich anders machen mit dem Wissen von heute. Aber ich empfinde das doch als einen Glücksfall, Engagement in der Gesellschaft, wo ich wirklich Wandel auch sehen kann, und eine solide Position und Einflussnahme in der Wissenschaft verbinden zu können. Das würde ich schon als ganz optimal empfinden. (Carol Hagemann-White)

Also, ich bereue überhaupt nichts. Ich finde schon, dass ich auch sehr viel Glück gehabt habe, dass ich in diese Phase des Aufbaus der Gender Studies hineinge-

kommen bin, dass ich die Chance hatte, das zu machen. Ich bin ein ausgesprochen glücklicher Mensch im Rückblick auf meine Laufbahn. (Ute Gerhard)

Die Frauenforschung bot auch Irene Dölling die Chance, in der DDR der 1980er-Jahre ein eigenes wissenschaftliches Feld zu besetzen.

Ich hatte mit der Frauenforschung in den Achtzigerjahren mein eigenes Feld, was auch ein ziemliches Alleinstellungsmerkmal zu DDR-Zeiten war, was einem auch bestimmte Vorteile und Privilegien brachte. Wann kriegte man schon als DDR-Wissenschaftler eine Einladung in die USA? Da musste man schon in den Naturwissenschaften besonders gut sein. Aber ich hatte mit der Frauenforschung auch ein Feld [...], was im Westen Interesse hervorrief. (Irene Dölling)

Nur eine Gesprächspartnerin sagt dezidiert, dass sie durch die Beschäftigung mit der Frauen- und Geschlechterforschung zwar viel gelernt, aber auch einen »Karriereknick« erfahren habe. Aus diesem Grunde kommt sie zu dem Schluss, sie hätte besser nicht in die Frauen- und Genderforschung gehen sollen.

Ich sage das ganz offen, ich hätte nie in die Genderforschung gehen sollen. Es hat mir einen Knick gegeben in der Forschung, in der Ökonomie und insbesondere, weil ich eben nicht diesen Genderaspekt gemacht habe, sondern mehr die Ökonomie. [...] Ich bin Makroökonomin mit Leib und Seele. [...] Ich lebe für dieses Gebiet. Ich wäre viel weiter gekommen, wenn ich das nicht gemacht hätte. Trotzdem würde ich dazu stehen, was ich gemacht habe, also einerseits ein Karriereknick, andererseits hab ich unheimlich viel gelernt. (Brigitte Young)

4.2 Wissenschaftliche und politische Bedeutung von Genderprofessuren

Welche Bedeutung haben die Genderprofessuren für die Entwicklung der theoretischen Diskurse in der Frauen- und Geschlechterforschung? Wie wichtig sind sie für die strukturelle Verankerung des sukzessiv erworbenen Gender-Wissens in den verschiedenen Fachdisziplinen? Tragen sie dazu bei, die Sichtbarkeit und Akzeptanz dieses wissenschaftlichen Feldes in Forschung und Lehre zu erhöhen? Welche Bedeutung haben sie für die Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses? Diese Kernfragen standen im zweiten Teil des Interviews im Mittelpunkt. Dabei wurden die Interviewpartnerinnen gebeten, zunächst eine allgemeine Einschätzung der

wissenschaftlichen und politischen Bedeutung von Genderprofessuren zu geben, sowohl im Rückblick als auch mit Blick auf die Gegenwart.

4.2.1 Genderprofessuren im Kontext der Frauenbewegung

Eine Mehrzahl der Befragten verortet die Einrichtung von Genderprofessuren zunächst im Kontext der sozialen Bewegungen, die Ende der 1960er-Jahre entstanden sind und sich gegen das restaurative und autoritäre Klima der damaligen Bundesrepublik richteten. Zu diesen Protestbewegungen gehörten auch die Neuen Frauenbewegungen.

[...] und das ist ja kein Zufall, dass mit der entstehenden Frauenbewegung sich auch die wissenschaftliche Beschäftigung mit diesem Thema entwickelt hat. Das war auch die Zeit, in der Frauen in erhöhtem Maße an die Unis kamen. Und in dem Augenblick, wo man sich darauf einlässt, in diesem Feld mitzuspielen [...], den Schritt geht zu sagen, das muss jetzt auch wissenschaftlich untermauert werden, wir müssen also wissenschaftliche Argumentation dafür finden oder die Ursachen benennen, warum zum Beispiel die Hausarbeit [...] überhaupt nicht anerkannt wird. In dem Augenblick, wo ich mich entschließe, das nach den Regeln der Wissenschaft zu erforschen, hat das eine Eigendynamik. Ich denke, dass die wissenschaftliche Beschäftigung – und das heißt auch, man muss sich das als spezielles Feld zu eigen machen und sehen, wie man da einen eigenen Begriffskanonon, eigene Konzepte entwickelt, die in der Lage sind, das nach den Regeln der Wissenschaft auf einen Begriff zu bringen – unbedingt richtig und notwendig war. Insofern auch die Einrichtung von Genderprofessuren, die die wissenschaftliche Beschäftigung damit vorangetrieben haben [...]. Solange es Frauenforschung war, in dem Sinne, wie es angefangen hat, und die ersten Professuren für Frauenforschung waren, war das immer noch sehr stark vom politischen Impetus gespeist. (Irene Dölling)

Auch wenn der Begriff »Frauenforschung« heute vielen als zu eng und rückwärtsgewandt gilt und er weitgehend aus dem Vokabular der Geschlechterforschung oder der Gender Studies gestrichen wurde, ist er aus dem Bewusstsein der hier Befragten noch längst nicht verschwunden. Für die Beantwortung der Frage nach der wissenschaftspolitischen Bedeutung der Professuren für diesen Lehr- und Forschungsbereich ist er ein wichtiger Bezugspunkt geblieben.

Ich finde die Frauenforschung nach wie vor wichtig. Ich habe auch immer gesagt, dass die Genderforschung die Frauenforschung nicht ablöst, dass das nicht so ein Stufenmodell ist, sondern dass das eben verschiedene Bereiche sind, die sich aber gegenseitig stützen müssen und sich gegenseitig befruchten können. Ich gehe auch

davon aus, dass feministische Forschung nicht das Gleiche ist wie Frauenforschung. Ich gehe wirklich davon aus, dass das verschiedene Felder sind. Ich habe mich immer als feministische Forscherin verstanden, die auf der einen Seite ein Interesse an der Frauenforschung hat, [...] Entdeckung von vergessenen, marginalisierten Frauen, auf der anderen Seite aber auch in die Genderforschung reingeht und sagt: Ich bin interessiert daran, wie entwickelt sich das Verhältnis von Frauen und Männern eigentlich? Gibt es irgendwie Zusammenarbeit mit Gay and Lesbian Studies oder Man Studies? Da fand ich eben den Feminismus als eine wichtige Schaltstelle. (Inge Stephan)

Ein Großteil der ersten Genderprofessorinnen hat die Frauenbewegung der 1970er-Jahre als Studentin oder Assistentin erlebt. Später, mit der Autorität einer Professur im Hintergrund, konnten sie die Themen der Frauenbewegung nachdrücklicher in die theoretischen Debatten der jeweiligen Fachdisziplin einbringen. Die Soziologin Hildegard M. Nickel nennt beispielhaft das Konzept der »doppelten Vergesellschaftung«, das Regina Becker-Schmidt Mitte der 1980er-Jahre zur Diskussion stellte (Becker-Schmidt 1987).²⁷⁰ Damit versuchte sie theoretisch zu fassen, auf welche widersprüchliche und konflikthafte Art und Weise Frauen sowohl in häusliche als auch in marktvermittelte Arbeitsverhältnisse hineinsozialisiert (vergesellschaftet) werden.

In meiner Wahrnehmung ist die Entwicklung so, dass die wesentlichen theoretischen Anstöße, die überhaupt zur Wahrnehmung gekommen sind, auch in der allgemeinen Soziologie beispielsweise, von diesen Professorinnen ausgingen. [...] Ich habe diese Kolleginnen vor Augen, die zumindest als Person mit einer hohen Identifikation für das Fach gekämpft haben, zugleich mit ihren Ansätzen, Theorien, Diskussionen gezeigt haben, wie relevant, wie ernst das zu nehmen ist. Es hat lange gedauert, aber mittlerweile ist [...] [das Theorem der] doppelten Vergesellschaftung ein Grundsatz in vielem anderen. (Hildegard M. Nickel)

Über die Professuren und die Mitarbeiterinnen auf Stellen im akademischen Mittelbau wurde der Begriff »Geschlecht« zu einer fundamentalen Analysekategorie und ging in Theoriebildungsprozesse ein, die vor allem die Sozial- und Geisteswissenschaften grundlegend verändert haben.

Ich denke schon, dass der Einfluss der Frauen- und Geschlechterforschung, vermittelt über die Professuren und auch die Mitarbeiterinnen, sehr groß ist. Man kann heute nicht mehr Soziologie machen in den anspruchsvollen und avancierten Bestandteilen, ohne sich irgendwie mit der Frage sozialer Konstruktion, mit der

270 Zum Nutzen dieses Theorems für die aktuellen Debatten siehe Becker-Schmidt 2012.

Frage nach Performanz, mit der Frage nach Differenzen zu beschäftigen. (Ilse Lenz)

Das gilt vor allem für die Geschichte der frühen Neuzeit. Da hat es eine Veränderung des gesamten Blicks auf diese frühe Neuzeit gegeben durch die Befreiung von dem, was das 19. Jahrhundert an Kategorien bereitgestellt hat. Als man das weggeräumt hat, kamen ganz wesentliche neue Erkenntnisse zustande. (Karin Hausen)

Erst nach langer Zeit und zahlreichen intensiven Auseinandersetzungen haben auch die relevanten wissenschaftspolitischen Institutionen die Frauen- und Geschlechterforschung als ein ernst zu nehmendes wissenschaftliches Feld erkannt und anerkannt. Das gilt beispielsweise für die Deutsche Forschungsgemeinschaft, den Wissenschaftsrat, die Hochschulektorenkonferenz, die Fraunhofer Gesellschaft und die Max-Planck-Gesellschaft, die gleichzeitig auch die Chancengleichheit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern im Wissenschaftsbetrieb zu einem dringlichen Thema erhoben haben.²⁷¹ Zu dieser wachsenden Akzeptanz haben nicht zuletzt die Genderprofessorinnen beigetragen, insbesondere dann, wenn sie Mitglied dieser Institutionen wurden.²⁷²

Sie haben auf jeden Fall praktisch bewirkt, dass die DFG diese Fragestellung jetzt auch immer einfordert [...]. Sie haben auf theoretischer Ebene doch einige Türen [...] geöffnet, zum Beispiel in der Wissenschaftsgeschichte. Also, wenn jemand wie Thomas Kuhn²⁷³ sagt, [...] das Aufkommen der Geschlechterfrage sei der wichtigste Paradigmenwechsel in der Wissenschaftsgeschichte, dann siehst du schon, dass da was angekommen ist und dass da tatsächlich was in Frage gestellt wird und sich zumindest die Wissenschaftsgeschichte andere Fragen stellt. (Christina von Braun)

Die gewonnene Anerkennung korrespondiert mit einer erhöhten Bereitschaft der Drittmittelgeber, Forschungsprojekte aus der Frauen- und Geschlechterforschung finanziell zu fördern. Und mit der langsam zunehmenden Zahl der Personen, die auf professoraler Ebene Themen der Frauen- und Geschlechterforschung bearbeiten, erhöhen sich auch die Möglichkeiten, entsprechende Forschungsprojekte zu konzipieren und Anträge auf finanzielle Förderung zu stellen.

271 Die genannten Institutionen starteten eine Offensive zur Chancengleichheit von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern mit einem Anreiz- und Gratifikationssystem. Eine Mittelvergabe wird an die Erfüllung von Kriterien der Chancengleichheit gebunden.

272 Zur Senatskommission für Frauenforschung, die Anfang der 1990er-Jahre in der DFG wirkte, siehe Kapitel 4.1.7, S. 142f.

273 Siehe Anm. 79.

[...] weil dadurch natürlich mehr Frauen in Positionen gekommen sind, wo sie tatsächlich nicht nur nebenbei und stiekum [heimlich], sondern hauptamtlich in diesen Bereichen arbeiten konnten. Es hängt auch sehr viel damit zusammen, dass die DFG sich zumindest schrittweise öffnet. Das ist immer noch schwierig genug, aber dass es zum Beispiel bei [der] Bosch[-Stiftung], [der] Volkswagenstiftung und anderen Interesse an diesen Themen gibt. Das heißt, man kriegt auch mit Gender, mit Frauenforschung Geld [...]. Das hängt auch mit diesem ganzen Aufbau dieser Netzwerkprofessuren zusammen. Das ist ja nicht im freischwebenden Raum, sondern das gehört in diesen Kontext hinein. (Sabine Hering)

Die Einrichtung der Genderprofessuren erhöhte die Sichtbarkeit nicht nur der Frauen- und Geschlechterforschung, sondern auch der Frauen als Lehrende und Forschende in den wissenschaftlichen Institutionen und Fachdisziplinen.

Nun sind die Genderprofessuren zu einer Zeit eingerichtet worden, als es sehr wenige Professorinnen gab. Als ich 1990 nach Essen kam, waren sieben Prozent Frauen unter den Professoren. Die Genderprofessuren waren auch dazu da, Frauen sichtbar zu machen und mehr Frauen an Universitäten und in Professuren hineinzubringen. (Renate Nestvogel)

So eine Professur wie die von Ilona Ostner, aber noch mehr wie die von Ute Gerhard, war bundesweit wichtig, um sichtbar zu werden. Da haben gerade solche Lehrstühle, was ja nur die C4-Professuren sind, eine große Rolle gespielt. Aber auch in den Fachhochschulen hat die Sichtbarkeit von Frauen- und Geschlechterforschung, die ja zum Teil an den Fachhochschulen viel breiter als in den Universitäten verankert ist, eine große Rolle für die Wahrnehmung dieser Themen gespielt, und spielt sie noch. (Margrit Brückner)

Für die Betreuung der Studierenden, die sich mit Themen der Frauen- und Geschlechterforschung befassen und sich in diesem Feld weiter qualifizieren wollen, spielen die Genderprofessorinnen zudem eine größere Rolle als die Kolleginnen auf den stärker fluktuierenden Mittelbaupositionen. In der Ausbildung des wissenschaftlichen Nachwuchses bilden sie »eine Stabilisierungsgarantie für einen gewissen Zeitraum« (Gudrun-Axeli Knapp). Den Hochschullehrerinnen ist es aufgrund ihrer Position in der Hochschulhierarchie auch eher möglich, für eine institutionelle Verankerung der Frauen- und Geschlechterforschung in Studien- und Prüfungsordnungen zu sorgen.

Die Professuren hatten eine große Bedeutung, weil Genderforschung auf die Weise institutionalisiert wurde und nicht einfach mehr übergegangen werden konnte. Es war keine Nische mehr, die marginalisiert war. Wenn etwas institutionalisiert ist, kann man auch eher Einfluss auf die Studienordnungen nehmen. (Renate Nestvogel)

Auch wenn die Befragten mehrheitlich den Genderprofessuren eine hohe Bedeutung für die Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung und deren strukturellen Verankerung an den Hochschulen beimesse[n], weisen auch sie wiederholt auf Kolleginnen hin, die die Geschlechterperspektive selbstverständlich in ihre Forschung und Lehre integrieren, *ohne* dass ihre Professur eine entsprechende Aufgabenbestimmung enthält. So nennt die Planungswissenschaftlerin Ruth Becker beispielsweise ihre Kolleginnen Kerstin Dörhöfer²⁷⁴ und Ulla Terlinden²⁷⁵, die ihr Wissen und ihre Professuren in Berlin und Kassel dazu nutzten, feministische Fragestellungen in die Architektur und Stadtplanung einzubringen.

Ich war bundesweit die erste Professorin mit einer Denomination in der Frauenforschung in der Planung. Aber ich war natürlich nicht die erste Frauenforscherin. Es gab vor mir zum Beispiel die Kerstin Dörhöfer in Berlin, die schon jahrelang zusammen mit Ulla Terlinden, die nach Kassel berufen wurde, [zusammengearbeitet hat]. (Ruth Becker)

Dieser Hinweis hat in den aktuellen Diskussionen über die Bedeutung und Notwendigkeit von Genderprofessuren Gewicht bekommen, insbesondere in den Fachhochschulen für Sozialarbeit. Der Anteil der Frauen in diesem Hochschultyp hat in den letzten Jahren stärker zugenommen als an den Universitäten.²⁷⁶ Der erhöhte Frauenanteil in der Professorenschaft macht es wahrscheinlicher, dass der Genderaspekt auch ohne expliziten Auftrag thematisiert wird, wie Margrit Brückner meint, die das Fachgebiet Soziale Arbeit an der Fachhochschule Frankfurt am Main vertreten hat.

Die Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich zusammenarbeite, haben alle möglichen Professuren und sind hauptberuflich Frauen- und Genderforscherinnen. Das sind in unserem Fachbereich alleine bestimmt zehn Frauen. Von den Männern gibt es ein paar, die das auch machen, aber da würde ich sagen, das ist dann für die

274 Die Architektin und Stadtplanerin Kerstin Dörhöfer war von 1986 bis 2008 Hochschullehrerin an der Universität der Künste Berlin und veröffentlichte 2004 den Band *Pionierinnen in der Architektur*.

275 Die Soziologin und Stadtplanerin Ulla Terlinden hatte von 1995 bis 2008 eine Professur für »Sozio-ökonomische Grundlagen urbaner Systeme« an der Universität Kassel inne und leitete von 2001 bis 2003 das von der DFG geförderte Forschungsprojekt »Die Wohnungsfrage muss zu einer Frauenfrage gemacht werden. Der Beitrag der alten deutschen Frauenbewegung zur Stadtplanungs- und Wohnungsreformdebatte 1880–1933«.

276 So z.B. an der Alice Salomon Hochschule Berlin. Der Anteil der Frauen bei den Professuren erreichte 2005 50 Prozent und erhöhte sich 2009 auf 72 Prozent. Damit entspricht an dieser Hochschule der Frauenanteil bei den Professuren etwa dem unter den Studierenden (vgl. *alice*. Magazin der Alice Salomon Hochschule, Wintersemester 2013/14: 19).

einer, aber nicht so ganz der zentrale Schwerpunkt. Aber von den Frauen ist das deren ganz zentraler Schwerpunkt. (Margrit Brückner)

Gender-Wissen und die fundierte Rede über die Notwendigkeit von Frauенförderprogrammen in der Wissenschaft wird mittlerweile nicht nur selbstverständlicher und selbstbewusster, sondern auch mit Autorität vorgetragen, auch von Persönlichkeiten, die keine Genderprofessur innehaben, sich aber dennoch intensiv mit Themen der Frauen- und Geschlechterforschung befasst haben.

Was mir spontan einfällt, ist eine [...] Jutta Allmendinger.²⁷⁷ Die höre ich regelmäßig in den Medien. Sie vertritt wissenschaftlich dieses starke Interesse für Frauen- und Geschlechterförderung. Ich kenne sie nicht persönlich, habe sie auch nie gesehen, aber ich höre sie sprechen mit einer Selbstverständlichkeit und einem Engagement und einem wissenschaftlichen Background, dass ich denke: Wenn das jetzt so möglich ist in dieser Öffentlichkeit, dann muss das etwas gebracht haben. Sie baut ja auf etwas auf. Sie spricht ja nicht ohne Basis, ohne Hintergrund, ohne geschichtliche Entwicklung. Ich denke, dass es aber tatsächlich bislang immer nur solche Einzelpersonen sind, solche Persönlichkeiten, die das dann mit Überzeugung und auch mit Wissen und mit Elan vertreten – dann aber doch eine starke Wirkung haben. (Johanna Bossinade)

4.2.2 Frauen- und Geschlechterforschung – ein eigenständiges Fach?

Die ersten Seminare, Kolloquien und Kongresse der Frauenforschung wurden in den 1970er-Jahren in den Sozial- und Geisteswissenschaften durchgeführt und die ersten unbefristeten Frauenforschungsprofessuren in den 1980er-Jahren in der Soziologie und Erziehungswissenschaft eingerichtet. Die Soziologie und die gesellschaftskritische Erziehungswissenschaft galten lange Zeit als die Referenzdisziplinen für die Frauen- und Geschlechterforschung. In diesen Einzelwissenschaften existieren bis heute die meisten Genderprofessuren. Diese Schwerpunktsetzung der Frauen- und Geschlechterforschung in den Sozialwissenschaften spiegelt sich auch im Prozess der Netzwerkbildung. Während sich die ersten Arbeitsgemeinschaften von Wissenschaftlerinnen in den 1970er-Jahren noch

²⁷⁷ Jutta Allmendinger ist Professorin für »Bildungssoziologie und Arbeitsmarktforschung« an der Humboldt-Universität zu Berlin und leitet seit 2007 das Wissenschaftszentrum Berlin für Sozialforschung (WZB). Schwerpunkte ihrer Forschung sind die Lebensverläufe von Frauen und Männern und die Ungleichheit der Geschlechter in der Arbeitswelt, insbesondere auch in der akademischen Arbeitswelt.

als »autonome Gruppen« verstanden, wuchs mit der Zeit die Einsicht in die Notwendigkeit, sich auch innerhalb der existierenden sozialwissenschaftlichen Fachgesellschaften zu organisieren. Die Bewegung in die traditionellen Institutionen hinein wurde von teilweise heftigen Auseinandersetzungen begleitet.²⁷⁸

1980 war dann der Soziologiekongress hier in Bremen. Da sind wir Soziologinnen zum ersten Mal aufgetreten. Da war Ilona Ostner damals führend und Carol Hagemann-White. Ilona Ostner hatte sogar einen eigenen Vortrag in der Sektion Familiensoziologie. Die haben wir dann alle geimpft. Vor allen Dingen hat sie es ermöglicht, wir haben also einen Gemeinschaftsvortrag gehalten. Das war damals auch schon verrückt. Wir haben fürchterlich gearbeitet. Und dieser Vortrag hieß »Das Interesse des Staates an der Familie ist nicht das Interesse der Frauen«. [...] Ilona Ostner wurde zu ihrem Vortrag gebeten und da sind wir alle aufgestanden. [...] Das werde ich nie vergessen, weil es mir so unangenehm war. Ich war ja auch irgendwie so sozialisiert, dass ich das eigentlich nicht konnte, so ein ungehöriges Benehmen an den Tag zu legen. Ich weiß noch, wie schwer mir das fiel. Aber wir sind dort aufgestanden und haben unseren Vortrag errungen sozusagen. Wir haben uns das Recht erkämpft, diesen Vortrag zu halten. Der ist dann nur in Kurzform irgendwo abgedruckt worden. Das war die Konstitution der Geschlechterforschung in der Familiensoziologie erst mal. (Ute Gerhard)

Die Sektionsgründungen in den etablierten Fachgesellschaften waren vor allem in den Anfängen ein wichtiger Schritt, um die feministische Kritik an der geschlechtsspezifischen Arbeitsteilung als einem Grundpfiler der gesellschaftlichen Geschlechterordnung in die sozialwissenschaftliche Forschung hineinzutragen. Auf dem 21. Deutschen Soziologentag zum Thema »Krise der Arbeitsgesellschaft«, der 1982 in Bamberg stattfand, waren es die »Sektionsfrauen«, die mit ihren Beiträgen die Diskriminierung der Frauen in der Arbeitswelt ebenso wirkungsvoll wie nachhaltig zur Sprache brachten.

278 Der Schritt in die Institutionen wurde von einem Teil der Frauen aus der »autonomen« Frauenbewegung missbilligt, nicht selten auch heftig bekämpft; siehe auch S. 44. Ute Gerhard berichtet von einer Begebenheit, die ihr als eine »traumatische Erfahrung« in Erinnerung geblieben ist. »Ich werde nie vergessen, wie ich, 1987 gerade nach Frankfurt berufen, vor das Frauen- und Lesbenplenum der Frankfurter Universität geladen wurde, um mich dafür zu rechtfertigen, dass ich nun angeblich nicht mehr zur Frauenbewegung, sondern zur anderen Seite, der Institution Universität gehörte. Es gab glücklicherweise kluge Freundinnen, die mich damit trösteten, dass ich keineswegs allen revolutionären Erwartungen gleichzeitig gerecht werden könne« (Gerhard 2008: 25, Anm. 4).

[...] in Bamberg. Da sind wir dann schon als Sektion aufgetreten und hatten ein Gemeinschaftsreferat zum Patriarchat [gehalten].²⁷⁹ Da war Doris Janshen²⁸⁰ dabei und Christine Woesler²⁸¹ und Hiltraud [Schmidt-Waldherr] und ich. Wir haben ein riesiges Referat gemacht mit ganz vielen Teilen. Die ganze Gesellschaft saß dabei. Es war ein tolles Erlebnis. (Ute Gerhard)

Die in den 1980er-Jahren von Erziehungswissenschaftlerinnen gebildete »Arbeitsgruppe Frauenforschung« wurde erst 1991, also deutlich später, als Sektion in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaften (DGfE)²⁸² anerkannt. Einige der Erziehungswissenschaftlerinnen waren zuvor auch in der Sektion Frauenforschung in der Soziologie organisiert, wie beispielsweise Sabine Hering.

Zum großen Bamberger Soziologentag war das der Push überhaupt, das Thema Frauenforschung voranzubringen. Das waren große und wichtige Treffen. Da sind auch vielen Männern die Augen aufgegangen, was [...] der Blick auf die Frauen für ein Potenzial an Erkenntnissen liefert. Das waren ganz wichtige und zentrale Sachen, auch in der Erziehungswissenschaft [...]. (Sabine Hering)

In jüngster Zeit wird verstärkt die Frage debattiert, ob die Frauen- und Geschlechterforschung, die inzwischen ein elaboriertes Gender-Wissen geschaffen hat, nicht auch als ein eigenständiges Fach im Fächerkanon der Wissenschaften etabliert und transdisziplinär verortet werden soll.²⁸³ Die Frage ist nicht neu; sie war auch schon in den Anfängen der Sektionsgründungen virulent.

Die Sektion war sicher auch wichtig. [...] durch unsere Arbeit haben wir eigentlich ein Fach institutionalisiert. Frauenforschung damals, es hieß ja noch nicht Ge-

279 Der Vortrag zum Thema »Herrschaft und Widerstand: Entwurf zu einer historischen und theoretischen Kritik des Patriarchats in der bürgerlichen Gesellschaft« ist veröffentlicht in: Heckmann/Winter 1983: 60ff.

280 Doris Janshen (1946–2009) hatte von 1990 bis 2009 eine Professur für »Soziologie mit Schwerpunkt Frauenforschung« an der Universität Duisburg-Essen inne und war Direktorin des 1997 gegründeten »Essener Kollegs für Geschlechterforschung«.

281 Christine Woesler de Panafieu war von 1881 bis 1983 Sektionsrätin der »Sektion Frauenforschung« in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie.

282 Zur »Sektion Frauen- und Geschlechterforschung« in der DGfE siehe Kaiser 2009: 66ff.

283 Siehe dazu die Überlegungen von Ute Gerhard (2008). Sie erinnert an die ersten Debatten zu diesem Thema und begründet ihre eigene Position, die sich gegen eine »transdisziplinäre Verortung« jenseits der gegebenen Disziplinen richtet. Sie plädiert dafür, »Geschlecht als Analysekategorie in alle Wissens- und Gegenstandsbereiche von Forschung und Lehre einzuführen und aus dieser Perspektive Wissenschafts-, Methoden- und Erkenntniskritik zu üben und gleichzeitig Geschlechterforschung als interdisziplinäres Studienfach und Forschungsfeld zu verankern« (ebd.: 30).

schlechterforschung. Damit hat man auch mehr Legitimation von außen gehabt. (Ilona Ostner)

Hat die Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen nach Ansicht der Befragten inzwischen einen solchen Grad an Institutionalisierung erreicht, dass von einem Fach im Sinne einer Fachdisziplin und folglich auch von einer Fach-Community gesprochen werden kann?²⁸⁴ Die Mehrheit der interviewten Genderprofessorinnen hält den Anspruch der Interdisziplinarität in der Frauen- und Geschlechterforschung für selbstverständlich. Gleichzeitig weisen sie darauf hin, dass sich die Frauen- und Geschlechterforschung und die Gender Studies mittlerweile sehr stark ausdifferenziert haben. Diese Entwicklung steht der Positionierung dieses Wissenschaftsbereichs neben den traditionellen Disziplinen entgegen und erschwert auch die Herausbildung einer Fach-Community, die die unterschiedlichen Fragestellungen und Perspektiven vereint.

Eine Community wäre eine, die sich regelmäßig trifft und sich austauscht. Das ist über die Sektion [Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie] schon gelaufen und es ist eine wechselseitige Wahrnehmung, interdisziplinär. Gleichzeitig haben wir doch eine recht hohe Zerkleinerung in die Fachdisziplinen, so dass der interdisziplinäre Austausch besonders wichtig ist. Es gibt nicht dieses große vereinheitlichende Paradigma, sondern es gibt eine große [...] Menge von Fragestellungen. (Ilse Lenz)

Der Literaturwissenschaftlerin Helga Grubitzsch zufolge konnten sich Frauenforscherinnen in den Anfangszeiten der 1980er-Jahre teilweise noch als Mitglied einer Community verstehen, das ist mittlerweile aber nicht mehr der Fall.

Ich würde eher sagen, dass sie es am Anfang war, aber jetzt nicht mehr wirklich. [...] Wenn wir uns zu einem Frauenforschungskongress getroffen haben aus den unterschiedlichen Disziplinen, dann war das wirklich wie ein Fach oder ein Feld. Da sind wir alle irgendwie ähnlich. (Helga Grubitzsch)

284 Im Jahr 2010 wurde in Berlin die »Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association« (kurz: »Fachgesellschaft Gender«) gegründet. Den Akteurinnen geht es darum, Frauen- und Geschlechterforschung respektive Gender Studies als ein *Fach* zu konturieren und eine institutionelle Struktur zu schaffen, die dieses Wissenschaftsfeld für Drittmittelgeber sichtbarer macht *und* in den vorhandenen akademischen Fächern befördert. Damit formuliert die Fachgesellschaft programmatisch die Spannung zwischen dem Anspruch der Inter- bzw. Transdisziplinarität und der Dominanz der disziplinären Strukturen. Sabine Hark stellt deshalb die berechtigte Frage, ob die Frauen- und Geschlechterforschung damit eine »Disziplin wider Willen« wird, siehe Hark 2006.

Heutzutage ist es weitaus schwieriger, eine gemeinsame Plattform für eine verstehende Auseinandersetzung und gemeinsame Aktivitäten zu finden als in den 1980er- und auch noch in den 1990er-Jahren. Karin Hausen erinnert sich an die Leichtigkeit, mit der sie mit Kolleginnen über die Frage »Wie männlich ist die Wissenschaft?« ins Gespräch kam. Die österreichische Wissenschaftshistorikerin Helga Nowotny hielt 1982 als Fellow des Berliner Wissenschaftskollegs²⁸⁵ einen Vortrag zu genau diesem Thema und erntete höfliches Schweigen. Diese »Nicht-Diskussion im Klima der Höflichkeit« wurde für einige Anwesende zur Aufforderung, nach den Gründen zu fragen. Karin Hausen hatte schließlich die Idee, »Wissenschaftsfrauen« aus den unterschiedlichen Fächern zusammenzurufen, um gemeinsam eine Tagung zu diesem Thema zu konzipieren. Die Tagung fand im Dezember 1984 im Bielefelder »Zentrum für Interdisziplinäre Forschung« statt. Die Erfahrung des mangelnden Mitlebens der mehrheitlich männlichen Kollegen im Berliner Wissenschaftskolleg führte zu einem kritischen »Nachdenken über die Institutionen, Methoden und Inhalte der Wissenschaft«,²⁸⁶ das bis heute nicht verstummt ist.

Ich erinnere mich noch gut [...] *Wie männlich ist die Wissenschaft?* Das war auch so eine Situation. Das war so einfach, miteinander eine Redeebene zu finden, auch wenn alle aus etwas ganz anderem da hingekommen waren, diese Fragen zu diskutieren und zu erörtern. (Karin Hausen)

Viele Interviewpartnerinnen nehmen eine ambivalente Haltung zu der Frage ein, ob sich die Frauen- und Geschlechterforschung als ein eigenständiges Fach etablieren soll: Einerseits ist es wichtig, dass die Gender Studies in der Scientific Community durch eine Fach-Community vertreten werden, um Beachtung zu finden und an Gewicht zu gewinnen. Andererseits ist es für die Theoriebildung und die Theorievermittlung aber ebenso wichtig, dass die Frauen- und Geschlechterforschung in den traditionellen Fächern wie Fachverbänden verankert bleibt.

Ich bin sehr ambivalent. Jenseits dieser ganzen Fachgesellschaften ist Frauen- und Geschlechterforschung sicherlich ein sichtbares, gesellschaftlich relevantes und eigenständiges Thema in der westlichen Welt, aber auch in anderen Teilen der Erde. Aber ich bin mir gar nicht sicher, ob man das zu einer Disziplin vorantreiben sollte. [...] Dann gibt es diesen Spezialbereich Frauen- und Geschlechterfor-

285 Helga Nowotny war die erste Frau unter den Fellows des 1981 gegründeten »Wissenschaftskollegs zu Berlin«.

286 Siehe das Vorwort in Hausen/Nowotny 1986: 9ff. In diesem Band sind die Beiträge der Tagung abgedruckt.

schung. Bei uns im Fachbereich wollte keine [...] nur Frauen- und Genderforschung machen. Wir sind alle verankert. Die einen sind Suchtforscherinnen, die anderen Kinder- und Jugendarbeitsforscher und so weiter, aber immer mit dem Schwerpunkt Gender. Die wollten das auch alle behalten. Und das will ich auch. Einiges scheint mir auch dafür zu sprechen, in den Erziehungswissenschaften, in der Soziologie oder wo auch immer, diese Fragen zu verankern und auch da drin zu lassen. (Margrit Brückner)

Da bin ich ganz ambivalent. Ich denke, wir brauchen eine Fach-Community, eine Fachgesellschaft [...]. Das ist ja wirklich ein leidiges Problem. Da bin ich auch Leidtragende mit unserem Genderexzellenzantrag.²⁸⁷ Wir machen immer wieder die Erfahrung, dass es keine Kompetenz gibt, die tatsächlich Genderthemen beurteilen kann. Da sitzen dann Philosophen, Ingenieurwissenschaftler et cetera. Insoweit brauchen wir das. Andererseits [...] spricht für mich immer noch sehr viel dafür, sehr stark darum zu kämpfen, dass es Gender Studies in den Fächern gibt. Das sehen andere anders. Das hängt auch sicher mit meiner Entwicklung und Verankerung zusammen. Richtig ist natürlich, man braucht darüber hinaus was. Das ist dann vielleicht eine Fachgesellschaft. (Hildegard M. Nickel)

Manche unterstützen eindeutig die Position, dass Frauen- und Geschlechterforschung in den etablierten Fächern und Fachgesellschaften eingegliedert bleiben soll. Die Fächer verfügen über jeweils eigene Perspektiven, Fragestellungen und Instrumente der Erkenntnisgewinnung; folglich kann und sollte die Frauen- und Geschlechterforschung ihrer Ansicht nach auch nicht in einer Fach-Community zusammengefasst werden.

Nicht wirklich, weil die Leute ja in irgendwelchen disziplinären Strukturen eingebettet sind. Man ist nicht einfach Frauen- oder Geschlechterforscherin, sondern man ist Soziologin mit dem Schwerpunkt sowieso. Das ist nach wie vor die dominante Struktur. Es gibt ein bisschen immer auch dazwischen, aber die dominante Struktur an den Universitäten ist immer disziplinär organisiert. [...] Also musst du auch Anerkennung in der Disziplin finden [...]. Das heißt, dass es meiner Meinung nach keine Gender-Community gibt [...]. Das hat auch was damit zu tun, wie man eine Frage anpackt. Die Perspektive, die man dazu entwickelt, ist disziplinär. Und die Methoden, mit denen man rangeht, sind disziplinär. Wo es mich graust, wo ich schreien davон laufe, sind Mathematikerinnen und Ingenieurinnen, die Geschlechterforschung machen. Die machen schlechte Fragebögen. Die denken, das kann ja jeder [...]. Das finde ich richtig schrecklich. (Beate Krais)

287 Hildegard M. Nickel war 2009 und 2010 als Vertreterin der Humboldt-Universität Berlin gemeinsam mit der Theaterwissenschaftlerin Doris Kolesch als Vertreterin der Freien Universität Sprecherin der Berliner Initiative für den Antrag eines Exzellenzclusters zum Thema »Gendered Mobilities«. Der Antrag im Rahmen der Exzellenzinitiative II wurde 2010 von der Kommission der Gutachter/innen in der DFG abgelehnt.

Für die Romanistin Renate Kroll ist es bedenklich, wenn die Spezialisierung auf Frauen- und Geschlechterforschung dazu führt, dass die grundlegenden Kenntnisse einer traditionellen Disziplin vernachlässigt werden.

Wie ich es verstehe, sind die Gender Studies eine Differenzierung des Kanons. Ein eigenes Fach daraus zu machen, halte ich [...] für problematisch, weil, das gehört zur allgemeinen Forschung. Das ist keine getrennte Forschung, obwohl sie sich oft so anlässt, als ob das schon ein eigener Bereich wäre. Es kann sich verselbständigen, aber da würde ich gar keine strikte Meinung abgeben wollen. Das wird sich entwickeln. Aber man sollte nicht aus den Augen verlieren, dass das zum jeweiligen Fach, Romanistik, Anglistik, Germanistik, gehört, dass das kein autarker Betrieb sein kann. Ich weiß nicht, wie man diese Trennung schaffen will, dass das ein eigener Bereich ist. Ich bedauere immer noch sehr, [...] dass die Gender-Studierenden eigentlich vom Fach nicht sehr viel wissen, ganz abgesehen davon, dass sie die Sprache auch nicht können und man die romanischen und angelsächsischen Titel in Deutsch lesen muss. Ich denke, da bin ich noch eine andere Generation [...]. Die Jahrhunderte muss man erst mal begriffen haben, um dann auch noch weiter methodisch, wissenschaftlich differenzieren zu können. (Renate Kroll)

Und auch die Historikerin Barbara Duden denkt an die Studierenden, die mit der spezifischen Kultur der gewählten Disziplin vertraut gemacht werden müssen, um Orientierung und Halt zu finden.

Sie müssen in den Fachkulturen verankert sein, vor allen Dingen im Fach, weil die Studierenden ja in diesen Fächern [...] einen Boden brauchen. Sie brauchen den Rahmen eines Faches, sonst gibt es keinen Anhaltspunkt. Sie haben keinen richtigen Haltepunkt – scheint mir. [...] Sie müssen in einem Fach rückgebunden sein. Sowohl das Handwerkszeug, die Bibliografien, die Zugänge, die Methoden muss man ja in einem Zusammenhang lernen. Das kann man völlig innerhalb der Frauen- und Geschlechterstudien machen, aber wenn es dann mit Geschichtswissenschaft zu tun hat, was ich etwas besser kenne, muss man die weiteren Zusammenhänge des Faches kennen, sonst wirst du selbstreferenziell. Und das ist uninteressant. Das wird fad. (Barbara Duden)

Die Frauen- und Geschlechterforschung wird von den Befragten überwiegend als ein komplexes wissenschaftliches Feld begriffen, das sich in enger Korrespondenz mit den bestehenden Fachdisziplinen entwickelt hat und insofern auch immer eine fachspezifische Komponente hat. Gleichzeitig steht dieses wissenschaftliche Feld quer zu allen Fächern. Auch aus diesem Grunde bleibt eine mögliche Fach-Community zwangsläufig »diffus«.

Es hat keine Formierung gegeben in dem Sinne, wie es sie in anderen Bereichen irgendwann mal gab. Die Sozialgeschichte war anfangs eine oppositionelle Strömung und hat sich irgendwann mal formiert. Die Frauen- und Geschlechterfor-

schung formiert sich schlecht oder neigt nicht dazu oder ist dafür wenig geeignet, weil das eine transversale Thematik ist und nur als solche fruchtbar. Das macht es schwierig, sich als Fachgebiet zu etablieren. Ich habe anfangs gesagt, ich habe davon abgeraten, sich ausschließlich darin zu qualifizieren, obwohl ich das in der Tendenz gemacht habe. Aber den jungen Wissenschaftlerinnen habe ich immer Hinweise gegeben, wie sie das, was sie machen, auch gleichzeitig platzieren können in dem anerkannten Fach und sagen können: Wenn du über Mutterschaft arbeitest, dann ist das pädagogische Anthropologie und wir benennen das dann besser so. (Carol Hagemann-White)

Die hier exemplarisch zitierten Stimmen können zusammenfassend als ein Plädoyer für eine Weiterführung des von Anfang an eingeschlagenen zweigleisigen Weges interpretiert werden: interdisziplinäre Perspektive *und* Integration in die Fachdisziplinen.

4.2.3 Gender-Wissen – Bewegung vom Rand ins Zentrum der Disziplinen?

In der Wissenschaft entwickeln sich neue Fragestellungen und Erkenntnisse nicht selten zunächst am Rande der etablierten Disziplinen. Die Themen, die in den 1970er- und 1980er-Jahren von den in der Frauenbewegung engagierten Frauen in die Hochschulen hineingetragen wurden, waren nicht nur gesellschaftskritisch, sondern richteten sich auch gegen den Androzentrismus, der sowohl den wissenschaftlichen Institutionen als auch den wissenschaftlichen Theorien attestiert wurde. Eine solchermaßen wissenschaftskritische Frauen- und Geschlechterforschung hatte es schwer, im Zentrum der Disziplinen überhaupt Gehör zu finden, geschweige denn in den Mainstream der Wissenschaftsdiskurse aufgenommen zu werden.

Haben die Genderprofessuren dazu beigetragen, dass sich die Frauen- und Geschlechterforschung im Laufe der Zeit von den Rändern weg und mehr ins Zentrum der Fächer bewegt hat? Die Mehrheit der Befragten sieht sich mit ihren thematischen Schwerpunkten eher am Rande als im Zentrum des eigenen Faches. Gleichwohl aber konnten sie mit der Zeit die Tendenz einer zunehmende Integration der Fragestellungen und Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung im Mainstream der Fachdisziplinen beobachten und glauben, dass die Genderprofessuren vielfach dazu beigetragen haben.

Ich würde sagen, wir sind [...] etwas mehr zum Zentrum gerückt, als nur ganz an der Peripherie. Aber wir sind schon noch weit weg vom Mainstream oder dem

Zentrum. Aber ich denke, [...] ohne die Professuren hätte es ja auch die Gesamt-diskussion nicht gegeben beziehungsweise die Institutionalisierung. Dafür war es wichtig. (Konstanze Plett)

Es hat den Anschein, als sei heute der Genderaspekt – zumindest in den Sozial- und Geisteswissenschaften – stets gegenwärtig, aber im Wesentlichen dann doch nicht von Bedeutung. Ein Paradoxon, das nur schwer zu erklären ist.

Es passiert was ganz Merkwürdiges, erklären kann ich das aber nicht. Frauen- und Geschlechterforschung ist in der Soziologie im Zentrum angekommen. Wir hatten eine Frauen- und Geschlechterforscherin als Vorsitzende in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie. Frauen und Geschlechterforscherinnen spielen inzwischen eine Rolle auf allen Ebenen. Die Frauen- und Geschlechterforschung ist eine der großen wichtigen Sektionen. Aber trotzdem gibt es das Phänomen, dass sich der Mainstream der Soziologie nicht um Frauen- und Geschlechterforschung schert. [...] Deutschland erscheint mir da besonders schlimm, in anderen Ländern ist es offener. (Margrit Brückner)

Hinzu kommt die Erfahrung, dass Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung sehr wohl dann als relevant erachtet und genutzt werden, wenn sie als Politikberatung dienen können, während gesellschafts- und wissenschaftskritische Aspekte eher überhört werden.

Das würde ich weder eindeutig mit Ja noch mit Nein beantworten können, weil ich denke, das hängt von den Ergebnissen ab, die von denjenigen, die Frauen- und Geschlechterforschung machen, produziert werden. Und das hängt wieder davon ab, wie die sich selbst im Wissenschaftsfeld verorten und welche Perspektiven sie einnehmen. Ich denke, dass viele Sachen, die unter Genderforschung laufen, vom Mainstream durchaus akzeptiert werden können und als das angesehen werden, was Genderforschung im Wissenschaftsfeld oder für politische Beratung leisten sollte oder könnte. Ich glaube, dass Perspektiven, die nach wie vor einen gesellschaftskritischen Anspruch haben und feministisch orientiert sind, dass die nach wie vor im Wissenschaftsfeld sehr schnell als etwas erkannt werden, was eher störend wirkt, und nicht unbedingt Anerkennung finden. (Irene Dölling)

Ob die Genderperspektive akzeptiert wird, ist zudem von Fach zu Fach unterschiedlich.

Es kommt aufs Fach an. Die Wissenschaftsgeschichte hat diese Frage [die Genderfrage] absolut akzeptiert und begreift ihre Zentralität. Nun ist aber die Wissenschaftsgeschichte selber eine wissenschaftskritische Disziplin oder Fragestellung. Und in einigen Fächern, in der Literaturwissenschaft, in der Soziologie, ist sie angekommen, auch wenn du da immer wieder erlebst, dass die Fragestellung an den Rand gedrängt wird. Aber in vielen Fächern ist sie überhaupt noch nicht ange-

kommen. Und in vielen Fächern muss jede Generation immer wieder erneut zeigen, dass sie eine Bedeutung hat. (Christina von Braun)

Es gibt einige Gebiete, in denen man sie [die Frauen- und Geschlechterforschung] nicht mehr umgehen kann. Das ist meinewegen Arbeitswissenschaft, auch Literaturwissenschaft. Aber ich fürchte, es gibt andere Gebiete, wo sie vollkommen außen vor ist. In der Philosophie zum Beispiel [...] und in den Wirtschaftswissenschaften. Wo ist da die Geschlechterforschung? (Ute Gerhard)

Ausgehend von einer soziologischen Perspektive werden eher die institutionellen Strukturen in den Vordergrund gerückt, die den Handlungsspielraum der Akteurinnen und Akteure bestimmen und begrenzen. Doch letztendlich sind es die Menschen, die die Strukturen schaffen, Grenzen ziehen, dehnen oder überwinden und damit den Möglichkeitsraum gestalten und verändern können, wie die Soziologin Irene Dölling betont.

Ich bin eine Vertreterin der Position, dass nicht die Institutionen die Sachen machen, sondern die Menschen machen die Institution. Es kommt darauf an, was diejenigen, die diese Positionen besetzen, aus diesen institutionellen Möglichkeiten machen. (Irene Dölling)

Der Hinweis auf die Bedeutung der wissenschaftlichen Persönlichkeit zielt im vorliegenden Kontext auf die Fähigkeit und Bereitschaft, auch in einer Außenseiterposition konstruktiv und produktiv zu handeln und daraus möglicherweise sogar eine besondere Stärke zu ziehen.

Da müsste man auch ein Stück weit auf die Biografie derjenigen schauen, die bis an diese Position gekommen sind. Für viele der ersten Generation könnte man sicher [...] feststellen, dass es Punkte gibt, an denen sie – ich spreche jetzt einmal für mich – eine Außenseiterposition hatten. Die es mir durchaus ermöglicht hat, als ich mich für Frauen- und Geschlechterforschung entschieden habe, damit zu leben [...]. Da[nn] kann man biografisch sich dafür entscheiden, dass man doch eher zu denen gehören will, die in der Mitte sind [...]. Oder man kann sich biografisch dafür mehr oder weniger bewusst entscheiden, dass man [...] [die Außenseiterposition] aushält und dass man auch daraus eine Stärke gewinnen kann, dass man nicht unbedingt zu denjenigen gehört, die das Sagen haben und die immer von allen erwähnt und gelobt werden, dass das auch ganz andere Spielräume schafft und wieder ganz andere Koalitionen ermöglicht. Und es vielleicht auch stärker, als wenn man in der Mitte schwimmt, die Chance eröffnet, [...] Fragen zu stellen in einer Weise, die man vielleicht so nicht stellen würde, wenn man von allen anerkannt wird und mitten drin im Strom ist. (Irene Dölling)

Im gleichen Gesprächskontext hebt Ilona Ostner das persönliche Vermögen hervor, als Person eine Verbindung zwischen etablierten und neuen Wissensbeständen herstellen zu können.

Ich glaube, das hat uns damals in der Phase [der Gründung der Sektion Frauenforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie Anfang der 1980er-Jahre] sehr genutzt. [...] Wir haben so eine Brücke geschlagen aus der Mainstream-Soziologie hinein in etwas Neues. Oder haben versucht, das Neue zu verknüpfen. [...] Ich [...] war immer diese Brückenschlagerin. Ich war nie so sehr die reine feministische Professur. (Ilona Ostner)

Wissenschaftliche Themen und Interessen unterliegen Konjunkturen und es bedarf einer nicht nachlassenden Aufmerksamkeit seitens der in der Sache engagierten Personen. Auch wenn in einigen Fächern der Genderaspekt mehr ins Zentrum gerückt ist, steht das Erreichte immer wieder auf dem Spiel.

Mein Eindruck ist, dass es wie Demokratie eine Daueraufgabe ist. Das heißt, die Geschlechterforschung wächst nicht irgendwie von den Rändern in die Zentren und bleibt dort unbestritten. [...] Es ist ständig die Tendenz spürbar, wenn nicht Personen das Thema überzeugend vertreten oder auch Widerstände aushalten, dass es dann ganz schnell verschwindet und nicht weitergetragen wird. (Cillie Rentmeister)

Wenn eine Genderprofessur frei wird, besteht die Gefahr, dass die Stelle umgewidmet oder ersatzlos gestrichen oder nicht mehr wie bisher unbefristet, sondern nur noch befristet ausgeschrieben wird.

Wenn es um das Wiedererlangen frei gewordener Stellen und deren Denominationen geht, dann geht das Gerangel um Ressourcen los. Und da, denke ich, ist die Frauen- und Geschlechterforschung mit Sicherheit hochgradig gefährdet. [...] Die Bereiche werden in einem Maße zurechtgestutzt, wie ich es nie für möglich gehalten habe. Selbst jetzt, wo diese Hundertschaften von Studierenden auf die Universitäten strömen, löst man das Problem mit den billigsten Angeboten, die man kriegen kann, und ruiniert damit erstens die Ausbildung, zweitens die Studierenden und drittens die Fächer [...]. Ich finde es dramatisch. (Karin Hausen)

Die Genderprofessuren haben dazu beigetragen, bisher tabuisierte Themen, die durch die Frauenbewegung der 1970er-Jahre öffentlich zur Sprache gebracht wurden, auch in der Wissenschaft zu enttabuisieren und zu debattieren. Körper, Sexualität oder auch Schwangerschaft zum Gegenstand wissenschaftlicher Analyse zu machen, galt als unpassend und »anstößig«, sodass eine gehörige Portion Mut und Eigensinn dazu gehörte, sie in einem Vortrag im Rahmen eines Habilitationsprozesses anzusprechen.

Ich hatte immer das Bedürfnis, mich nicht verbiegen zu müssen. Bei dem Probevortrag, der ja zur Habilitation gehört hat und bewertet wird, hatte ich als Thema Adoleszenz und auch die körperlichen Veränderungen von Mädchen in der Pubertät. Da habe ich es doch tatsächlich gewagt, in diesem Probevortrag das Wort Menstruation in den Mund zu nehmen, und die Herren in dieser Kommission waren empört. Das war Ende der Achtzigerjahre [...], der Vortrag ist dann in der Zeitschrift für Sozialisationsforschung erschienen²⁸⁸, der ist so was von [...] wissenschaftlich distanziert, so brav und schön neutral formuliert, aber damals war es verstörend [...] anstößig, übrigens auch für Frauen in der Kommission. Die mochten das auch nicht so gerne. (Karin Flaake)

Die Widerstände und Vorbehalte gegen Frauen- und Geschlechterforschung haben sich zwar in Form und Inhalt verändert, existieren aber nach wie vor.

Das war am Anfang sehr ambivalent, wie ich sagte, diese [...] hohe Aufmerksamkeit auf der einen Seite und die Dämonisierung auf der anderen. Aber jetzt ist es ja auf eine andere Art ambivalent. Da müssten wir über die Frage reden, wie der Feminismus heute dasteht. Das ist ja ein großes Thema. Der wirkt ein Stück weit überaltert oder gestrig und auch so ein bisschen, wie wenn da Frauen sind, die ihre Pfründe verteidigen gegen alle weiteren Entwicklungen. Es wird weiterhin ambivalent gesehen, aber in einer anderen Art als früher. Früher war es viel mehr eine Herausforderung für die anderen, die es entweder nicht verkraftet haben oder angenommen haben. Und heute ist es mehr – ich weiß nicht, wie ich den Widerstand nennen soll, aber der ist schon auch ganz gewaltig. (Birgit Rommelspacher)

Genderprofessuren, die über eine längere Zeit strukturell in den Hochschulen verankert sind, können Kontinuitäten und Wissenstraditionen schaffen. Das kann jedoch auch zu einer gewissen Starre führen, einem »Veralten« auch der Genderforschung, wie Gudrun-Axeli Knapp in Anlehnung an die These vom »Veralten der Frauenforschung« (Dölling 1996) meint.

Aber wie das mit Kontinuitäten immer so ist, es kann natürlich auch sein, dass man dann auf so einem Posten sitzt und ringsrum ändert sich die Szenerie und dann sieht man sehr schnell alt aus. Irene Dölling hat in ihrer Antrittsvorlesung vom Veralten der Frauenforschung gesprochen und es kann sogar sein, dass man in so einem ähnlichen Sinne vom Veralten der Genderforschung reden könnte. Die Temporalität, die damit verbunden ist, ist immer kontextabhängig, auch ein Stück weit zeitgeistabhängig. (Gudrun-Axeli Knapp)

288 Siehe Flaake 1990.

In den zurückliegenden vier Jahrzehnten wurde im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung eine mittlerweile unüberschaubare Zahl von Projekten ins Leben gerufen, die der Sichtbarkeit und strukturellen Verankerung dieses wissenschaftlichen Feldes in den Hochschulen dienen: Zentren und Koordinationsstellen, Forschungsgruppen, Promotions- und Graduiertenkollegs, Studiengänge, Sektionen in den Fachgesellschaften und zuletzt die Gründung der »Fachgesellschaft Geschlechterstudien/ Gender Studies Association«, Preise, Zeitschriften, Verlage und Verlagsreihen, Editionen, Hand- und Lehrbücher und vieles mehr. Als stabilisierende Knotenpunkte im Netzwerk der Frauen- und Geschlechterforschung ermöglichen sie Kontinuität im Wandel. Welche Rolle spielen die Genderprofessuren in diesen Institutionalisierungsprozessen?

Eine ganze Reihe von Befragten sieht wie Irene Dölling die Professorinnen hierbei in einer »Schlüsselposition«, aus der heraus sie Entwicklungslinien vorgeben und Ressourcen akquirieren können, die den Projekten einen materiellen Unterbau verschaffen.

Ich kenne etliche, die, wenn sie solche Professuren bekommen, an institutionelle Veränderungen gehen und versuchen [...], Netzwerke innerhalb der Unis zu schaffen, wo zum Beispiel Angebote für Studierende entwickelt werden, wo sich Wissenschaftlerinnen zusammensetzen, um gemeinsam etwas zu diskutieren. Das ist alles sehr schwierig. Aber es hängt wieder von den Initiativen und den Perspektiven derjenigen ab, die solche Professuren haben, dass sie durchaus diejenigen sein sollten und könnten, die solche Knotenpunkte an der Universität darstellen. Sie sind diejenigen, die das Fachwissen haben, und sie sind diejenigen, die von ihrer Denomination her andere ansprechen können, um zu sagen: Wir wollen gemeinsam etwas machen. Wenn sie gut verhandelt haben und klug sind, haben sie in der Regel ein paar Ressourcen, um so etwas in die Wege zu bringen. Im universitären Bereich haben diese Professuren durchaus eine wichtige Rolle, wenn es darum geht, solche Perspektiven stärker zu institutionalisieren. (Irene Dölling)

Diese Einschätzung wird durch die Erfahrung bestätigt, dass an den Hochschulen, an denen Genderprofessuren eingerichtet wurden, deutlich mehr Projekte im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung initiiert und mit mehr Stabilität durchgeführt werden können.

4.2.4 Sind Genderprofessuren nach wie vor erforderlich?

Sind Genderprofessuren an den Hochschulen inzwischen entbehrlich oder werden sie nach wie vor gebraucht, um die Frauen- und Geschlechterfor-

schung weiterzuentwickeln? Ist ihre Anzahl ausreichend oder sollten noch mehr davon eingerichtet werden? Lediglich eine Befragte ist definitiv der Meinung, es gebe genügend Genderprofessuren.²⁸⁹ Die Begründung bleibt jedoch recht knapp und unbestimmt. Allerdings ist der Hinweis auf das Problem gewichtig, dass eine Professur mit einer expliziten Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung nach wie vor am Rand des Faches angesiedelt bleibt. Dieses Problem der Marginalisierung thematisieren in diesem Zusammenhang auch noch andere Hochschullehrerinnen. Sie ziehen daraus aber nicht den Schluss, dass Genderprofessuren nunmehr überflüssig sind.

Unter der Überschrift *Das Erreichte ist bedroht* formulierten Beate Kortendiek und Sigrid Metz-Göckel bereits 2000 ihre Sorge, dass jeder »Ruf an eine andere Universität und jede Emeritierung, aber auch die Einordnung in die Genderforschung [...] Erhalt und Ausrichtung der hart erkämpften Lehrstühle« (Metz-Göckel/Kortendiek 2000) gefährdet. Die Mehrheit der Interviewpartnerinnen sieht diese Gefahr ebenfalls und plädiert dafür, die bestehenden Genderprofessuren beizubehalten.

Ich glaube, man muss [...] darauf achten, dass keine verloren geht. (Beate Krais)

[...] wenn es schon Stellen gibt, auf denen Frauen- und Geschlechterforschung vertreten wird, dann würde ich sehr wohl für eine Fortschreibung plädieren. (Gisela Bock)

Fakt ist, dass von den insgesamt 39 Professuren, die die 38 befragten Hochschullehrerinnen in der Zeit von 1984 bis 2014 innehatten, 23 gestrichen wurden, nachdem die Stelleninhaberinnen die Hochschule verlassen hatten. Mit der Streichung von Genderprofessuren werden unter Umständen auch traditionsreiche Arbeitszusammenhänge zerstört. Die Erfahrung zeigt, dass eine erfolgreiche Arbeit, die sich beispielsweise in einer Vielzahl von Publikationen und Drittmittelprojekten niederschlägt, und die Einbettung in der Hochschulstruktur noch keine Garanten für den Erhalt einer Genderprofessur sind.

Zum Beispiel: Die Uni Hannover war lange Pionier in der Geschlechterforschung [...]. Man hätte sagen können, da ist eine Tradition entstanden, darauf ist die Universität stolz und jetzt besetzt sie [die Stellen] wieder, damit dieses Gebiet weiter einer der Leuchttürme in Deutschland ist. Das Gegenteil ist passiert. (Christina von Braun)

289 Siehe S. 250f.

Christina von Braun bezieht sich auf die Auflösung der interdisziplinären Arbeitsgruppe »Gender Studies« an der Philosophischen Fakultät der Leibniz Universität Hannover im Jahr 2008. Nach der Pensionierung von Regina Becker-Schmidt 2002 wurde der Arbeitsbereich »Gender Studies« maßgeblich von Barbara Duden und Gudrun-Axeli Knapp getragen. Sie bekleideten Genderprofessuren in den Sozialwissenschaften, die jeweils in der ersten Hälfte der 1990er-Jahre eingerichtet worden waren. Nachdem sich abzeichnete, dass ihre Professuren nach ihrer Pensionierung 2010 nicht mehr mit einer Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung ausgeschrieben werden, beschlossen sie die Selbstauflösung des Arbeitsbereichs.²⁹⁰ Damit wollten sie verhindern, dass dieser Bereich nur noch auf der Grundlage befristeter Stellen weitergeführt wird.

Daraufhin haben wir uns aufgelöst, weil wir gesagt haben, wir haben so eine hohe Qualität geliefert mit unserer Forschung [...], [wir wollen nicht, dass das] auf einer prekären Basis von befristet beschäftigten Personen [...] so weitergeht. Wir wollen keine prekären Gender Studies. (Gudrun-Axeli Knapp)

Nachher ist eine Reihe von Professorinnen [an die Universität Hannover] gekommen, aber sie haben keine Frauen- und Geschlechterdenomination mehr [in der Denomination ihrer Stellen] gehabt, weil sie gesagt haben, das können wir so nebenher machen. (Barbara Duden)

Nach Beobachtung der Genderprofessorinnen nehmen an den Hochschulen die Stimmen derjenigen zu, die Professuren mit einer expliziten Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung für mittlerweile überflüssig halten, weil die Fragestellungen und Wissensbestände dieses Wissenschaftsbereichs weitgehend im Mainstream der Fächer integriert seien und die nachwachsende Generation von Wissenschaftler/innen die Inhalte nebenbei mit abdecken könne.

Als dann die neuberufenen Professorinnen sagten: »Wir brauchen keine eigene Professur mehr in Gender Studies – Gender machen wir doch heute alle«, war das Argument – [hat] die Universität [...] gesagt: »Macht das, wie Ihr wollt«, im Ministerium wurde gesagt: »Die Neuberufenen sollen ein starkes Wort mitreden oder den Ausschlag geben können«, weil die Sozialwissenschaften in Hannover sich neu aufstellen und profilieren sollen. Dann haben die Neuberufenen, zwei Männer und eine Frau, gesagt, wir wollen, dass die Knapp-Nachfolge umgewidmet wird und das wird dann Bildungssoziologie. Die Sozialpsychologie ist eingestellt und ganz weg. (Gudrun-Axeli Knapp)

290 Der Auflösungsbeschluss ist nachzulesen unter <http://genderblog.de/index.php/2008/12/03/gender-studies-in-hannover-losen-sich-auf/>.

Als Kompensation wurde an der Universität Hannover eine »Wanderprofessur« eingerichtet. Es handelt sich um eine Gastprofessur für Gender und Diversity, die 2011 zum ersten Mal für zwei Semester in der naturwissenschaftlichen Fakultät besetzt wurde. Danach »wanderte« sie an die nächsten Fakultäten.

Auch die Frauenbeauftragte argumentierte: »Wir brauchen etwas in den Technik-Wissenschaften«, während wir immer argumentiert haben: »Nicht ohne eine Kernprofessur in den Sozialwissenschaften – man kann nicht Soziologen und Soziologinnen in Hannover ausbilden, die keine Ahnung von Geschlechterverhältnissen haben.« (Gudrun-Axeli Knapp)

Auch die Genderprofessur der Erziehungswissenschaftlerin Sabine Hering an der Universität Siegen wurde nach ihrem Weggehen im Jahr 2012 nicht neu besetzt. Dass die einzige Professur mit einer expliziten Aufgabenbestimmung für Frauen- und Geschlechterforschung nun »weg« ist, hält sie für einen »sehr bedrückenden Befund«. Auch sie kennt den Satz »Gender machen wir doch alle« und kommentiert ihn kritisch.

Bloß man sieht, was passiert [...]. Da sind ganz viele Professuren, wo Gender überall drin ist, oder ganz viele Kollegen, die sagen: »Natürlich machen wir das in irgendeiner Weise mit«, aber es ist dann trotzdem irgendwie weg. (Sabine Hering)

Von einem weiteren Beispiel berichtet die Literaturwissenschaftlerin Magdalene Heuser. Ihr wurde 1989 die Möglichkeit eingeräumt, die aus dem Jahr 1985 stammende Denomination ihrer Professur für »Angewandte Literaturwissenschaft« in »Frauen in der Literatur/Literatur von Frauen« zu ändern. Es war nicht der politische Wille der Hochschule, eine Professur mit dieser Denomination einzurichten, sondern der Wunsch der Stelleninhaberin, dem vonseiten des Ministeriums entsprochen wurde. Als es etwa zehn Jahre später hieß, dass Stellen eingespart werden müssen, gab die Universität diese Professur als erste zur Streichung frei, obwohl ein ministerieller Erlass ausdrücklich vorsah, Frauenforschungsstellen aus dem Sparprogramm auszunehmen. Magdalene Heuser hatte an der Universität Osnabrück die von der DFG bis Ende 2009 finanziell unterstützte Edition der Briefe von Therese Huber herausgegeben und in diesem Zusammenhang die »Arbeitsstelle Therese Huber« aufgebaut und geleitet.²⁹¹ Nach ihrer Pensionierung 2000 wurde beides noch bis Mitte 2013 von ihr weitergeführt, musste jedoch mangels Förderung dann abgebrochen und auf-

291 Siehe Anm. 205.

gelöst werden. Unerwartet verweigerte das Universitätsarchiv die vorgesehene Archivierung des editorischen Nachlasses. Alle etwa 120 Aktenordner, »die subtile Forschungsarbeit von über 20 Jahren [...] [wurden] von der Universität Osnabrück geschreddert!«.²⁹²

Die Soziologin Karin Flaake erinnert sich an einen ähnlichen Vorgang des institutionellen Verschwindens aus den 1990er-Jahren. Bevor sie den Ruf auf die Genderprofessur an die Universität Oldenburg bekam, hatte sie von 1991 bis 1994 eine Assistentinnen-Stelle für »Soziologie, Psychoanalyse und Frauen- und Geschlechterforschung« am Psychologischen Institut (PI) der Freien Universität Berlin. Nach ihrem Weggang von der Freien Universität wurde die Stelle noch einmal befristet von 1995 bis 2000 mit Elfriede Löchel als Leiterin des Arbeitsbereichs »Psychoanalytische Genderforschung« besetzt. Nach Auslaufen ihres Vertrages wurde nicht nur die Stelle gestrichen, sondern es war innerhalb kürzester Zeit sogar der gesamte Arbeitsbereich verschwunden.

Es war keine Erinnerung mehr da, dass es mal so einen Frauen- und Geschlechter-schwerpunkt gab. Wirklich keinerlei Erinnerung. Völlig weg, als hätte es das nie gegeben. Da war auch noch eine Tagung [...]. Ein Kollege sah mich und sagte dann: »Ach ja, ihr habt doch damals ja, ich erinnere mich. Da gab es doch damals diesen Arbeitsbereich«. Aber es war völlig weg. (Karin Flaake)

Wenn die Genderperspektive ein selbstverständlicher und integraler Bestandteil der akademischen Forschung und Lehre in allen wissenschaftlichen Disziplinen wäre, würden sich Professuren mit einer expliziten Denomination für diesen Bereich möglicherweise erübrigen. Etliche Gesprächspartnerinnen bezweifeln allerdings, dass dieser Zeitpunkt schon erreicht ist.

Ich glaube nicht, dass auf absehbare Zeit Genderprofessuren oder Geschlechterforschungsprofessuren überflüssig werden könnten, weil ich doch ein ziemliches Zutrauen in die Beharrungskräfte bestimmter androzentrischer Strukturen habe. Da halte ich es mit Ute Gerhard, die hat da einen historischen tiefenscharfen Blick, ich glaube nicht, dass das so schnell obsolet wird [...]. [Es ist ein] hochreflektiertes, empirisch gesättigtes und wirklich sehr ausdifferenziertes Wissen [entstanden], was aus meiner Sicht zu den Wissensformen gehört, die beispielhaft sind für das, was Wissenschaft heute überhaupt heißen kann – diese ständige Selbstbefragung [...], das ist eine Form von Reflexivität, die ein Markenzeichen einer Wissenschaft von heute ist, und ich sehe nicht so viele in meinem Fach, die etwas Vergleichbares liefern könnten. Wissenspolitisch und institutionenpolitisch kann man da noch

292 E-Mail von Magdalene Heuser an die Autorin vom 1.7.2014.

nicht darauf verzichten, obwohl ich eigentlich gerne hätte, dass sie überflüssig würden. (Gudrun-Axeli Knapp)

Es kann ja sein, dass irgendwann ein historischer Moment kommt, wo das so eine Selbstverständlichkeit ist, dass man das nicht speziell ausweisen muss. Dann gibt's eine Professur für 18., 19. Jahrhundert und da ist es ein selbstverständlicher Bestandteil. (Magdalene Heuser)

Viele befürchten eine theoretische Verflachung, wenn an den Hochschulen nicht Professuren in ausreichender Zahl existieren, deren explizite Aufgabe es ist, im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung systematische Theoriebildung zu betreiben.

Ich meine, es braucht diese Professuren. Es braucht auch eine Denomination, zumindest eine Teil-Denomination. Damit ist auch verbunden, dass systematisch diese Themen bearbeitet werden. (Hildegard M. Nickel)

4.2.5 Bereitschaft der Hochschulen, Genderprofessuren zu institutionalisieren

Mit dem Umbau der Hochschulen in effizienzorientierte Lernbetriebe, die sich an den (vermeintlichen) Erfordernissen moderner Dienstleistungsseelschaften ausrichten, haben insbesondere die Universitäten im Laufe der Zeit nicht nur ihren einstmalen elitären Charakter verloren, sondern auch Bedeutung und Prestige eingebüßt. Nicht mehr die Vermittlung von Wissen steht im Mittelpunkt, sondern das Erwerben von Kompetenzen. Mit der 2005 gestarteten »Exzellenzinitiative« sollen an den Hochschulen forschungsintensive »Leuchttürme der Wissenschaft« entstehen. Damit verbunden ist ein schleichernder Prozess der Abwertung der Kultur- und Geisteswissenschaften zu beobachten, von der auch die Frauen- und Geschlechterforschung betroffen ist. Ist es im Zuge dieses Wandels schwieriger geworden, die existierenden Genderprofessuren nach dem Weggehen der Stelleninhaber/innen mit gleicher oder ähnlicher Denomination wieder auszuschreiben oder auch neue Genderprofessuren durchzusetzen?

Die Soziologin Karin Flaake, die eine Genderprofessur an der Universität Oldenburg bekleidete, berichtet von den Veränderungen, die 2003 im Land Niedersachsen eingesetzt haben.

2003 gab es vom niedersächsischen Wissenschaftsministerium einen sogenannten Hochschuloptimierungsplan. Das bedeutete Stellenkürzungen, die vorgeschrieben wurden. Gleichzeitig gab es von einer Kommission des Wissenschaftsministeriums

eine Vorgabe für die Restrukturierung der Soziologie, weil die fanden: viel zu viele Professuren, zu wenig Effizienz. Dann gab es eine Organisationsreform an der Uni Oldenburg, wo die Institute eine viel größere Bedeutung kriegen, sehr viel straf-fere Organisationsstrukturen, dann auch BA, MA.²⁹³ [...] Diese Veränderungen haben dazu geführt [...], dass alle versucht haben, sich diszipliniert [in den Disziplinen] zu verorten [...] und alle bemüht waren, ihre Stellen zu erhalten. Da war relativ schnell klar [...], dass meine Stelle, wenn ich weggehe, gestrichen wird. (Karin Flaake)

Einige Interviewpartnerinnen, deren Professuren nach ihrer Pensionierung wieder als Genderprofessuren ausgeschrieben wurden, erwähnen die Kämpfe, die notwendig waren, um diesen Erfolg zu erzielen. So konnte beispielsweise die einzige Genderprofessur an der Universität Potsdam, die im Fach Soziologie angesiedelt war, nur gegen erhebliche Widerstände neu ausgeschrieben und besetzt werden.

Als ich aufhörte, hat das auch ziemlich heftige Kämpfe gegeben, bis wir das durchgesetzt hatten, dass es wieder eine Professur mit der Denominierung »Soziologie der Geschlechterverhältnisse« geben wird. Da gab es einen harten Kampf und ziemliche Widerstände dagegen. (Irene Dölling)

Auch an der Humboldt-Universität zu Berlin, an der ein »Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien« und auch ein Bachelor- und Masterstudiengang für Geschlechterstudien/Gender Studies etabliert sind, ist es nicht selbstverständlich, dass erfolgreiche und für die Forschung und Lehre notwendige Genderprofessuren nach der Pensionierung der Stelleninhaberinnen erhalten bleiben.

Zwei Jahre vorher habe ich gesagt, ich gehe mit 65. Weil ich damals noch eine mächtige Position hatte, konnte ich das auch anleihen, dass die Ausschreibung kam. Da waren aber dann auch schon Versuche, die Ausschreibung zu verhindern, dass man sagte – das waren natürlich sehr witzige Argumente, also: »Frau Stephan ist so erfolgreich gewesen, hat in den zehn Jahren das so toll aufgebaut, inzwischen machen wir alle das«. Sozusagen hat sich das erübrig. [...] Da ging es dann noch mal richtig hart her. [...] Da ist gekämpft worden mit harten Bandagen. (Inge Stephan)

In den meisten Fällen wird der Widerstand gegen eine Neuaußschreibung der Professur mit einer Denomination für Frauen- und Geschlechterfor-schung nicht inhaltlich begründet. Das wird auch nicht für nötig gehalten, denn als schlagendes Argument gelten zumeist die knappen Finanzmittel,

293 Karin Flaake bezieht sich hier auf den sogenannten Bologna-Prozess; siehe hierzu oben bei Anm. 91.

die angeblich Stellenkürzungen verlangen. An der Humboldt-Universität zu Berlin sollte die Denomination im Zuge der Zusammenfassung zweier Stellen zu einer abgeschafft werden.

Wir mussten in den großen Kürzungsorgien Anfang 2003 oder 2005 eine Professur hergeben. Und da war es die Professur von Hartmut Böhme und meine, die zu einer verschmolzen wurde. Damals war ein enormer Druck auf mich, auf die Teil-Denomination Gender in dieser neu zu schaffenden Professur zu verzichten. Genau dasselbe hat Hildegard Nickel auch erlebt. Als es um die Kürzung ging, hat man ihr gesagt: »Ach, nehmen wir doch einfach Gender raus als Teil-Denomination«. (Christina von Braun)

Ähnliches hat auch die Literaturwissenschaftlerin Inge Stephan erlebt. Bevor sie 1994 den Ruf an die Humboldt-Universität zu Berlin erhielt, hatte sie bereits eine Professur für Neuere deutsche Literatur an der Universität Hamburg inne. Mit dieser Professur, die keine explizite Genderprofessur war, hatte sie an der Universität Hamburg die »Arbeitsstelle feministische Literaturwissenschaft« aufgebaut.²⁹⁴ Nach ihrem Wechsel an die Humboldt-Universität wurde ihre Hamburger Professur mit einer zweiten frei gewordenen Professur zusammengelegt. Es wurde ein zäher Kampf geführt, bis diese neu geschaffene Stelle dann als Genderprofessur ausgeschrieben und wieder besetzt werden konnte.²⁹⁵

Ähnliches galt für einen Kollegen, [...] der dann zusammen mit mir auch an die Humboldt ging an das Institut von Christina [von Braun]. Unsere beiden Stellen wurden in Hamburg zusammengelegt. Wir hatten beide C2-Stellen damals in Hamburg. Die wurden dann zu einer vernünftigen Stelle zusammengelegt. Die sollte dann für Kulturwissenschaft und Geschlecht irgendwie sein. Und die Hamburger wollten die Stelle überhaupt nicht haben. Es hat zehn Jahre gedauert. Drei mal ist die Berufung gescheitert. Sigrid [Weigel] und ich waren gut verankert in der Stadt. Wir haben damals auch Unterstützung vom Kultursenator, auch vom Unipräsidenten erhalten. Es war unser Fachbereich, der geblockt hat. Die wollten diese Professur um Gottes Willen nicht haben. Sie haben sich Zeit gelassen. Es waren immer wieder Anfragen in der Bürgerschaft: »Was ist eigentlich mit dieser Professur, warum wird sie nicht besetzt?« Es ist ein Trauerspiel. Dann wurde denen gedroht, wenn sie nicht bis da und da besetzen, wird die Stelle gestrichen. Dann wurde sie besetzt. (Inge Stephan)

294 Siehe S. 94 mit Anm. 165.

295 Die Denomination lautet »Neuere deutsche Literatur mit dem Schwerpunkt Gender-Forschung im Rahmen kulturwissenschaftlicher Ansätze in der Literaturwissenschaft«. Stelleninhaberin ist seit 2005 Claudia Bentheien.

Die drei Genderprofessuren an der Humboldt-Universität, die zwischen 2009 und 2014 durch die Pensionierung der Stelleninhaberinnen frei wurden, konnten alle als solche wieder neu ausgeschrieben und besetzt werden, in zwei Fällen wurde die aus den 1990er-Jahren stammende Denomination übernommen.²⁹⁶ Die Erfahrung zeigt, dass jede Generation den Kampf um das Bestehende erneut ausfechten muss.

Wenn die schon mal strukturell verankert wären und [...] und nicht viele Generationen [...] darum kämpfen müssten, dass sie bleiben, wäre es ja schon mal ein Gewinn. Leider Gottes ist ja nicht mal das gesichert. (Christina von Braun)

Auch die in den Strukturplänen der Hochschulen verankerten Professuren werden nicht unbedingt realisiert. »Nichts ist selbstverständlich«, wie die Rechtswissenschaftler Konstanze Plett nicht nur in Bezug auf den Erhalt von existierenden Genderprofessuren meint, sondern auch auf Rechtsnormen und gesetzliche Bestimmungen, die generell Gleichheit garantieren sollen.

Es ist weiterhin von großen Kämpfen begleitet, für deren Erhalt zu sorgen. Das sehe ich aber auch von meinem Fach her bei Rechtsnormen. Es ist ein Irrglaube zu denken, mit irgendeinem neuen Gesetz, das mehr Gleichheit oder Beförderung des Gleichheitsprinzips bedeutet, sei alles erreicht. Nichts ist selbstverständlich. Es muss auch immer noch weiter gekämpft werden für den Erhalt und nicht nur für das Erreichen. (Konstanze Plett)

An den Hochschulen hat die Bereitschaft zugenommen, den Anteil der Frauen in der Professorenschaft zu erhöhen, zumindest in den unteren Besoldungsgruppen.²⁹⁷ Sich proaktiv dafür einzusetzen, dass Frauen an den Hochschulen die gleichen Chancen haben wie Männer, eine Professur zu

296 Die Professor von Inge Stephan behielt die Denomination »Literatur 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart/Theorien und Methoden der literaturwissenschaftlichen Geschlechterforschung« und konnte 2009 neu besetzt werden. Die Professor von Hildegard M. Nickel wurde 2013 mit der unveränderten Aufgabenbeschreibung »Soziologie der Arbeit und Geschlechterverhältnisse« neu ausgeschrieben (bis zur Drucklegung der Studie war die Stelle noch nicht wieder besetzt). Christina von Brauns Professor für »Kulturtheorie mit dem Schwerpunkt Geschlecht und Geschichte« wurde 2013 mit der veränderten Denomination »Historische Anthropologie und Geschlechterforschung« wieder besetzt.

297 In den 32 Jahren von 1980 bis 2012 ist der Frauenanteil an der gesamten Professorenschaft von 5,3 Prozent auf 20,4 Prozent gestiegen; der Frauenanteil bei den höchstdotierten C4-/W3-Professuren erhöhte sich im gleichen Zeitraum von 2,5 Prozent auf 16,5 Prozent (vgl. die auf Daten des Statistischen Bundesamtes und der Gemeinsamen Wissenschaftskommission beruhende Grafik des CEWS unter http://www.gesis.org/cews/fileadmin/cews/www/statistiken/18_t.gif).

besetzen, ist an den Hochschulen ein »weithin akzeptiertes Gebot der Stunde« (Baer 2014: 93). Das gilt nicht im gleichen Maße für die Überzeugung, dass auch die Frauen- und Geschlechterforschung einen selbstverständlichen Platz in Forschung und Lehre moderner Hochschulen einnehmen sollte.

Ich glaube nicht, dass die Intention, die Anzahl [der Genderprofessuren] zu erhöhen, sehr groß ist. Ich sehe aber auch nicht durchgehend eine total ablehnende Haltung. Was ich so ein bisschen noch beobachten kann [...], etwa an der Uni Potsdam oder an unserer Fakultät, wo ich im Grunde bis zu meiner Pensionierung die einzige Professorin an der Fakultät war, dass jetzt eher die Tendenz ist, Frauen zu Professorinnen zu machen [...]. Da sehe ich eher, dass sich die Universitäten [...] darauf spezialisieren, den Frauenanteil zu erhöhen [...], weil Geschlecht oft mit Frau gleichgesetzt wird, damit [...] [es wird argumentiert], dass man nicht unbedingt Frauen- und Geschlechterforschung machen muss, weil ja der Anteil an Frauen unter den Professoren stetig wächst. (Irene Dölling)

Die Wissenschaftlerinnen der jüngeren Generation, die heute in den Hochschulen lehren und forschen, sind in einer Zeit wissenschaftlich ausgebildet und sozialisiert worden, in der die Themen der Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen intensiv diskutiert wurden. Sie hatten die Chance, sich im Studium Gender-Wissen anzueignen, sodass man bei einem Teil der Jüngeren den Genderaspekt im Qualifikationsprofil ausgewiesen sieht.

Ich hatte eine Zeit lang nur männliche Kollegen in der Erziehungswissenschaft. Wenn ich mir das Kollegium heute in Koblenz angucke, haben inzwischen mehrere Frauen eine Professur inne. Da hat sich etwas getan. [...] Dadurch, dass mehr Frauen Professuren haben, kommt diese Thematik [Themen der Frauen- und Geschlechterforschung] wieder. (Elisabeth de Sotelo)

Die überwiegende Mehrheit der befragten Hochschullehrerinnen hält die gegenwärtige Bereitschaft der Entscheidungsträger/innen an den Hochschulen, Professuren für das Feld der Frauen- und Geschlechterforschung einzurichten, für gering.

Gering, sehr, sehr gering. [...] wenn es um die Professuren geht, sind da die Barrieren hoch. Vielleicht mal bei Mittelbau-Stellen, soweit es die heute noch gibt, vielleicht mal eine Junior-Professor. Aber für Genderprofessuren sind die Zeiten, glaube ich, nicht gut. (Karin Flaake)

Ziemlich gering. Es ist länger her, dass ich mich damit beschäftigte, aber was ich in Paderborn zu hören bekam, als ich mich dafür einsetzte, dass die Stelle nach meinem Weggang erhalten bleibt, war: »Ja, damals war die Frauenforschung ein Vor-

zeigeprojekt. Das war irgendwie im Mainstream. Jetzt ist es nur noch ein Orchideenfach und als solches ist es zu teuer». – So wie die Geisteswissenschaften zugunsten der Naturwissenschaften zurückgedrängt werden, Gesellschaftskritisches zurückgedrängt wird, wird auch die Genderfrage als professorables Thema in verschiedenen Bereichen zurückgedrängt. (Helga Grubitzsch)

Für die Sozialwissenschaftlerin Carol Hagemann-White ist die Frauen- und Geschlechterforschung kein Orchideenfach, also keine Besonderheit im Kanon der Wissenschaften, sondern ein selbstverständlicher Teil von Lehre und Forschung, und zwar nicht nur im Fach Pädagogik, das sie mit ihrer Professur an der Universität Osnabrück vertrat. Dennoch wurde ihre Professur nach ihrer Pensionierung 2008 gestrichen. Die Universität Osnabrück hatte in der Zeit von 1985 bis 2010 insgesamt drei Genderprofessuren, davon eine Junior-Professur. Auch die anderen beiden Professuren wurden nach Ablauf der Verträge der Stelleninhaberinnen ersatzlos gestrichen.²⁹⁸

Generell sind die [Hochschulen] in den letzten Jahren sehr unter Druck gewesen und dem Druck zum Teil auch sehr willig nachgekommen, klassische Gebiete verstärkt zu besetzen, während es vor fünfzehn Jahren jedes Mal notwendig war, wenn man eine neue Professur beantragen wollte, irgendeine neue Thematik zu benennen, die zukunftsträchtig ist [...]. Derzeit ist der Druck auf die Erziehungswissenschaft [...], speziell auch schulpädagogisch künftige Lehrer auszubilden, relativ hoch und die Einsicht sehr gering, dass da eine Professur für Frauen- und Geschlechterforschung dort auch zentrale Aufgaben hätte. Das ist die Schwierigkeit, glaube ich. Die Überzeugungsarbeit, die ich dann auch geleistet habe, zu sagen, ich behandle Grundfragen der Pädagogik, ich behandle nicht irgendeine kleine Spezialität nebenher, die scheint nicht nachhaltig zu sein. (Carol Hagemann-White)

Die deutschen Wissenschaftsorganisationen – vornehmlich die DFG und der Wissenschaftsrat – haben inzwischen weitgehende Standards und Strategien nicht nur zur Gleichstellung von Frauen und Männern im Wissenschaftsbetrieb, sondern auch zur Förderung und Integration von Frauen- und Geschlechterforschung in den Hochschulen entwickelt. Im Jahr 2002 hat die DFG die Gleichstellung von Männern und Frauen in der Wissenschaft als Ziel in ihrer Satzung verankert und im Jahr 2008 die »For-

298 Nach Aussage der Universitätsleitung verfügt die Hochschule über kein inhaltliches und strategisches Konzept zur Förderung der Frauen- und Geschlechterforschung. »Dies wird von der Hochschulleitung auch nicht als Defizit oder Problem benannt« (Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen 2013: 92).

schungsorientierten Gleichstellungsstandards²⁹⁹ verabschiedet. Der immer wieder vorgebrachte Hinweis, dass Gleichstellungspolitik nicht mit Frauen- und Geschlechterforschung gleichzusetzen ist, hat Früchte getragen und dazu geführt, dass diese Position nun von den Wissenschaftsorganisationen aufgenommen und im Gefolge auch von den Hochschulen formuliert wird. Auch die Europäische Union hat in ihrem neuen Rahmenprogramm »Horizon 2020« Gender- und Diversity-Dimensionen in verschiedenen Förderschwerpunkten sowohl auf programmatischer als auch auf inhaltlicher Ebene als Kriterien für die finanzielle Förderung von EU-Forschungsprojekten verankert. Die programmatischen Entscheidungen seitens der Politik und die damit verbundenen finanziellen Anreize mögen als probate Steuerungsinstrumente helfen, Projekte aus der Frauen- und Geschlechterforschung in den Hochschulen zu realisieren; das Engagement der Hochschulen, die Etablierung von Frauen- und Geschlechterforschung durch die Einrichtung von entsprechenden Professuren voranzubringen, bleibt jedoch dahinter zurück.

[Sie ist] gering, ohne eigene Motivation. In den Wissenschaftsförderorganisationen sind die jetzt weiter und verlangen teilweise, dass es in großen Programmen drin ist. Aber so ganz freiwillig passiert es nicht. (Gudrun Lachenmann)

Die Soziologin Gudrun-Axeli Knapp spricht folglich von einer »widersprüchlichen Gemengelage«: Einerseits wird die Frauen- und Genderforschung als Ressource genutzt, anderseits werden jedoch lediglich prekäre Verträge geschlossen, um Themen aus der Frauen- und Geschlechterforschung zwar abdecken zu können, gleichzeitig aber keine längerfristige Bindungen einzugehen, wie sie mit der Entscheidung für eine Genderprofessur verbunden wären.

Ich glaube, das ist im Moment eine etwas widersprüchliche Gemengelage [...]. Die wissen, inzwischen ist [die Frauen- und Geschlechterforschung] ein Bereich, den müssen wir uns vielleicht leisten, weil die DFG das will oder weil das bedient werden muss. Aber ich glaube, dass jede Gelegenheit genutzt wird, unter dem Druck der Einsparungswände [...] das auf das unumgängliche Maß zu reduzieren. Ich habe die Vermutung, dass die Diversity-Professuren eine Option sind, [...] [Frauen- und Geschlechterforschung] zu machen. Man bedient Gender mit oder man versucht's auf der Ebene von Lehre durch bestimmte Module, aber ohne Professuren zu verankern. (Gudrun-Axeli Knapp)

299 Die »Forschungsorientierten Gleichstellungsstandards« sind auf der Website der DFG abzurufen: http://www.dfg.de/foerderung/grundlagen_rahmenbedingungen/chancen_gleichheit/forschungsortientierte_standards/.

Es steht zu befürchten, dass mit dem Wegfall der finanziellen Anreize auch die zurzeit noch gegebenen Chancen schrumpfen, existierende Genderprofessuren an den Hochschulen zu halten und neue einzurichten.

Wenn ich von meiner Hochschule rede, würde ich sagen, es gibt immer noch die Unterstützung der Hochschulleitung. So haben wir eine Präsidentin, die sich fördernd einsetzt. Wir haben genderkompetente Kolleginnen auch in den technischen Fachbereichen. Sofern es Anreize gibt, wie das Professorinnenprogramm, wird auch etwas unternommen werden. Aber sobald die Mittel schwinden, der demografische Faktor einsetzt und die Studierendenzahlen sinken, wird wieder ein Ringen eintreten, das wäre meine Prophezeiung, dass bei Neu-Denomination von Professuren der Gender-Faktor heruntergefahren wird. Etwas anderes wird bei den Aushandlungen wahrscheinlich einfach für wichtiger erklärt. (Cillie Rentmeister)

4.2.6 Genderprofessuren und das Konzept Diversity

Es geht im vorliegenden Kontext um den Wandel in der Verwendung der Begriffe »Frau« und »Frauenforschung«, »Geschlecht« und »Geschlechterforschung« und die Durchsetzung des Begriffs »Gender« im Zuge der poststrukturalistischen und kulturtheoretischen Wende. Damit verbunden ist die zunehmende Verwendung der Begriffe »Genderforschung« oder auch »Gender Studies« statt Frauen- und Geschlechterforschung und die Vermeidung des Begriffs »Feminismus«. Dieser Wandel der Begrifflichkeiten zeigt immer auch einen Perspektivwechsel in der Theoriebildung an³⁰⁰ und er ist auch an den Denominationen der neu ausgeschriebenen oder neu geschaffenen Genderprofessuren abzulesen.

Begriffe haben unterschiedliche Konnotationen, rufen positive oder negative Assoziationen auf. Die Konjunktur des Begriffs »Gender« im deutschsprachigen akademischen Raum könnte damit zu tun haben, dass er internationaler und neutraler klingt als der Begriff »Geschlecht« oder gar »Feminismus«. Die Sozialwissenschaftlerin Gudrun-Axeli Knapp ist sich sicher, »dass die Notwendigkeit feministischer Gesellschaftskritik trotz aller Verbesserungen, insbesondere im Bereich rechtlicher Gleichstellung, nicht geringer ist als vor dreißig Jahren« (Knapp 2013a: 105), dennoch hat sie gemeinsam mit Kolleginnen an der Universität Hannover ihrer Arbeitsgruppe den Namen »Gender Studies« gegeben. Es waren strategische Überlegungen, die dafür sprachen.

300 Diesen Zusammenhang legt Andrea Maihofer exemplarisch am Übergang von der *Frauenforschung* zur *Geschlechterforschung* dar (Maihofer 2006).

[...] wir haben uns auch Gender Studies genannt in Hannover – und das war einfach nur, weil wir den Leuten das schmackhaft machen wollten, Gender klang international, Gender klang neutral. Wir haben einfach unsere interinstitutionellen Chancen dadurch erhöht, dass wir uns nicht feministisch genannt haben, und das hat auch geklappt. (Gudrun-Axeli Knapp)

Ilse Lenz sieht in der Frauenforschung eine Phase in der Entwicklung hin zur Geschlechterforschung, in der der Emanzipationsanspruch der Frauen noch vehement vertreten wurde und im Vordergrund stand. Für sie ist heute der Begriff Geschlechterforschung entscheidend.

Ich spreche für mich selbst von Geschlechterforschung. Frauenforschung ist für mich eine Phase in der Entwicklung des Faches. [...] Frauenforschung hatte für mich den wissenschaftspolitischen Anspruch, die untergeordnete und ausgeschlossene Lage von Frauen zum Gegenstand der Forschung zu machen. Das scheint mir heute etwas anders zu sein. [...] Heute ist der wissenschaftspolitische Anspruch, über Frauen zu sprechen, [...] nicht mehr ganz so tragend für mich. Ich würde sagen, Geschlecht als komplexe Kategorie, verschiedene strukturierte Chancen von Teilhabe, Ungleichheitsverhältnisse und so weiter. Aber ich würde auch sagen, die Frauenforschung ist ein sehr wichtiger Teil davon. (Ilse Lenz)

Auch Ruth Becker betont den politischen Anspruch, der mit dem Begriff »Frauenforschung« verbunden war, und will ihn verbunden mit Geschlechterforschung erhalten wissen.

Ich habe immer gesagt, ich will den Namen Frauenforschung auf jeden Fall erhalten und auf keinen Fall Gender oder nur Geschlechterforschung, und zwar deshalb, weil es mir ein politisches Anliegen war. Wir haben immer Geschlechterforschung gemacht. Frauenforschung ohne Geschlechterforschung geht gar nicht. Wir haben auf die Frauen geguckt, aber man braucht ja eine Referenzgröße. (Ruth Becker)

In den ersten Denominationen der in den 1980er- und Anfang der 1990er-Jahren eingerichteten Professuren wurden überwiegend noch Begriffe wie »Frauenforschung«, »Frauengeschichte«, »Frauenarbeit«, »Frauenliteratur« oder »Frauenstudien« verwendet. Im Verlauf der 1990er-Jahre vollzog sich der Wandel von der »Frauenforschung« zur »Geschlechterforschung« und schließlich von der »Frauen- und Geschlechterforschung« zu »Genderforschung« oder auch »Gender Studies«. Der Begriff »Frauenforschung« kommt ohne Ergänzung durch »Geschlechterforschung« nicht mehr vor oder ist durch den Begriff »Gender« ersetzt worden. Ebenso ist der Begriff »feministisch« aus den Denominationen gänzlich verschwunden. Dieser Wandel der Begrifflichkeiten in den Denominationen der Genderprofessuren

reflektiert auch die Theorieentwicklung des wissenschaftlichen Feldes, zuletzt den poststrukturalistischen Bruch mit gesellschaftstheoretischen Ansätzen.³⁰¹

Die Veränderungen in den Denominationen wurden zum Teil mit Billigung der Stelleninhaberinnen oder sogar auf deren ausdrücklichen Wunsch vorgenommen. So war beispielsweise Frauen- und Geschlechterforschung in der Denomination der ursprünglich in der Abteilung Bonn der Pädagogischen Hochschule im Rheinland angesiedelten Professur der Historikerin Annette Kuhn zunächst nicht enthalten. Mit der Übernahme der Professur durch die Universität Bonn Mitte der 1980er-Jahre setzte sich Annette Kuhn für eine Ergänzung der Denomination ihrer Professur um den Aspekt »Frauengeschichte« ein und wurde dabei vonseiten der Politik unterstützt. Per Erlass verfügte die damalige Wissenschaftsministerin Anke Brunn eine Umwidmung, sodass die Denomination fortan »Didaktik der Geschichte, mittlere und neue Geschichte sowie Frauengeschichte« lautete.

Als im Jahre 1986 [...] an der Pädagogischen Hochschule Rheinland, Abteilung Bonn, mein Lehrstuhl für Didaktik der Geschichte und mittlere und neuere Geschichte umgewidmet wurde und die neue, damals sehr ungewohnte und provozierende Bezeichnung Frauengeschichte erhielt, war meine Freude groß. Der heute etwas angestaubte Begriff Frauengeschichte war damals für mich und für viele Frauen ein Signalwort, das geradezu vor Innovationsfreudigkeit und Kraft strahlte. (Annette Kuhn)

Der Aufgabenbereich der ersten unbefristeten Genderprofessur im Fach Soziologie, die 1987 an der Goethe-Universität Frankfurt eingerichtet wurde, umfasste ursprünglich »Frauenarbeit in Produktion und Reproduktion, Frauenbewegung«. Diese im Duktus der marxistischen Theorie etwas sperrig formulierte Denomination wurde schließlich in »Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauenarbeit, Frauenbewegung« umgewandelt. Im Zusammenhang mit der Neuaußschreibung der Professur nach der Pensionierung der ersten Stelleninhaberin wurde die Denomination erneut in »Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung« verändert.

Die erste Genderprofessur im Fach Rechtswissenschaft, die 1991 an der Universität Bremen geschaffen wurde, erhielt die Denomination »Recht der Geschlechterbeziehungen«. Auf Wunsch der Stelleninhaberin wurde 2001 die Denomination um die Arbeitsgebiete »Arbeitsrecht« und

301 Siehe Kapitel 3.1.3, S. 52ff.

»Sozialrecht« erweitert. Auf der Tagung »Juristinnen an den Hochschulen – Frauenrecht in Lehre und Forschung«, die die Stelleninhaberin mit Förderung des Bundesbildungsministeriums durchführte (vgl. Rust 1997), wurde die bisherige Denomination als für die Rechtswissenschaften »unpassend« kritisiert. In der Folge wurde die Denomination dieser Professur geändert; sie lautet heute »Gender Law, Arbeitsrecht, Sozialrecht«. Der Begriff »Gender Law« wurde deshalb aufgenommen, weil er aus der amerikanischen und englischen rechtswissenschaftlichen Forschung bereits bekannt war und inhaltlich fest umrissen galt.³⁰²

Margrit Brückner gehört zu den insgesamt sechs befragten Genderprofessorinnen mit einer Stelle an einer Fachhochschule. Sie hatte bereits 1972 eine »Fachhochschullehrerstelle« für Soziologie, die 1979 in eine Professur für »Soziologie« umgewandelt wurde. Frauen- und Geschlechterforschung war in der Denomination dieser Soziologie-Professur zunächst nicht erwähnt. In den 1990er-Jahren erhielt sie von der Hochschule die Möglichkeit, das Profil ihrer Professur nach eigenen Vorstellungen zu präzisieren und somit die Denomination mitzubestimmen. Sie entschied sich für die Formulierung »Soziologie, Frauenforschung, Supervision«, die später noch einmal in »Soziologie, Frauen- und Geschlechterforschung und Supervision« umgewandelt wurde.

1979 hieß die Stelle »Soziologie«. Dann gab es zu einem Zeitpunkt in den Neunzigerjahren [...] die Chance, dass jeder und jede hier mal sagt: »Wie wollt ihr denn das genauer spezifizieren, was ihr hier an der Fachhochschule macht?« Dann habe ich gesagt, ich wollte gerne Soziologie und Frauenforschung beibehalten [...]. (Margrit Brückner)

Auch die Literaturwissenschaftlerin Magdalene Heuser ergriff die Chance, die Denominationen ihrer Professur entsprechend ihren Interessen und Vorstellung auf offiziellem Wege zu modifizieren. Die Aufgabenbeschreibung lautete zunächst »Angewandte Literaturwissenschaft« und wurde 1989 in »Literaturwissenschaft mit Schwerpunkt Frauen in der Literatur/Literatur von Frauen« umgewandelt. Als Begründung für diese Änderung nimmt sie Bezug auf die Studie von Silvia Bovenschen über die »imaginäre Weiblichkeit«.³⁰³

302 Mitteilung der Stelleninhaberin Ursula Rust in einer E-Mail an die Autorin vom 14.8.2014.

303 Die Literaturwissenschaftlerin Silvia Bovenschen legte mit ihrer Dissertation *Die imaginäre Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsen-*

[...] dieser Schrägstrich ist eigentlich diesen Untersuchungen von Silvia Boven-schen zu verdanken, die ja in ihrer Dissertation sehr klar gemacht [hat]: Frauen waren immer in der Literatur präsent und viel häufiger als Männer. Da sind wir nicht vernachlässigt. Aber wir sind eben überwiegend von männlichen Autoren dargestellt. – So bin ich praktisch zu dieser Bezeichnung gekommen. (Magdalene Heuser)

1989 wurde die Historikerin Gisela Bock auf die Professur »Sozialge-schichte mit besonderer Berücksichtigung der Geschlechterbeziehungen« an der Fakultät für Geschichtswissenschaft der Universität Bielefeld berufen. Sie bat um eine Modifikation der Denomination in »Allgemeine Ge-schichte mit besonderer Berücksichtigung der Geschlechtergeschichte«. Die Wissenschaftsministerin Anke Brunn genehmigte auch diesen Antrag.

Als ich nach Bielefeld kam, da habe ich entdeckt, dass viele Kollegen, auch solche, die berühmt sind dafür, die Sozialgeschichte erfunden und praktiziert zu haben, in ihrer Denomination vor ihrem Hauptschwerpunkt die Worte »Allgemeine Ge-schichte mit besonderer Berücksichtigung von ...« haben, nicht etwa Sozialge-schichte. Da habe ich gesagt, wenn es hier um das Allgemeine und das Besondere geht, dann gehört auch meine Frauengeschichte zum Allgemeinen. [...] Darauf habe ich größten Wert gelegt. In meinen Augen ist das keine bloße Teil-Deno-mination, sondern durchaus eine Voll-Denomination. Ich habe in meiner Geschichtsschreibung immer wieder argumentiert, dass es nicht angeht, dass die Frauen in der Geschichte auf das Besondere reduziert werden, während die Männer für das Allgemeine stehen. Also in dem Sinn war ich hoch zufrieden und habe das für weitaus »voller« gehalten als lediglich »historische Frauenforschung«. Die Bezeichnung »Allgemeine Geschichte« war mir sehr wichtig und galt mir als ein Ansporn, die Frauengeschichte als genauso allgemein zu sehen wie den Rest der Geschichte. (Gisela Bock)

Sprachliche Veränderungen in den Denominationen geben auch Hinweise auf die Bedeutung, die dem wissenschaftlichen Feld beigemessen wird. Was ist in diesem Zusammenhang davon zu halten, dass der Begriff »Gender« in den Denominationen zunehmend mit dem Begriff »Diversity« ver-bunden oder sogar darunter subsumiert wird? Eine Mehrheit der Befragten ist besorgt, der Begriff Diversity, der zurzeit sowohl innerhalb aber auch außerhalb der Hochschulen Konjunktur hat, könnte die Frauen- und Ge-schlechterforschung in den Hintergrund drängen, möglicherweise sogar vollkommen ablösen.

tationsformen des Weiblichen (1979) eine bahnbrechende Arbeit vor, die heute zu den Schlüsselwerken der Frauenbewegung gezählt wird (siehe dazu auch Stephan 2005).

Ich befürchte, dass sich die Gender-Professuren irgendwann in Diversity-Professuren auflösen. Ich glaube, dass die Zeit irgendwann vorbei ist. Vielleicht stirbt das Gender-Thema, die Institutionalisierung gerade an ihrem eigenen Erfolg. (Ilona Ostner)

Diversity ist für mich das Ende der Genderforschung in bestimmter Weise. Das sehe ich als ganz, ganz schwierig. Das mögen ganz viele gerne: »Wenn, dann machen wir gleich Diversity.« – Dann hast du aber die Frauen sofort in der Ecke mit den Alten, mit den Behinderten und mit den Ausländern. Da waren wir mal vor dreißig Jahren. (Sabine Hering)

Die Analyse-Kategorie Geschlecht respektive Gender, die für die Theoriebildung der Frauen- und Geschlechterforschung in den Disziplinen grundlegend ist, könnte einen Bedeutungsverlust erleiden und entsprechende Fragestellungen in Forschung und Lehre zu einer Nebensache werden.

Das halte ich für eine ganz gefährliche Entwicklung. [...] Mit Gender und Diversity geht auch die zentrale Bedeutung dieser Strukturkategorie Geschlecht meines Erachtens verloren. (Ruth Becker)

Die Tendenz ist sehr stark, Gender unterzuordnen. [...] Jedenfalls sehe ich die Gefahr schon, dass dann ganz plötzlich unter Diversity Gender nebenbei eine Fragestellung ist. Und sie ist meiner Ansicht nach zu zentral, als dass du sie einfach unterordnen kannst unter andere Diversity-Fragen. (Christina von Braun)

Die ältere Generation der Frauen- und Geschlechterforscherinnen sieht in der zunehmenden Dominanz des Diversity-Konzeptes eine Tendenz zu einer theoretischen Verflachung der Frauen- und Geschlechterforschung und einen Verlust von herrschaftskritischen Aspekten und emanzipatorischen Ansprüchen.

Das kommt auch wieder darauf an, wie man das ausgestaltet, was man daraus macht. In unserer Fakultät gab es Betriebswirte, die Diversity im Munde führten und das ganz prima fanden und darunter gleich Geschlecht subsumierten und meinten, [...] [Diversity] ist der übergreifende Begriff. Darunter war eigentlich nur gemeint, man muss die Vielfalt wahrnehmen, um sie möglichst gut ausnutzen zu können, für ökonomische Ziele oder was weiß ich. Da ging es gar nicht um die Ursachen für soziale Differenzierungen und die Auswirkungen zu untersuchen. Insoweit halte ich das durchaus für eine Strategie, den emanzipatorischen und kritischen Charakter von Genderforschung ein Stück weit zu unterlaufen. [...] Ich habe aber die Befürchtung, dass sich auf solche Professuren wieder Bewerber, Bewerberinnen melden, die eher einen solchen Blick auf die Zusammenhänge haben, wo dann Geschlecht ein Merkmal unter vielen diversen Differenzierungen ist. Das, was wir einmal angestrebt haben, die Wissenschaftsperspektiven zu verändern, Gegenstände zu erweitern und so weiter, und vor allem einen kritischen

Blick auf die Gesellschaft zu werfen, da ein ganzes Stück weit verloren geht. (Irene Dölling)

Die Soziologin Ilona Ostner fragt nach den Hintergründen für die derzeitige Hochkonjunktur von Gender-Studies- und Diversity-Konzepten in Wissenschaft und Politik. Sie befürchtet ebenfalls, dass durch die Dominanz des Diversity-Konzepts das Wissen um die Bedeutung der Kategorie Gender verloren gehen könnte.

Als kritische, Frankfurter Schule geprägte Soziologin finde ich es immer beunruhigend, wenn die Arbeitgeber und die Politik fordern, dass man mehr Gender Studies machen soll. [...] viele Leute, von denen man es nicht erwartet hat, auch innerhalb der Uni, auch der Wissenschaftsrat, alle [haben] sich des Themas bemächtigt und ich frage mich immer, wofür soll das jetzt instrumentalisiert werden? Es ist dieses kritische Potenzial, das wir noch hatten. Das sehe ich so nicht mehr [...]. Vielleicht ist das mehr in dieser Intersektionalitäts-, Diversitätsforschung, aber dann läuft Gender Studies Gefahr, unterzugehen. Vielleicht wird das so eine etablierte Nische, weil es dafür jetzt noch Punkte von den Geldgebern gibt [...]. Ich schaue mir das mehr von außen an und denke, was ist da eigentlich passiert? [...] Wo ist das kritische Potenzial? Ich fände es sowieso besser, wenn es hieße: Recht und Geschlecht oder Soziologie und Geschlecht, aber nicht Gender und Diversity. Diversity hat jetzt auch noch die Inklusionsthematik. Da denkt man, was gerade politisch en vogue ist, muss die arme Person jetzt machen. An den Denominationen sieht man einfach, was in der Gesellschaft gerade als Problem wahrgenommen und konstruiert wird. (Ilona Ostner)

Die Frauen- und Geschlechterforschung hat die zahlreichen gesellschaftlichen »Ungleichheitslinien« bereits früh in den Blick genommen und in die Forschungspraxis einbezogen. Wie die Genderprofessorinnen betonen, gehen Geschlechterbeziehungen und Geschlechterungleichheiten aber nicht einfach im Begriff der Diversity auf. Sie müssen im Fokus der Aufmerksamkeit und als eine zentrale Kategorie ausgewiesen bleiben, denn sie »funktionieren anders« als beispielsweise Klassenungleichheiten.

Ich denke mir [...], dass es um strukturierte Ungleichheiten und um Herrschaftsstrukturen geht [...], es gibt alle möglichen Ungleichheitslinien in unseren Gesellschaften, die sich auch berühren, aber man kann das sinnvollerweise für sich behandeln und sollte auch gewisse Grenzziehungen vornehmen, um sich auf eine Sache zu konzentrieren, weil Herrschaft nicht nach dem gleichen Muster funktioniert. Geschlechterungleichheiten funktionieren anders als Klassenungleichheiten, die an Arbeit und ökonomische Sachen gekoppelt sind, da sozusagen ihren Ursprung haben. (Beate Krais)

Diversity tut so, als wäre die Geschlechtszugehörigkeit ein Merkmal wie viele andere Merkmale. Aber es ist ein ganz existenzielles Merkmal, das in unserer Gesellschaft in einer bestimmten Form interpretiert wird. Das wird oftmals durch Diversity verdeckt. (Elisabeth de Sotelo)

In meiner eigenen Lehre sage ich, dass Gender eine zentrale Kategorie ist, aber dass sie verbunden werden muss mit anderen Ungleichheitskategorien. Nun heißt Diversity leider nicht Ungleichheitskategorie. Selbst Intersektionalität ist erheblich kritischer. Dieses Diversity empfinde ich als ein Management-Etikett [...]. Einmal ist schon diese Frage, ob dieses Branding, auf das man sich da einlässt, sich nicht auch besonders dazu eignet, eventuell zu verflachen. Und zweitens finde ich es sehr wichtig, zu einem angereicherten komplexen Begriff von Gender zu kommen, wo aber Gender weiterhin sehr sichtbar ist. (Ilse Lenz)

In diesem Zusammenhang verweisen die Hochschullehrerinnen auch auf das Konzept der Intersektionalität, »mit dem die Wechselbeziehungen von Dimensionen sozialer Macht-, Herrschafts- und Normierungsverhältnisse wie Geschlecht, soziales Milieu, Migrationshintergrund, Nation, Ethnizität, „Rasse“, sexuelle Orientierung, Behinderung, Generation et_cet_era. fokussiert werden«.³⁰⁴ Das Konzept soll dazu dienen, die Mehr-Ebenen-Analyse konzeptionell in die Frauen- und Geschlechterforschung zu integrieren.³⁰⁵

Einige Genderprofessorinnen halten eine Verbindung von Gender und Diversity oder auch von Gender mit Postcolonial Studies³⁰⁶ durchaus für sinnvoll, sofern sie nicht letztlich zu einer Verdrängung der Genderprofessuren führt.

Ich finde diese Kombinationen nicht generell schlecht, sondern produktiv, wenn es auch volle Denominationen gibt, mit denen die arbeiten. Ich finde es nicht schlecht, weil zum Beispiel Gender und Postcolonial Studies auch eine Chance ist, diese Genderfrage auch in verschiedene Bereiche zu verankern. Schlecht ist es natürlich, wenn das dazu dient, dass man sagt, Gender ist überall, aber es wird gar nicht gemacht, sondern es wird nur Postcolonial oder was weiß ich gemacht, und

304 Diese Beschreibung des Konzepts ist der Forschungsplattform »Portal Intersektionalität« entnommen, <http://portal-intersektionalitaet.de/konzept/>. Das Portal ist ein Pilotprojekt, das einen Schwerpunkt auf die Sozialwissenschaften im deutschsprachigen Raum (Deutschland, Schweiz, Österreich) gelegt hat. Konzipiert und organisiert wurde dieses Portal von Katharina Walgenbach in Kooperation mit Friederike Reher; Katharina Walgenbach hat an der Bergischen Universität Wuppertal eine Professur für »Gender und Diversity in Erziehungs- und Sozialwissenschaften« inne.

305 Zum Konzept der Intersektionalität siehe auch Knapp 2008, die auch die Frage diskutiert, ob Intersektionalität zurecht als neues Paradigma in der Frauen- und Geschlechterforschung bezeichnet werden kann.

306 Zu diesen Verbindungen siehe bereits oben Kapitel 3.1.3, S. 53ff.

man verhindert damit, dass eben Genderprofessuren eingerichtet werden. Ich glaube, dass es in jeder Universität in den großen Fächern eine volle Denomination [für Gender Studies] geben sollte. Weil die Gefahr natürlich ist, wenn überall Gender auftaucht, dass es dann gar nicht gemacht wird und es den Genderprofessuren einfach das Wasser abgräbt. (Inge Stephan)

Vor allem die Hochschullehrerinnen, die überwiegend in internationalen Kontexten und zur Interkulturalität forschen, sind der Meinung, dass der Diversity-Ansatz für die Frauen-und Geschlechterforschung fruchtbar gemacht werden könnte, auch deshalb, weil zurzeit das Konzept der Diversität in vielen gesellschaftlichen Bereichen als gewinnbringend angesehen wird. Sie weisen aber auch darauf hin, dass Aspekte der Differenz bereits in früheren Zeiten in der Frauen- und Geschlechterforschung bewusst als eine Dimension der Analysen mitgeführt wurde, wenn auch nicht in selben Ausmaß wie heute.

Diversity klingt weniger konfliktiv. Und die Vielfalt an ethnischen Gruppen kam auch sehr stark von der internationalen Frauenbewegung aus den globalen Bezügen. Da gab es sehr starke Netzwerke, die den Empowerment-Begriff und solche Dinge reingebbracht haben. [...] Aber es ist doch die Aufmerksamkeit eben auf Differenz und Vielfalt und auch einen anderen Kulturbegriff, weg von diesem Containerbegriff, das ist *die* deutsche Kultur, *die* französische und *die* türkische [...]. Ich vertrete keinen Intersektionalitäts-Ansatz, der in Deutschland von den Frauenforscherinnen sehr hochgejubelt wird, weil der konstruktivistische, den wir haben [...], immer schon unterschiedliche Aspekte einbezogen hat. (Gudrun Lachemann)

Das finde ich gar nicht schlecht. Diversity ist mehr als nur Gender-Diversity, und zu sehen, dass neben dem Geschlecht die Hautfarbe, die ethnische Zugehörigkeit, die soziale Klassenzugehörigkeit eine Rolle spielt, das ist mir immer wieder bei allen meinen Forschungen aufgefallen. Gerade wenn man das kontrastiert mit dem »Alle Frauen sind benachteiligt, alle Frauen leiden unter Patriarchat« – ob ich als Frau aus dem Subproletariat oder aus der Oberschicht eingebunden bin, macht einen Riesenunterschied. Wie Simone de Beauvoir schon gesagt hat: Die Frau eines Proletariers wird dem Proletarier näher stehen als eine Frau aus dem Bürgertum, die wiederum ihrem bürgerlichen Mann näher steht. Das ist so sehr wenig gesehen worden in den Anfängen der Frauenbewegung oder dass Frauen andere Frauen unterdrücken, auch dazu gibt es ja genügend Forschungen. Es ist wichtig, dass diese anderen Differenzkategorien mit berücksichtigt werden. (Renate Nestvogel)

Wenn man sich die seit Jahrzehnten vollziehenden Theoriebildungsprozesse in der Frauen- und Geschlechterforschung vor Augen führt, die verschiedenen Richtungs- und Perspektivwechsel und die intensive und

(selbst-)reflexive Diskurskultur kennt, erscheint das Vordringen des Diversity-Konzepts nicht nur im Kontext der Frauen- und Geschlechterforschung nicht selten als ein akademisches »Spiel«, mit dem durch eine veränderte Begrifflichkeit vermeintlich Neues auf den Weg gebracht werden soll.

Diversity ist da kein besonders fruchtbare Begriff, weil es eine Beliebigkeit mit sich bringt. Gender hatte schon den Anspruch, zentrale Machtachsen der Gesellschaft zu analysieren. Das kann man mit Postcolonial Studies zum Teil auch genauso sehen [...] und die Genderperspektive ist damit verbunden seit Jahrhunderten. Jede Analyse, die nur Gender anschaut und überhaupt nicht schaut, was eigentlich die koloniale Hinterlassenschaft bewirkt hat, wäre zu eng. Das scheint mir eine Weiterentwicklung des Genderansatzes [...]. Ich glaube, es ist wesentlich, dass die Denomination und auch die Besetzung, die Person, die die Professur hat, auch so etwas wie die Machthierarchien analysiert und wie sie ineinander greifen und miteinander zusammenhängen. Das ist auch kein besonders neuer Gedanke. Aber es bekommt immer wieder neue Benennungen. Das ist Teil des akademischen Spielchens. (Carol Hagemann-White)

Die Diskussionen über Gender und Diversity sind denn auch keine rein akademischen Debatten, sie werden auch von außeruniversitären Feldern wie der nationalen und internationalen (Hochschul-)Politik und Wirtschaft beeinflusst. Ein mächtiges Steuerungsmittel sind die finanziellen Ressourcen, die für die Forschung zur Verfügung gestellt werden. Es entsteht der Eindruck, dass derzeit Forschungsgelder leichter in Projekte aus der Diversity-Forschung als der Gender-Forschung fließen; entsprechend werden auch Professuren an den Hochschulen eher genehmigt, wenn der Begriff Diversity in der Denomination enthalten ist.

Diversity lässt sich ja unheimlich gut verkaufen [...]. Für Diversity bekommt man Geld, vielleicht mehr als für Gender. Ich finde es trotzdem problematisch. [...] Zu Diversity gehört ja eigentlich all das hinein, dass man sagen würde, was irgendwie ausgegrenzt ist. Aber diese Ausgrenzung von Frauen ist immer noch ein Hauptwiderspruch, der durch Diversity nicht aufgehoben werden kann. Da müssen Frauen dafür kämpfen, dass sie das, was da ist, erhalten. (Brigitte Young)

Wenn ich mir vorstelle, jemand würde zu uns kommen und sagen: »Ich vertrete einen Diversity-Ansatz, ich vertrete das Konzept der Intersektionalität«, dann würde diese Kollegin wohl gute Chancen haben. Sie würde sich wohl mit dem Kollegen verstehen, der Interkulturalität lehrt, weil er vermutlich auch findet, dass die Geschlechterfrage eigentlich ein Nebenaspekt oder einer unter vielen ist. Race – Class – Gender, das wird gleichberechtigt nebeneinander gesehen, beziehungsweise die mittlerweile vierzehn Diskriminierungsformen, die sich unter dem Dach von Di-

versity versammeln. Wenn aber jemand käme wie ich, die sagt, Geschlecht ist für mich [...] der Hauptwiderspruch, eine totale soziale Tatsache, die sich durch alle anderen menschlichen Unterschiede und gesellschaftlichen Strukturen zieht [...], dann hätte eine Aspirantin wahrscheinlich ein Problem [...]. Aber im Prinzip feuert der aktuelle gender-akademische Mainstream dieses mächtige Interesse, Geschlechterfragen in den Nebenwiderspruch abzudrängen. Das halte ich für einen Rückschlag. (Cillie Rentmeister)

4.2.7 Männer als Inhaber von Genderprofessuren

Die ersten Frauenforschungs- bzw. Genderprofessuren waren ausnahmslos mit Frauen besetzt und noch heute haben vornehmlich Wissenschaftlerinnen die Professuren mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung inne. Mit der Öffnung der Frauenforschung hin zur Geschlechterforschung begannen sich auch Männer für dieses wissenschaftliche Feld zu qualifizieren. Die Anzahl ist allerdings noch gering. Von den in der »Berliner Datenbank Genderprofessuren« aufgelisteten 213 Professuren an deutschsprachigen Hochschulen sind zehn von Männern besetzt. Neun dieser zehn Professuren sind an Universitäten, eine ist an einer Fachhochschule angesiedelt. Mit sieben von zehn dieser von Männern besetzten Genderprofessuren verteilt sich die deutliche Mehrheit auf nur zwei Fachgebiete, nämlich die Soziologie respektive Soziale Arbeit und die Literaturwissenschaft.

Wie sehen die Befragten die Besetzung von Genderprofessuren mit männlichen Kollegen? Nur wenige sind der Meinung, dass die Professuren mit einer Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung Frauen vorbehalten sein sollten. Sie argumentieren vorwiegend wissenschaftspolitisch damit, dass Frauen nach wie vor geringere Chancen haben, eine Professur zu bekommen, und bekennen sich damit zur Parteilichkeit.

Die Frauenforschungsprofessuren hatten auch das Ziel, und zwar ganz dezidiert, mehr Frauen an die Hochschulen zu bringen. Solange es immer noch nur so wenige gibt, solange dieses Missverhältnis so extrem ist, darf keine ehemalige Frauenforschungsprofessur von einem Mann besetzt werden. (Ruth Becker)

Ich würde auf jeden Fall die Frau nehmen. Das könnte ich nicht mehr wissenschaftlich begründen. Ich finde, Frauen haben immer noch so wenige Chancen. Ich selbst war Frauenbeauftragte und habe zwölf Stellenbesetzungen mitgemacht und als Professorin sogar mit dem Recht, mitzuwählen. Ich habe immer wieder festgestellt, wie schwer es für Frauen ist, so eine Professur zu bekommen [...]. Da wäre ich also ganz parteilich. (Elisabeth de Sotelo)

Spontan würde ich sagen [...]: Solange Frauen an Universitäten benachteiligt sind, solange der Anteil an Professorinnen in der gesamten Professorenschaft immer noch so gering ist, würde ich eher Frauen diese Stellen geben wollen. (Renate Nestvogel)

Die Parteilichkeit wird von einem feministischen Impetus getragen und als begründbares Anliegen vorgetragen.

Ich würde die Genderprofessuren gerne für Frauen reservieren. Ich glaube, diese zweihundert Frauen, die das lehren, sind schon so verschieden untereinander, dass sozusagen alles, was Männer sagen oder denken könnten, von ihnen mitgedacht und mitgelebt wird [...]. Es geht ja immer um Geschlechterverhältnisse. Man konnte und wollte doch nie »reine« Frauenforschung betreiben [...]. Es ist doch eine Fiktion oder Unterstellung, wenn behauptet wird, dass das jemals der Fall war. Insofern würde ich sagen, dies Feld für Frauen zu reservieren, fände ich ein Anliegen und auch wohl begründbar. (Cillie Rentmeister)

Andere weisen eine solche parteiliche Haltung vor dem Hintergrund des Wissens um die lange Tradition der Ausschließungen von Frauen aus den Wissenschaften explizit zurück.

Das ist meine alte Position, dass es kein Kriterium gibt, was vorab angelegt wird, um Menschen, welchen Geschlechts auch immer, auszuschließen. Das hat man den Frauen lange genug angetan und deswegen will ich nicht die Retourkutsche. Das geht nicht. (Karin Hausen)

Nach Ansicht mancher der Befragten könnte die Integration von Männern in der Frauen- und Geschlechterforschung auf Professorenebene womöglich dazu führen, dass die Akzeptanz dieses Feldes in der Wissenschaft zunimmt und Genderprofessuren insgesamt nicht mehr so leicht ins Abseits gedrängt werden.

Wir sehen, dass die Geschlechterforschung doch marginalisiert wird und nicht in die allgemeinen Disziplinen reinkommt. Allein dadurch, dass das vielleicht auch Männer [Geschlechterforschung] vertreten oder ihre eigene Forschung machen, sind die Chancen sicher größer. (Gudrun Lachenmann)

Je mehr Männer in die Geschlechterforschung gehen, desto besser, weil auf diese Weise das nicht ein weibliches Ghetto ist, in das Frauen abgedrängt werden. [...] Wenn aber auch Männer Geschlechterforschung machen, dann ist diese Ghettosierung von Frauen in der Geschlechterforschung nicht ganz so leicht und ermöglicht auch eine bessere Überschneidung zwischen den Fachdisziplinen in der Geschlechterfrage. (Christina von Braun)

[...] wenn Männer auch in ein Feld eingreifen, wo Frauen drin sind, [...] erhöht sich die Reputation und erhöht sich das Gehalt. (Brigitte Young)

Die Soziologin Ilse Lenz setzt sich noch dezidierter dafür ein, männliche Kollegen in der Frauen- und Geschlechterforschung einzubeziehen und sich gegenüber der Kritischen Männlichkeitsforschung zu öffnen. Männliche Kollegen als Bündnispartner könnten helfen, in den wissenschaftlichen Debatten die Kategorie Geschlecht fruchtbar zu machen.

Ich sage: Lasst uns das öffnen zu den engagierten Kollegen und auch zur Männlichkeitsforschung. [...] in der Geschlechterforschung sind wir gerade jetzt in einer sehr interessanten Umbruchsphase, wo mehr Männer reinkommen, die aufgrund ihrer wissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Geschlecht wirklich spannend sind. [...] Meine Einschätzung ist, dass wir eine große Vielzahl von Forschungsfragen vor uns haben, die sich auch mit den reflexiven Entwicklungen bei Männern beschäftigen. [...] Wenn wir versuchen wollen, dieser Stereotypisierung entgegenzutreten, sind sie wichtige Bündnispartner. Von daher sehe ich das nicht so: Ehe nicht die Frauen die Mehrheit haben ... [...] Ich denke, wir sind relativ stark geworden in den Positionen, die wir haben. Wir stehen jetzt vor sehr großen neuen Herausforderungen. Sowohl gesellschaftspolitisch [...] wie auch wissenschaftspolitisch. (Ilse Lenz)

Diese Position ist eine Reaktion auf die aktuelle Entwicklung, wonach sich mehr Männer als je zuvor im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung und überwiegend mit Fokus auf die Kritische Männlichkeitsforschung qualifizieren und der prozentuale Anteil der Frauen in der gesamten Professorenschaft langsam, aber stetig ansteigt.

Ich würde mir wünschen, dass sowohl die Frauen in allen anderen Wissenschaften jetzt Öffnungen erfahren, und in die Richtung scheint es ja zu gehen, wie auch, dass wir keinen geschlossenen Club in der Genderforschung machen, sondern dass man versucht, die Männer, die sich dafür interessieren, mit aufzubauen. Das setzt selbstverständlich inhaltliche Ausgewiesenheit und Sensibilität voraus. Aber ich denke, das ist sehr wichtig, wenn wir sagen, wir wollen wirklich ein Gendering der Wissenschaft erreichen. (Ilse Lenz)

Hier am Institut kann ich einfach feststellen, dass zunehmend Frauen auch in klassische Professuren in der Soziologie beziehungsweise Politikwissenschaft berufen werden [...]. Andererseits muss man ja auch wahrnehmen, es gibt zunehmend Männer, die da auch qualifizierte Forschung machen. Die haben auch nicht wahnsinnig einfache, leichte Aussichten, dann in Professuren zu kommen. Insofern bin ich da auch etwas unentschieden und ambivalent. (Hildegard M. Nickel)

Margrit Brückner war Hochschullehrerin im Fach Soziale Arbeit. Die Soziale Arbeit war immer eine Domäne der Frauen. Einerseits möchte sie, dass dieses Fach ein »Frauenfeld« bleibt. Andererseits räumt sie ein, dass sich diese berufspolitische Argumentation sachlich nicht halten lässt.

Da bin ich wieder ganz ambivalent, ich komme aus der Ambivalenz nicht raus. Ich komme ja auch aus einer Zeit, wo es darum ging, dass Frauen sichtbar werden sollen. Das liegt mir sehr am Herzen. Diese ganze Debatte »Männer in der Sozialen Arbeit« halte ich für unsäglich. Von daher habe ich emotional sehr viel dafür übrig zu sagen: Das sollen Frauen machen, das ist ein Frauenberuf, wieso soll das kein Frauenberuf sein, lasst uns eher diesen Frauenberuf besetzen und Frauen- und Genderprofessuren sollen Frauen innehaben. Ich sehe aber auch die Seite, dass es durchaus wichtig ist, sich auch theoretisch in der Frauenforschung zu öffnen. Wie Carol Hagemann-White gesagt hat, war sie [die Frauenforschung] immer auch Forschung, die auch auf das Geschlechterverhältnis guckt und nicht nur auf Frauen. Wenn ich das ernst nehme, spricht natürlich alles dafür, dass auch Männer hinein können und sollen. Von daher bin ich da gesehen tatsächlich eher zwigespalten. Politisch gesehen sollte es Frauenfeld bleiben. (Margrit Brückner)

Wenn es um die inhaltliche Ausrichtung der Frauen- und Geschlechterforschung geht, wird an die kritische Haltung gegenüber der Wissenschaft und ihren Institutionen erinnert, die in den 1970er-Jahren das Projekt einer »feministischen Wissenschaft« begründete. Gudrun-Axeli Knapp bringt aktuell das politische Anliegen des Feminismus wieder ins Spiel. Die Essenz der politischen Bewegungen, der Einsatz der Frauen für Freiheit und Gleichheit und gegen jegliche Form von Sexismus hat dazu geführt, die Androzentrismen in der Wissenschaft aufzudecken. Diese wissenschaftskritische Haltung, sowohl in epistemologischer als auch in institutioneller Hinsicht, war ursprünglich ein wichtiges Motiv für die Einrichtung von Genderprofessuren an den Hochschulen. Und wenn es um diesen Aspekt geht, könnte das Geschlecht bei der Besetzung der Professuren in den Hintergrund treten.

Ich finde, Genderprofessuren sollten mit Feministinnen und Feministen besetzt werden, ob nun Mann oder Frau, das ist sekundär. [...] Obgleich ich nicht ausschließen würde, dass Leute, die Genderforschung betreiben, aber keine Feministen oder Feministinnen sind [...], gute Sachen machen. Aber wenn sie sich mit dem, was sie machen, so positionieren, dass sie die Legitimität einer kritischen Perspektive in Frage stellen, [...] dann finde ich, ist das ein Problem. Ob Mann, ob Frau ist mir dann im Prinzip auf der Ebene nicht so wichtig, wenn die gute kritische Analysen machen. (Gudrun-Axeli Knapp)

Diese Ansicht teilen diejenigen nicht, nach deren Überzeugung im vorliegenden Kontext das »Gewissen der Revolution« doch eher bei den Frauen liegt.

Das Gewissen der Revolution liegt dann doch bei den Frauen. Wenn wir noch eine Revolution wollen in Geschlechterverhältnissen, dann wird die eher von denen

bewirkt werden, die eben nicht die Vorteile aus dem Status quo haben. Von daher sollten Frauen das [Vorrecht auf Genderprofessuren] behalten. (Dagmar Schultz)

An dieser Stelle kommen einige der Genderprofessorinnen darauf zu sprechen, dass die Hochschulen kaum noch hoch dotierte Professuren mit einer Denomination ausschreiben, in der der Genderaspekt explizit benannt ist. Gender findet sich nurmehr am Rande, im »Kleingedruckten«. In Stellenausschreibungen heißt es dann beispielsweise »Eine Integration von Genderaspekten in die Forschung und Lehre ist ausdrücklich erwünscht³⁰⁷ oder »Eine Integration von Genderaspekten als Querschnittsperspektive ist vorgesehen³⁰⁸ oder es wird als »weitere Anforderung« »Vertrautheit mit Fragestellungen der Gender Studies³⁰⁹ aufgeführt. Dass die Begriffe »Gender« oder »Diversity« im »Kleingedruckten« häufiger als früher zu lesen sind, interpretieren die einen als Bedeutungsgewinn. Andere sehen darin eher ein taktisches Zugeständnis, das im Rahmen der Aushandlungsprozesse gemacht wird, um die Stelle zu erhalten. Ein solches Taktieren kann denjenigen die Tür öffnen, die Gender lediglich als ein Ticket auf dem Weg zur Professur nutzen, denn unter diesen Umständen kann es genügen, wenn der Bewerber oder die Bewerberin nachweisen kann, sich zumindest am Rande auch einmal mit Genderaspekten beschäftigt zu haben.

Das haben sie [die Stellensuchenden] mittlerweile auch erkannt, dass sie ein paar kleine Aufsätze, Beiträge mit einem schönen Titel schmücken können und dann zählt das für Gender Studies, weil eben auch das Gremium oder die Berufungskommissionen gar nicht auf dem neuesten Stand sind. [...] die das letztlich gar nicht beurteilen können. Die sehen gar nicht die Unterschiede, was die eigentliche Forschung bedeutet und was solche schmeichelnden Artikel sind. (Renate Kroll)

Allerdings gibt es auch männliche Studierende, die sich über die Jahre intensiv mit den Themen der Frauen- und Geschlechterforschung beschäftigt und sich in diesem Feld qualifiziert haben. Es ist konsequent, wenn sie mit dieser Qualifikation auch eine Professur anstreben und besetzen können.

307 Ausschreibung der Justus-Liebig-Universität Gießen für eine W2-Professur für »Historische Musikwissenschaft« im Jahr 2014 .

308 Ausschreibung der Justus-Liebig-Universität Gießen für eine W3-Professur für »Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Politisches und Soziales System Deutschlands/Vergleich politischer Systeme« im Jahr 2014.

309 Ausschreibung einer Junior-Professur für die Geschichte Nordamerikas an der Freien Universität Berlin im Frühjahr 2014.

Ja. Das ist auch eine Konsequenz der Entwicklung. Ich habe ja auch einige Doktoranden, die, wie ich finde, auch wirklich gute Geschlechterforschung machen, auch in der Literaturwissenschaft. Ich würde nicht ausschließen und fände es auch falsch, zu sagen, die sollte man qua Geschlecht davon fernhalten. [...] aber ich würde natürlich versuchen zu verhindern, dass solche Professuren besetzt werden von Leuten, die eigentlich damit gar nichts am Hut haben oder die eben nur die Stelle haben wollen und sie dann ganz schnell korrumpern oder an die Wand fahren. Aber es gibt auch in der neuen Generation Leute, die gut ausgebildet sind, denen ich das sehr gut zutraue, das zu machen. (Inge Stephan)

Ob Männer Genderprofessuren besetzen sollen, ist auch für die Historikerin Gisela Bock eine Frage von Qualität und Konkurrenzfähigkeit.

Ich habe nichts dagegen, und alles spricht dafür. [...] Ob Männer Genderprofessuren besetzen sollen, sehe ich lediglich als eine Frage der Qualität in der Konkurrenz mit Frauen und anderen Männern. Faktisch ist es zurzeit so, dass die meisten männlichen Historiker, die sich für Geschlechtergeschichte interessieren, nur die sogenannte Männergeschichte betreiben. Aber das ist natürlich auch wichtig. (Gisela Bock)

Offenheit gegenüber Veränderungen, keine Ausgrenzung aufgrund des Geschlechts, Männer als Bündnispartner gewinnen – alle diese Argumente für Männer auf Genderprofessuren werden von den befragten Hochschullehrerinnen vorgetragen; zugleich wissen sie aber auch, dass eine parteiliche Haltung begründet ist.

Das wäre ein Verlust, wenn man auf die Idee käme, man müsste die Hälfte der Genderprofessuren mit Männern besetzen, damit man dann die Gleichstellung hat. Das wäre ein tiefes Missverständnis von Gleichstellungspolitik. Aber es gibt mir liebe Kollegen, die differenziert und sensibel und auch vertieft sich mit der Genderthematik so auseinandersetzen, dass deren Beiträge zu dem Diskurs unverzichtbar wertvoll sind. Und ich wüsste nicht, warum sie nicht eine Professur haben sollten. [...] Mit Sicherheit ist meine Generation sehr geprägt von den Kämpfen der Durchsetzung [...], dass Frauen überhaupt öffentlich in dieser Art von Position sein können und dass die Thematik auch ernst genommen wird. Das hinterlässt auch Erinnerungsspuren, die sowohl emotional wie auch intellektuell wirken können. Das Erschrecken darüber, wenn ein Mann eine Stelle für Frauenforschung bekommt zum Beispiel, ist sicherlich auch ein Stück dieser Erinnerungsspur. Verlieren wir dann auch das, was wir gewonnen haben? (Carol Hagemann-White)

Vielen Befragten fällt es deshalb schwer, eine eindeutige Haltung zu der Frage einzunehmen, ob Männer Genderprofessuren besetzen sollen.

4.2.8 Generationenunterschiede

Mit dem Ausscheiden der ersten Genderprofessorinnen aus dem aktiven Hochschuldienst seit Ende der 1990er-Jahre begann ein Prozess des Generationenwechsels. Sehen die pensionierten Hochschullehrerinnen einen Unterschied zwischen ihrer Generation und den gegenwärtig an den Hochschulen aktiven Professorinnen und Professoren, die Frauen- und Geschlechterforschung vertreten? Und wenn ja, wie lässt sich dieser Generationenunterschied beschreiben? Die meisten Befragten stellen ihre Antwort in den Kontext des grundlegenden Wandels der Hochschulen seit Ende der 1990er-Jahre, der die Jüngeren mit gänzlichen anderen Bedingungen konfrontiert. Über die Benennung der heutigen Herausforderungen kommen sie zu der Beschreibung der Situation, die für ihre aktive Zeit in der Hochschule charakteristisch war.

Die stehen vor ganz anderen Herausforderungen als wir. Erst einmal hat sich die ganze Universitätslandschaft in den letzten zehn Jahren radikal verändert. Man kann auch die Situation [...] nicht mehr vergleichen mit der, die ich in den Neunzigerjahren zu verantworten hatte. Da waren viel größere Spielräume da, viel weniger Studierende, viel weniger bürokratische Arbeit. Diese ganze Ökonomisierung hatte noch nicht stattgefunden. Das war mehr so das, was wir klassischerweise unter Universität verstanden, als Bildungseinrichtung, die eine relative Autonomie als Wissenschaftsfeld gegenüber anderen Feldern hat. Das ist heute ganz anders. Die stehen vor ganz anderen Sachzwängen als wir damals. (Irene Dölling)

Wiederholt wird von den größeren Spielräumen und geringeren Sachzwängen gesprochen, die die Älteren vor allem zu Beginn ihrer akademischen Laufbahn erlebt haben. Getragen von der Aufbruchsstimmung und mit der Hoffnung auf die Veränderbarkeit von Wissenschaft und Gesellschaft engagierten sie sich innerhalb und außerhalb der Hochschulen. Viele erlebten die darauf folgenden Jahre als einen Prozess der Desillusionierung. Im Vergleich dazu wird die jüngere Generation als von Anfang an illusionsloser beschrieben.

Diese Kämpfe um Professuren sind ja geführt worden, weil gedacht wurde, wir könnten die Gesellschaft radikal verändern. [...] Ich glaube, es ist aber etwas anderes, in einer noch nicht desillusionierten Perspektive Geschlechterforschung oder feministische Wissenschaft zu machen als auf dem Hintergrund einer Desillusionierung. Wir haben die Desillusionierung erlebt und analysieren sie jetzt. Aber in der Zeit des Aufbruchs war die eben nicht da, die [...] [Jüngeren] fangen unter anderen Bedingungen an, unter Bedingungen der Desillusionierung, zynisch eigentlich nicht, aber illusionsloser. [...] Wir sind mit der Emanzipations-Illusion

und auch mit der großen Theorie-Illusion eigentlich als Kinder der Moderne da reingegangen und dann postmodern gebrochen worden oder reflexiv-modern geworden auch im Zuge von Erfahrung. Die heutigen jüngeren Professorinnen haben diese Illusionen nicht mehr. (Gudrun-Axeli Knapp)

Die ersten Genderprofessuren sind aus den Neuen Frauenbewegungen heraus in einer Aufbruch- und Umbruchstimmung erkämpft worden, die nicht nur Energie und Kreativität freigesetzt hat, sondern auch eine starke Identifikation mit den Grundgedanken der (Frauen-)Emanzipation erzeugte. Diese Identifikation ist aus den Aussagen der Befragten auch heute noch herauszuhören, insofern dem »gemeinsam« Erkämpften nach wie vor eine hohe Bedeutung beigemessen wird. Sabine Hering spricht in der Erinnerung von der »Kämpferinnengeneration«.

Wir haben noch den Kampf darum miterlebt. Das ist natürlich sehr identifikationsstiftend. Das ist nichts, was man einfach wieder abstreifen kann. [...] Es gibt insgesamt in der Entwicklung der Frauenbewegung die Erfahrung, dass die Generationen, die etwas erkämpft haben, sich anders verhalten haben als die, die es bereits vorgefunden haben. Diese Kämpferinnengeneration hat natürlich auch ein anderes Gefühl dafür, was es wert ist und was für den Erhalt notwendig ist als die, die kommen und sich in das Nest setzen und sagen, ist doch prima. (Sabine Hering)

In den 1970er-Jahren waren die späteren Genderprofessorinnen junge Frauen und von den sozialen Emanzipationsbewegungen oft ganz persönlich berührt. Die fortschreitende Theoriebildung in der Frauen- und Geschlechterforschung, an der sie mitwirkten, wurde nicht zuletzt zur Grundlage ihrer ganz persönlichen Emanzipationsgeschichte.

Ich weiß, dass meine Generation vielleicht das Glück hatte, in einer Zeit mit der Frauenforschung zu beginnen, als gleichzeitig gesellschaftlich eine Frauenbewegung stattfand, die die meisten sehr persönlich bewegt hat, die mich auch verändert hat, die Einfluss auf mein Leben genommen hat und eine Motivation hervorgebracht hat, durch die Frauenforschung etwas dazu beitragen zu können, dass Frauen in der Gesellschaft anders – selbständig, frei – vorkommen können, dass sie nicht in eine Hierarchie eingebunden sind und sich entfalten und ein erfülltes Leben ihrer Wahl führen können, ohne durch androzentrische Strukturen daran gehindert zu werden, und dass sie als Frau ihr ganzes Menschsein leben können. Das ist wie so eine Mission, die mich in all dem, was ich gemacht habe, getragen hat. Bei der jüngeren Generation sehe ich, dass diese Bewegtheit, diese Mission nicht da ist oder seltener da ist, sondern dass sie mit einer sehr großen Sachlichkeit, auch sehr viel cooler an diese Themen drangehen, sehr intelligent, spritzig, klug, aber diese Bewegtheit fehlt. (Helga Grubitzsch)

Die »Bewegtheit«, die durch einen gemeinsam geführten Kampf gegen diskriminierende Zumutungen entsteht, gibt es heute so nicht mehr. Das könnte ein Grund dafür sein, warum die Identifikation mit den emanzipatorischen Ansprüchen, die der Frauen- und Geschlechterforschung nach wie vor inhärent sind, bei der jüngeren Generation geringer ist. Vieles, wofür Frauen gekämpft haben, ist erreicht. Kämpferisches, gar missionarisches Engagement ist mit einer weit verbreiteten, als »cool« geltenden disanzierten Lebenshaltung nicht mehr vereinbar und mutet »antiquiert« an.

Ich denke, die Identifikation mit der Sache ist generell weniger hoch. Das ist nicht auf die Frage der Geschlechterforschung nur bezogen, sondern es ist, denke ich, ein gesellschaftlich sehr relevanter Trend, dass die Flexibilität, die verlangt wird, auch dort eine Auswirkung hat, dass jemand, der oder die ganz stark an [...] [etwas] hängt, auch ein bisschen etwas Antiquiertes dann hat. (Regina Wecker)

Die ältere Generation ist mehr identifiziert mit Genderforschung, weil sie auch mehr diskriminiert wurde. Es gab ja wirklich mehr Diskriminierung an den Unis früher [...]. Ich habe es noch erlebt, dass mir dann Kolleginnen sagten, ein Dozent hätte seinen Studentinnen im Examen gesagt: »Ach, kümmern Sie sich doch lieber darum, einen Ehemann zu finden«. In den 70er-Jahren! [...] Oder: »Die Stelle kann man der Frau doch nicht geben, die sich da beworben hat. Die hat doch zwei kleine Kinder zu versorgen, das wäre ja unverantwortlich«. Ich könnte jede Menge solcher Beispiele bringen. Das erleben die jungen Frauen heute nicht. (Renate Nestvogel)

Die Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen unterliegt heute einer akademischen Disziplinierung; der Feminismus ist »akademisch« geworden, wie Sabine Hark (2005: 9) schreibt. Ihre Verbindung mit den Emanzipationskämpfen von Frauen in den 1970er- und 1980er-Jahren ist Geschichte, die man in Büchern nachlesen kann.

Da ist schon ein großer Unterschied. [...] ich war damals ja gefordert, als Frau, die [...] eben auch politisch [...] für die Frauen spricht, Frauenseminare durchsetzt [...]. Die Fragen stellen sich ja jetzt gar nicht mehr. [...] Auf der anderen Seite hat sich natürlich innerhalb des Akademischen durch die Frauenforschung sehr viel geändert. Die Frauenforschung ist da. Es ist eine [...] akademische Disziplin. Es ist sehr viel mehr akademisiert worden. Man kann viel mehr auf Forschung rekurrieren, die es früher nicht gab. Von daher ist es [...] [losgelöst] von irgendeinem politischen Anspruch. Auf der anderen Seite gibt's diese Verflechtung mit anderen Themen. Insofern stellt sich für die jüngeren Kolleginnen die Situation heute ganz anders dar. Insofern ist es alles insgesamt sehr viel ruhiger, akademischer, differenzierter [...]. Das ist der große Vorteil, das finde ich sehr gut. (Birgit Rommelspacher)

Für viele, die sich aktiv an den Emanzipationsbewegungen beteiligten, war die Frauen- und Geschlechterforschung nicht nur eine wissenschaftlich zu bearbeitendes Feld, sondern ein »Lebensthema«, zentral für die Entwicklung des eigenen Denkens und Handelns, das untrennbar mit dem privaten Leben verbunden war.

Das war für mich die Wende in meinem Leben und das ist für keine der jüngeren Wissenschaftlerinnen mehr so. Das weiß ich noch genau: im Institut für Sozialforschung, wie mir plötzlich auffiel, dass diese Art von Forschung, die ich mache, im Grunde das zum Allgemeinen erhobene Männliche ist. Da habe ich das für mich erfahren [...], was es heißt, mit dem männlichen Blick durch die Welt zu gehen. Das hat mich und mein Leben und mein Denken verändert. Und so ging es damals, glaube ich, vielen mit der Frauenforschung. Deswegen war es ein Lebensthema, bis dann Gender als Kategorie, als wichtiges Kriterium und wichtige Dimension im Denken verallgemeinert worden ist. Ja und für die jungen Frauen ist es eine [Kategorie] unter mehreren. [...] Deswegen denke ich, das ist eine Entwicklung, da muss man freundlich drauf gucken. Für die jüngeren Frauen hat das eine ganz andere Bedeutung, [...] für die ist das mit dem Gender kein Lebensthema mehr. Und das ist ja auch ein Erfolg unserer Arbeit, dass es anscheinend doch selbstverständlicher geworden ist und dass man es nicht mehr zum Zentrum seines Lebens machen muss, sondern zu einem Schwerpunkt unter vielen. (Karin Flaake)

Die Soziologin Christel Eckart betont in diesem Zusammenhang die Bedeutung des intensiven Austauschs und des Zusammenhalts unter Kolleginnen aus ihrer Generation. Die Verbundenheit gründete auf geteilten Zielen und dem gemeinsamen Engagement in der Frauenbewegung, aus ihr heraus entwickelten sich Forschungszusammenhänge und Freundschaften, die auch als soziales Netz und emotionale Stütze wichtig waren. Sie nimmt an, dass sich die jüngere Generation weniger auf solche belastbaren und solidarischen Gemeinschaften stützen kann und stärker vereinzelt agiert.

Da fällt mir an der Stelle ein Grundgedanke ein, den ich gerne noch mal laut und deutlich aussprechen und loswerden möchte. Meine Kollegin[nen] Angelika Diezinger [...], Karin Jurczyk [...];³¹⁰ Wir waren eine Generation [...]. Die Stärke, diese Inhalte zu vertreten, diesen Weg zu gehen, lag in der Verbundenheit der gemeinsamen auch außeruniversitären, auch frauenbewegten Kräfte, die da gebündelt

310 Angelika Diezinger ist seit 1994 Professorin für »Soziologie für Soziale Arbeit unter besonderer Berücksichtigung der Geschlechterverhältnisse« an der Hochschule Esslingen und gehört auch zur ersten Generation der »Genderprofessorinnen«; zu Karin Jurczyk siehe Anm. 253.

waren. Man wusste sich immer in einem Zusammenhang. Und wir haben uns ja auch unentwegt Zusammenhänge geschaffen. Dieser DFG-Schwerpunkt³¹¹ zum Beispiel ist wirklich ein gutes Exempel dafür. Es gab ja Dutzende von Schwerpunkten. Aber wir haben unseren Schwerpunkt gemacht. Und wir haben uns zum Beispiel Tagungsorte ausgesucht, wo wir übers Wochenende waren. Wenn ich dann zurückkam ans Institut, sagten meine Kollegen: »Ihr macht's euch auch gut«. Also, wir haben das auch gestaltet und es war wirklich ein Austausch und nicht nur eine Pflichttagung, die sein muss, weil sich einmal im Jahr der Schwerpunkt treffen muss. Diese Gemeinsamkeit und der Austausch, mit dem man sich dann auch wieder an seinen Platz begibt, das war was ganz Wichtiges für diese Generation [...]. Ich nehme mal an, dass das für die nächsten Generationen schon was ziemlich anderes ist. Der Einzelkampf ist wahrscheinlich noch stärker. (Christel Eckart)

In der Rückschau überwiegen die Schilderungen des Positiven über diese »frauenbewegte Zeit«. Sie beflügelte und beförderte nicht nur einen intensiven intellektuellen Austausch, sondern auch das Entstehen von Freundschaften.

Freundschaften, Freundschaftsnetze eigentlich, ich glaube, das war für mich das Wichtige. (Barbara Duden).

Es wurden provokante Themen diskutiert und in die Wissenschaften hineingetragen. In den Hochschulen wurden geschützte Räume erkämpft, die es ermöglichen, Distanz zu den Institutionen zu halten und Zumutungen besser zu ertragen. Auch heute noch erzählen einige Genderprofessorinnen emphatisch, dass die Frauenbewegung »allem ein Strahlen und einen neuen Sinn« (Cillie Rentmeister) gab.

Die erste Generation der Genderprofessorinnen stand vor der Aufgabe, selbst initiativ zu werden und Gemeinschaften und Orte zu schaffen, in denen sich Ideen und Konzepte, Ansprüche und Ziele, Handlungsformen und -strategien entwickeln und formulieren ließen. So konnten an den Hochschulen schließlich die Strukturen etabliert werden, auf die die nachfolgenden Generationen nun zurückgreifen können.

Unsere Generation musste erst einmal darum kämpfen, dass man institutionell irgendwas festklopfen kann. Wir haben uns irgendwann entschieden, wir machen Frauenforschung. Aber da gab es noch keine institutionelle Absicherung. Weder hatten wir eine Professur dafür, noch hatten wir irgendwelche Ressourcen, auf die wir zurückgreifen konnten. Wir haben es eben einfach gemacht und haben versucht, nach und nach irgendwie Strukturen reinzukriegen. [...]. Wir haben erst

311 Schwerpunktprogramm »Integration der Frau in die Berufswelt« der Deutschen Forschungsgemeinschaft in den 1970er-Jahren, siehe Anm. 154.

einmal mit nichts angefangen und haben versucht, uns innerhalb der Strukturen kleine Räume zu schaffen. Das hat diese nächste Generation schon anders erfahren. [...] Sie sind in Zusammenhänge gekommen, in denen Frauen- und Geschlechterforschung ein Stück weit etabliert war, wo es Strukturen gab, um die mussten sie nicht mehr kämpfen. (Irene Dölling)

Einige Genderprofessorinnen verwenden das Bild des »gemachten Nests«, das die jüngere Generation an den Hochschulen vorfindet und als selbstverständlich gegeben in Anspruch nimmt. Damit erklären sie sich die Indifferenz, die viele Jüngere gegenüber den Institutionen der Frauen und Geschlechterforschung an den Tag legen, um deren Einrichtung die Älteren noch ringen mussten.

Der Unterschied ist einfach der, dass die [...] nächste Generation schon in gemachte Nester, also in ein errungenes Gebiet gekommen sind und deshalb die Notwendigkeit des Erkämpfens auch gar nicht mehr erfahren haben und auch nicht für notwendig halten. Bei uns ist einerseits eine gewisse Verbissenheit wahrscheinlich das, was man uns vorwirft. Auf der anderen Seite ist es bei der jetzigen Generation eine gewisse Gelassenheit oder auch Gleichgültigkeit und Indifferenz, weil das ja nicht mehr so notwendig ist, sich dafür einzusetzen. (Ute Gerhard)

Dass eine nachfolgende jüngere Generation von Genderforscherinnen auf vorbereitete institutionelle Strukturen trifft, ist ein Erfolg des Engagements und der Pionierarbeit der vorangegangenen Generation(en). Die Älteren verbinden damit die Erwartung, dass sich die Jüngeren für den Erhalt und Weiterentwicklung des Erkämpften einsetzen und es nicht durch Indifferenz gefährden. Ihnen sollte bewusst sein, dass das Erreichte auch wieder verloren gehen kann.

Dass sie sich in ein gemachtes Bett setzen, ist, ich denke, auch ein bisschen die neidvolle Position der Älteren. So soll es ja eigentlich sein, dass die Stellen eine Selbstverständlichkeit sind. Aber ich denke, auch die jüngeren Genderstelleninhaberinnen müssen sich darauf gefasst machen, dass ihnen da jemand ans Leder will oder es keine Nachbesetzung, keine Ausstattung mehr gibt [...]. Wenn sie nicht durch eigenes Nachdenken schon wissen, dass eine Stelle eben doch noch immer keine Selbstverständlichkeit ist, wäre es also eine Aufgabe, dass wir Älteren sie darauf vorbereiten und ihnen sagen: »Denkt dran, wir wünschen es euch nicht, aber seid darauf gefasst, auch mal Gegenwind zu kriegen. (Konstanze Plett)

Die in der Infrastruktur der Hochschulen verankerten Institutionen der Frauen- und Geschlechterforschung (Zentren, Genderprofessuren, Studienangebote, Zeitschriften, Genderbibliotheken, Informationsportale etc.) sind ein Erbe, das genutzt werden soll und mit dem weitergearbeitet wer-

den kann. Die Erwartung, dieses vorgefundene Erbe zu erhalten und verwalten, kann allerdings auch belastend sein; möglichweise ist es leichter und lustvoller, etwas Neues zu gestalten.

Es ist immer leichter in der Aufbauphase, weil man da mehr Kraft entwickelt und vieles, was man als Überlastung getragen hat, hatte ein Ziel, auf das man hinarbeitet. Es ist immer einfacher, als wenn man etwas weiterführen oder verwalten, erhalten soll, das ist immer anstrengender. Ich glaube, dass man sich da eher belastet fühlt als in der Phase, wo man aufbaut. Das ist einfach so. Die Gender- oder Frauen- und Geschlechterforschung hat auch so was wie ein Erbe [...]. Eine Erbschaft kann auch belastend sein. Wie gesagt, es ist immer einfacher, aufzubauen als auszubauen, weil ja jede Generation auch irgendwie was Neues machen muss. Die können auch das natürlich nicht so machen, wie wir das gemacht haben, die müssen sich auch neu orientieren [...]. Ich habe gesagt, ich habe damals keine Vorbilder gehabt. Das ist auf der einen Seite immer ganz traurig, auf der anderen Seite ist so was natürlich auch ganz toll. Ich konnte es selber gestalten. (Inge Stephan)

In der Einschätzung der älteren Generation der Genderprofessorinnen gehen die ihnen nachfolgenden jüngeren Generationen souveräner mit den vorgefundenen institutionellen Strukturen, Netzwerken und dem über vier Jahrzehnte geschaffenen Gender-Wissen um. Sie arbeiten auch selbstbewusster und gezielter darauf hin, eine ihrer Ausbildung angemessene Berufspositionen einzunehmen, darunter auch solche, die in früheren Zeiten nahezu ausnahmslos noch Männern vorbehalten waren.

Sie können in Berufe einsteigen, die für uns noch mehr oder minder geschlossen waren. (Brigitte Young)

Für die [nachfolgende Generation] war der Beruf Professorin schon am Horizont, während – da lege ich wirklich Wert drauf – ich als Frau Professor überhaupt nicht im Gespräch war. Eher war alles dagegen. [...] Ich sehe den Hauptunterschied erst mal darin, dass das für die [Jüngeren] eine größere Selbstverständlichkeit ist und dass sie das auch wollen. (Magdalene Heuser)

Die Selbstverständlichkeit, sich in der Öffentlichkeit zu bewegen, sich als gleich zu fühlen [...], ich glaube, das ist sehr gewachsen. Dieses Gefühl: »Das kann ich auch, natürlich gehöre ich hierhin und habe das Recht, hier zu sein«, ist stärker geworden. (Margrit Brückner)

Das gewachsene Selbstbewusstsein, das den Jüngeren attestiert wird, ist ein Erfolg nicht zuletzt der Frauenemanzipationsbewegungen. Damit verbunden ist nicht selten auch die Überzeugung, dass die erzielte gute Position allein den eigenen guten Leistungen zu verdanken ist. Die Töchter wenden

sich von den Müttern ab und erklären, dass die Diskriminierung der Frauen in der Wissenschaft für sie kein Thema mehr ist.

Natürlich merke ich an meinen eigenen Töchtern, meine älteste Tochter ist 45, dass sie nicht das Verständnis von der gesellschaftlich nicht so anerkannten Position von Frauen hat. Sie ist Mathematikerin, sie hat sich unglaublich durchgekämpft, sie arbeitet an einer Hochschule in Warwick. Aber sie hat nie gesagt: »Ich hätte mich als Frau mehr einbringen müssen« oder »Ich hätte mich mit dem Frauenthema mehr beschäftigen müssen«. [Sie sagt: »Was ich erreicht habe], das habe ich nur durch meine Leistung erreicht. [...] Was habt Ihr eigentlich, Ihr Alten? Wir sind gut, wir schaffen das!« (Sigrun Dechêne)

Meine Tochter sagt, das Geschlechterthema ist überhaupt kein Thema, im Gegenteil. Sie hat Dual Career. Sie sagt momentan: »Wenn die Frauen gut sind, werden sie bevorzugt« – also, in den Naturwissenschaften. Sie hat eine Max-Planck-Nachwuchsgruppe gekriegt, die wurde wirklich gefördert. Du musst schon gut sein. [...]. Aber die hat nicht *das* Problem, es gibt da andere Probleme. (Ilona Ostner)

Das Vertrauen in die eigene Leistung ist eine wesentliche Dimension für beruflichen Erfolg und das ebenso selbstsichere wie anspruchsvolle Auftreten im Wissenschaftsbetrieb gehört zu einem professionellen Habitus; es wird den Jüngeren beigebracht und abverlangt. Die Älteren ziehen allerdings die Annahme in Zweifel, dass der Ruf auf eine Hochschulprofessur – egal in welchem Fach – allein aufgrund der eigenen Leistungen erfolgt ist oder erfolgen wird.

Das, was ich damals erlebt habe, dass alle im Kreise gesagt haben: »Auf keinen Fall will ich Professorin werden«, würde man heute nicht mehr so erleben. Das heißt, junge Frauen gehen in ihrer Ausbildung davon aus, dass sie alle Positionen wahrnehmen können, und sind dann zum Teil auch sehr überrascht, dass das so nicht ist. Aber das heißt, sie identifizieren sich mit der Möglichkeit, wissenschaftlich zu arbeiten. [...] Das ist sicherlich ein Unterschied. (Carol Hagemann-White)

In den Interviews werden die enorme Zunahme der Studierendenzahlen und die Einführung des zweistufigen Systems berufsqualifizierender Studienabschlüsse (Bachelor und Master) als weitere Punkte genannt, die die Hochschulen und besonders die akademische Lehre in jüngster Zeit grundlegend verändert haben. Sie ist betreuungsintensiver geworden und Inhalt und Form sind stärker reglementiert. Etliche der befragten Hochschullehrerinnen sehen darin eine Verschlechterung der Bedingungen nicht nur für die Studierenden, sondern auch für die Lehrenden.

Mit Blick auf die Jüngeren sehe ich einen Hauptunterschied darin, dass inzwischen so gut wie alle Fächer und auch meines [Geschichtswissenschaft], in dem es früher

anders war, Massenfächer geworden sind. Das ist natürlich eine logische Konsequenz davon, dass heutzutage bis zu vierzig Prozent der Alterskohorte an den Hochschulen studieren. Das sollte man auch nicht in Frage stellen, aber es müsste zu einer anderen Organisation des akademischen Betriebs führen. Auch die heutigen Bachelor- und Masterstudiengänge scheinen mir keine Lösung des Problems. (Gisela Bock)

Ich glaube, die [Bedingungen] haben sich verschlechtert. Einmal gibt es sehr viel mehr Studierende [...]. Da fangen plötzlich Tausende Studierende neu an nur für das Lehramt. Die sollen alle in eine Vorlesung rein und dann auch noch Klausuren schreiben zu der Vorlesung, weil wir gar nicht die Kapazitäten für Seminarveranstaltungen haben oder die Seminarveranstaltungen auch zweihundert Studierende haben. (Renate Nestvogel)

Die Lehre ist mit Sicherheit unangenehmer geworden, [...] jetzt macht man wieder mehr Klausuren. Die Prüferei ist absurd. Auch die Studierenden sind nur noch auf die Leistungspunkte aus. Als ich Professorin werden wollte, dachte ich noch, das ist ein Diskussionsraum sozusagen. Da hatte ich mehr Vorstellungen von Oberseminaren, wo man dann wirklich auf gleicher Augenhöhe mit den Heranwachsen den da diskutieren kann. Jetzt? Es ist grauenhaft. (Ruth Becker)

Als ein weiteres Moment der Beschränkung und Reglementierung an den Hochschulen wird der erhöhte Druck genannt, Drittmittel einzuwerben, der nicht zuletzt auch über die 2005 eingeführte W-Besoldungsordnung gesteuert wird. Die »halsbrecherische W2- und W3-Struktur« (Sabine Hering) sieht vor, Professorinnen und Professoren an deutschen Hochschulen leistungsabhängig zu vergüten. Das Grundgehalt wurde abgesenkt und kann durch bestimmte Leistungen – wie auch das Einwerben von Drittmitteln – erhöht werden.³¹² Auf diese Weise werden auch die Forschungsinhalte gesteuert. Die Rahmenbedingungen, um Themen der Frauen- und Geschlechterforschung auf die Agenda zu setzen, haben sich verschlechtert.

Ist es wirklich das, was man den jungen Frauen heute als das Nonplusultra sagen muss? Diese ganzen Kontrollen und die ständigen Selbstevaluationen und was dem alles zugrunde gelegt wird, der Druck, mindestens pro Jahr hunderttausend Euro Drittmittel einzuwerben, bis hin zu der Drohung, dass sonst das persönliche Gehalt eingeschränkt wird [...]. Das ist schon ziemlich heftig. Das ist nicht die Freiheit, [...] die ich gehabt habe. Da hat man gesagt, ich habe meine Stunden und ich habe mein Büro und meine Ressourcen und kann wirklich machen, was ich will. (Sabine Hering)

312 Ausführlicher Kapitel 3.2, S. 63.

Wir hatten größere Spielräume. Wir wurden zwar belächelt und an den Rand gedrängt, aber gleichzeitig hatten wir unsere Spielwiese. Da konnten wir sagen, wir organisieren einen Sommerkurs oder so etwas. Heute ist das alles so durchstrukturiert und der Zwang, unbedingt Drittmittel einwerben zu müssen, um noch ein paar Mittel aus der Universität zu kriegen, der hat solche Auswirkungen auch auf die Art, welche Forschungsgegenstände man überhaupt formulieren kann. Das sind wieder ganz andere Zwänge und ich glaube nicht, dass der Spielraum für wissenschaftliches Arbeiten und für das Vorantreiben dessen, was wir mit Frauen- und Geschlechterforschung wollen, größer geworden ist im Vergleich zu unserer Generation. (Irene Dölling)

Die Literaturwissenschaftlerin Magdalene Heuser spricht die hohen Erwartungen an Publikationsaktivitäten an und beobachtet bei den Jüngeren, dass sie diesen Erwartungen weitgehend auch nachkommen.

Die Generationen nach mir kannten die ungeschriebenen Gesetze, denen man folgen muss, wenn man sich im Hochschulraum bewegen will. [Die Jüngeren wissen], dass man zu Tagungen fährt, dass man publiziert. Die haben mit dreißig eine Publikationsliste, die meine Generation mit neunzig nicht hat. (Magdalene Heuser)

Eine der gravierendsten Veränderungen im Wissenschaftsbetrieb der letzten Jahre wurde durch das 2007 verabschiedete Wissenschaftszeitvertragsgesetz³¹³ hervorgerufen, das an den Hochschulen zu einem hohen Anteil befristeter Arbeitsverträge geführt hat. Die dadurch zunehmend erzeugten prekären Arbeitsverhältnisse erschweren nicht nur den kontinuierlichen und planbaren Aufbau eines persönlichen Qualifikationsprofils, sondern lassen auch kaum mehr Zeit, sich mit Themen zu befassen, die nicht im Mainstream der eigenen Disziplin liegen. In der Tendenz führen die Zeitverträge zu mehr Spezialisierung des Qualifikationsprofils und zur Vereinzelung.

Ich glaube aber generell, die müssen sich mehr spezialisieren, als man das bei uns gefordert hat. Aber das ist vielleicht eine falsche Beobachtung. Es stimmt vielleicht nicht. Man macht es ihnen auf jeden Fall schwer, sich so ein breites Spektrum zu erhalten. (Christina von Braun)

Die nächste Generation [...]. Sie sind sehr eigenständig, aber weniger gesellschaftspolitisch orientiert als mehr individuell, auf ihr Ich bezogen. Sie haben die Erfahrung gemacht, dass es auf die eigene Stärke eher ankommt als auf eine gemeinschaftliche vernetzte Geschichtse. Sie sind mehr Einzelkämpferinnen. [...] Es war ein viel größerer Gemeinschaftsgedanke, ein stärkeres Gruppenbewusstsein,

313 Gesetz über befristete Arbeitsverträge in der Wissenschaft (Wissenschaftszeitvertragsgesetz – WissZeitVG) vom 12.4.2007 (BGBl. I S. 506).

als ich angefangen habe. Was war das herrlich, in Gruppen zu arbeiten! [...] Heute zählt die individuelle Leistung viel mehr. (Sigrun Dechêne)

Bis zur Professur haben [...] [die Jüngeren] auf jeden Fall schlechte Bedingungen. Ich finde, es gibt zwei Gesetze, für die ich die rot-grüne Bundesregierung nach Sibirien schicken würde, einfach, weil es [dort] kalt ist [...]. Das ist das Wissenschaftszeitvertragsgesetz mit dieser hanebüchenen Regel drin, dass man maximal zwölf Jahre an der Hochschule bleiben darf, weil, es gibt die Stellen ja alle nicht mehr. Es gibt noch viel weniger Dauerstellen als früher. Es gibt keine Akademischen Rätinnen mehr. Es gibt keinen Mittelbau mehr. (Ruth Becker)

Durch die Befristungen der Stellen wird die Bindung an die Hochschule gelockert, an der der Nachwuchs wissenschaftlich sozialisiert und ausgebildet wird. Flexibilität und die Bereitschaft zur Mobilität sind heute unbedingte Voraussetzungen, um zu jeder Zeit eine Stelle im In- und Ausland annehmen zu können.

Diese Institution will [...], dass du überall woanders begehrt bist, und dann kannst du hier verhandeln. Allein diese W-Besoldung zwingt im Grunde, sich nicht zu identifizieren, sondern alle möglichen Ausschreibungen mitzunehmen und dann zu sagen: »Jetzt könnte ich woanders hingehen, was bietet ihr mir dafür?« – Das finde ich keine so richtig gute Entwicklung. (Hannelore Faulstich-Wieland)

Eine befristete Besetzung heißt, dass diese Person sich dringend umorientieren muss, um schließlich wieder eine Stelle zu haben, wahrscheinlich auch fachlich. So reich sind die Stellen nicht gesät, dass ich sagen kann, ich komme von der einen befristeten auf eine Dauerstelle. Und die Chance, auf eine Dauerstelle zu kommen, ist nach wie vor an Alter gebunden. Das hat sich, wenn ich das richtig übersehe, nicht geändert. Das gehört auch noch zu diesen Unverschämtheiten. Es ist eine sehr schwierige Gratwanderung. (Karin Hausen)

In den 1970er- und 1980er-Jahren waren es vor allem die Nachwuchswissenschaftlerinnen auf Mittelbaustellen, die die Frauen- und Geschlechterforschung theoretisch vorangebracht und ihre institutionelle Verankerung in den Hochschulen wie auch die Einrichtung von Genderprofessuren eingefordert haben. Diesen akademischen Mittelbau gibt es heute so nicht mehr. Mittlerweile wird der Mittelbau durch die Position der Junior-Professuren ergänzt. Mit diesen Junior-Professuren soll Nachwuchswissenschaftler/innen, die ihr Studium mit einer hervorragenden Promotion abgeschlossen haben, die Möglichkeit geboten werden, sich selbstständig in Forschung und Lehre zu bewähren. Ihre Stellen sind auf maximal sechs Jahre befristet, in der Regel ohne die Chance, dass diese Professur in eine Lebenszeitstelle mündet (Tenure-Track). Aus der Position der Junior-Pro-

fessur heraus können sie sich auf eine Lebenszeitprofessur bewerben. Diese jungen W1-Professorinnen und -Professoren sind auf eine Qualifikationsschiene gesetzt, deren Spur so eng ist, dass beispielsweise für das Knüpfen von Netzwerken kaum mehr Zeit bleibt.

Ich glaube, dass die heute unter erschwerten Bedingungen ihre Professuren innehaben [...], jedenfalls im Vergleich zu den Siebziger-/Achtzigerjahren, die mein primärer Erfahrungshintergrund sind. Die heutigen Professorinnen haben es schwerer, die sind ja nur noch atemlos und abgehetzt. [...] Ich habe auch den Eindruck, dass [...] die Arbeit so intensiv und porenlös geworden ist, dass oft die Luft fehlt für zusätzliche Geschichten, meinetwegen sich abends noch in Netzwerken zu treffen. Das haben wir in Hannover immer gemacht, wir sind immer zusammen essen gegangen. Ich glaube [...], dass die wissenschaftspolitischen Rahmenbedingungen durch dieses Evaluationswesen sich verschärft haben. Speziell für Junior-Professuren. Die hetzen da nur noch mit hechelnder Zunge hinter der Möglichkeit her, um verstetigt zu werden. Ich glaube, das tut der Wissenschaft nicht gut und vor allem den menschlichen Beziehungen als Arbeitsbedingungen nicht gut und es erschwert feministische Vernetzung. (Gudrun-Axeli Knapp)

Ich habe mal polemisiert gegen die segensreichen Junior-Professuren,³¹⁴ wo ich immer noch überzeugt bin, dass es eine extreme Überforderung ist, wenn sie alles das auf dem Platz tun sollen und tun müssen [...], wie es denen zugeschrieben wird. Die meisten tun das auch und ich denke immer, Mamma mia, diese Personen müssen entweder das Schaumschlagen und Seifenblasenpusten üben oder sie richten sich schon in jungen Jahren zugrunde. (Karin Hausen)

Nach einer aktuellen Veröffentlichung des CEWS ist der Anteil der Frauen in der Professorenschaft in den vergangenen drei Jahrzehnten von 5,3 Prozent (1980) auf 20,3 Prozent (2013) gestiegen.³¹⁵ Dieser Anstieg kann in der Tat als ein Erfolg angesehen werden. Doch ein Blick hinter die Kulissen relativiert die Erfolgsmeldung, weshalb Karin Hausen auch von einem »Etikettenschwindel« spricht: Je höher die Besoldungsgruppe, desto niedriger ist der Anteil der Frauen, Professorinnen sind häufiger teilzeitbeschäftigt.

314 Karin Hausen bezieht sich hier auf einen Artikel mit einer »zornigen« Intervention ihrerseits zur 5. Novelle des Hochschulrahmengesetzes von 23.2.2002, den sie in dem Jahr, als die Junior-Professuren mit dem neuen W-Besoldungsgesetz eingeführt wurden, veröffentlichte (Hausen 2002).

315 Vgl. http://www.gesis.org/cews/fileadmin/cews/www/statistiken/18_t.gif. Das CEWS bezieht sich hierfür auf folgende Quellen: Statistisches Bundesamt, Fachserie 11, Reihe 4.4; Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (GWK): Chancengleichheit in der Wissenschaft.

tigt und häufiger befristet angestellt als männliche Kollegen (Gemeinsame Wissenschaftskonferenz 2013; siehe auch U. Bock/Nüthen 2014).

Zu meinem Ärger veröffentlicht das Statistische Bundesamt jedes Jahr einmal, dass es schon wieder ein Prozent mehr Professorinnen gibt, ohne mitzuteilen [...], wie viel befristete, wie viel Gastprofessuren, wie viel Junior-Professoren es gibt, die man eigentlich abrechnen müsste [...]. Aber die Erfolgsmeldung entspricht genau dem, was immer schon gesagt wurde. Die armen, männlichen Anwärter kommen nicht mehr zum Zuge [...], was überhaupt nicht stimmt. [...] Ich finde, es ist ein Etikettenschwindel und für die betroffenen Personen [...] ein gefährlicher Etikettenschwindel. (Karin Hausen)

Vor dem Hintergrund der geschilderten Bedingungen ist es schwieriger geworden, ein stabiles Team zu bilden, das über längere Zeit die Verantwortung für eine Forschungsgruppe oder ein Graduiertenkolleg übernehmen kann. Projekte der Frauen- und Geschlechterforschung werden unter diesen Umständen leicht zu einem Luxus, den sich die Jüngeren nicht mehr leisten können. Die Literaturwissenschaftlerin Inge Stephan nimmt auf diesen Aspekt Bezug und nennt als Beispiel das erfolgreiche abgeschlossene Graduiertenkolleg »Geschlecht als Wissenskategorie«, das an der Humboldt-Universität zu Berlin angesiedelt war und von 2005 bis 2013 von der DFG gefördert wurde. Dass seitdem kein neuer Antrag vorgelegt wurde, erklärt sie mit der Belastung der jüngeren Professorinnen.³¹⁶

Aber was ich mitkriege, das war bei uns ja auch schon so, dass wir tendenziell immer überfordert waren mit den ganzen Aktivitäten. Das sind die, die jetzt nach uns kommen, noch viel mehr. [...] Das heißt eben auch, dass von denen, die nach uns kommen, auch unendlich viel verlangt wird, eigentlich auch zu viel. Zum Beispiel unser Graduiertenkolleg ist sehr erfolgreich gewesen und war auch eins der Vorzeigemodelle der DFG. Wir haben die zweimalige Verlängerung gekriegt. Es gibt ganz wenige, die das schaffen. [...] Aber es ist kein neuer Antrag in Arbeit. Das führt mich auf Überforderung zurück. Ich finde auch nicht, dass wir Alten das tun sollten. Der Antrag muss jetzt von der neuen Generation kommen. Es ist die Überforderung und die Stellen sind zu unsicher. Unsere Stellen waren sicher. (Inge Stephan)

Durch den Mangel an Stellen, die Befristung der Verträge und den Kampf um Ressourcen ist der Wettbewerb unter dem wissenschaftlichen Personal in den Hochschulen härter geworden. Zwar hat es Rivalität im Wissenschaftsbetrieb immer schon gegeben; neu ist aber, dass die Frauen für die männlichen Kollegen eine ernsthafte Konkurrenz im Ringen um Positionen,

316 Inge Stephan war Mit-Antragstellerin und Mitglied dieses Graduiertenkollegs (siehe Graduiertenkolleg 2013).

Räume und Macht geworden sind. Und da den Frauen das Recht auf die Besetzung von auch hoch dotierten Stellen nicht mehr abgesprochen werden kann, scheinen die Konkurrenzkämpfe noch »brutaler« und »subtiler« geworden zu sein, in denen die »Abwertung ein Mittel des Kampfes« ist (Gudrun-Axeli Knapp).

Die Konkurrenz mit Männern um vierzig ist brutal. (Brigitte Young)

Die sind viel subtiler. Da musst du richtig psychische Arbeit an dir leisten, damit das an dir abprallt und dich nicht im Magen trifft. [...] Es sind Revierkämpfe. (Christina von Braun)

Die lange ungesicherte Qualifikationsphase auf dem Weg zur Professur, in der die Konkurrenz am schärfsten ist, ist in der Regel auch die Zeit, in der eine Familie gegründet oder eine Partnerschaft eingegangen wird, um den Wunsch nach einem Kind realisieren zu können. Eine Professur mit Kind(ern) zu vereinbaren, ist trotz aller Hilfsangebote auch heute noch für viele Frauen ein Balanceakt,³¹⁷ war aber für die vor und um 1940 geborenen Frauen nahezu unmöglich.

Dann kommt der typische Bruch, der meine Generation noch kennzeichnet, nämlich die vor 1940 Geborenen, dass – sowie man heiratet oder eine Familie gründet – es absolut unmöglich wird, eine eigene Karriere, einen eigenen Berufsweg zu verfolgen. (Ute Gerhard)

Die Erziehungswissenschaftlerin Elisabeth de Sotelo erzählt, dass sie ihre Schwangerschaften verheimlicht hat, um eine Stelle in der Wissenschaft zu bekommen.

Ich hatte mich schon schwanger beworben, das aber verheimlicht. Ich habe die Anstellung hinausgezögert, bis [...] nach der Geburt [...], ich bin absolut sicher, ich hätte die Stelle sonst nicht bekommen. (Elisabeth de Sotelo)

317 Ein Hauptergebnis der vom Bundesministerium für Bildung und Forschung geförderten Forschungsprojektes »Balancierung von Wissenschaft und Elternschaft« (BAWIE) unter der Leitung von Inken Lind (Laufzeit 2007–2010) ist, dass »ausreichende Kinderbetreuungseinrichtungen eine notwendige, jedoch noch keine hinreichende Bedingung für die gelingende Vereinbarkeit von Wissenschaft und Elternschaft darstellt« (Lind 2012: 304). Als hohe Barriere für die Realisierung des Kinderwunsches werden die »geringe Plausibilität, geringe finanzielle Sicherheit und die fehlende berufliche Etablierung« (ebd.: 288) genannt, die dazu führen, dass der Kinderwunsch aufgeschoben oder gar nicht realisiert wird; siehe zu diesem Thema auch die Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen mit Kindern in Biller-Andorno u.a. 2005 und die aktuelle Studie von Metz-Göckel u.a. 2014.

Auch die Ökonomin Brigitte Young verschwieg, dass sie eine Tochter hat.

Niemand hat meine Tochter je kennengelernt. Niemand wusste, dass ich eine Tochter hatte. [...] Ich war vor zwei Jahren auf einer Konferenz in Chicago. Da kam einer von diesen wunderbaren guten Freunden auf mich zu und sagte zu mir: »Brigitte, niemand von uns wusste, dass du eine Tochter hast«. Und ich dachte, genau, weil ich wusste, wenn ich sagen würde, ich habe ein Kind, dass ich nie in dieser Ökonomie in Forschungsbereichen in den USA – das war vor dreißig Jahren – überleben konnte. Somit habe ich das gänzlich verschwiegen. [...] Das ist natürlich heute gänzlich anders. Mein Gott, wenn ich heute meine Tochter hätte, könnte ich das zeigen. Ich konnte das zu der Zeit nicht. Das war auch eine schwierige Zeit. Da haben heute Frauen ganz andere Möglichkeiten, auch Kinder zu haben, die Universitäten machen ja sehr viel. (Brigitte Young)

Das Vorurteil, Wissenschaftlerinnen würden entweder ihre Kinder vernachlässigen oder für ihre wissenschaftliche Arbeit nicht die nötige Zeit und Aufmerksamkeit aufbringen, stellte viele Frauen vor eine Zerreißprobe.

Zum Beispiel war ich oft nicht in meinem Zimmer und es wurde vermutet, ich wäre zuhause bei meinem Kind. Das war aber nicht der Fall. Ich war in den Bibliotheken mit der großen Besorgnis, ich muss die Habilitation machen. [...]. Das war typisch, dass man mir dann sagte: »Ich habe Verständnis dafür, dass du nachmittags bei deinem Kind bist«. Und ich konnte dann aber auch nicht sagen: »Ich bin nicht bei meinem Kind, ich habe einen Volldienst zuhause für das Kind und bin der Bibliothek«. Ich wusste nicht, was schlimmer ist – keine gute Mutter oder keine gute Wissenschaftlerin zu sein. (Elisabeth de Sotelo)

In der Zeit, als die erste Generation der Genderprofessorinnen zwischen 20 und 40 Jahre alt war, waren Wissenschaft und Kinder zwei absolut getrennte Welten. Die Erziehungswissenschaftlerin Renate Nestvogel war gerne Hochschullehrerin, bedauert aber im Rückblick, dass es ihr nicht möglich erschien, den Wunsch nach einem Kind zu realisieren.

Kinder hätte ich mir auch nicht erlauben können bei der Arbeit und den vielen Reisen, die ich gemacht habe. Ich hatte Angst, ich hätte beides nicht schaffen können, das bedaure ich jetzt. Aber so ist es halt. (Renate Nestvogel)

Heute ist es selbstverständlicher geworden, dass Frauen in der Wissenschaft auch Kinder haben. Es gibt mehr Möglichkeiten der Kinderbetreuung und die Mentalität hat sich verändert. Eine anspruchsvolle wissenschaftliche Tätigkeit und die Mutterrolle schließen sich nicht mehr aus. Im Gegenteil, heute erwartet man von den Akademikerinnen geradezu, dass

sie sich nicht nur für den Beruf, sondern auch für Kinder entscheiden. Ilona Ostner spricht gar von einem »Zwang der Vereinbarkeit«.

Zu meiner Zeit [...] war es noch ganz klar, man musste keine Kinder haben. Das hat sich doch auch verändert. Ich wurde eher komisch angeschaut, *weil* ich Kinder hatte. Es war noch nicht so dieser Zwang der Vereinbarkeit. Heutzutage erwartet man von den Frauen doch alles. (Ilona Ostner)

Trotz der erkennbaren Mentalitätsverschiebung bleibt die Vereinbarkeit einer akademischen Laufbahn mit Kind/ern ein prekärer Balanceakt, der vor allem Frauen abverlangt wird.

Es nutzt gar nichts, dass du Vollzeitbetreuung hast, meine Tochter konnte sich den Elternurlaub nicht leisten. [...] Sie konnte jetzt in der Phase als Junior-Professorin mit Zwischenevaluation nicht aussetzen – es wird zwar anerkannt, aber sie hat ja ihre Doktoranden, die sie trotzdem im Urwald besuchen und betreuen muss. [...] In der Zeit muss man halt auch die Drittmittel einwerben, man muss veröffentlichen. Natürlich [...] kann man die Lücke rechtfertigen. Trotzdem, es geht halt nicht immer. Und in den Naturwissenschaften muss man mit dem Baby im Labor schlafen. Man will es ja auch nicht die Nacht über wegtun. Es gibt da noch Zwänge und man hat immer noch die Konkurrenten, die keine Kinder haben. Das ist neu, finde ich. Über so etwas habe ich in den Siebzigerjahren gar nicht nachgedacht. (Ilona Ostner)

Die strukturellen Veränderungen an den Hochschulen stecken den Möglichkeitsraum für den Erhalt bzw. die Neuschaffung von Genderprofessuren an den Hochschulen ab. Damit verbunden formulierten einige Interviewpartnerinnen Erwartungen, die sie auf die nachfolgende Generation(en) richten. Dabei äußerten manche Enttäuschung darüber, dass die zurzeit an den Hochschulen aktive Generation das übertragene Erbe nicht »richtig« verwaltet; andere gaben ihrem Vertrauen Ausdruck, dass die jüngeren Generationen schon einen Weg finden werden, das Feld der Frauen- und Geschlechterforschung in den wissenschaftlichen Disziplinen zu behaupten und insgesamt voranzubringen.

Ich bin eher jetzt ein bisschen enttäuscht nachträglich, wie es weitergeht. Ich finde tatsächlich, dass die nächste Generation dies alles nicht so verwaltet oder weiterträgt, wie ich mir das wünsche, sondern dass da viel Egoismus ist. Solidarität gibt es überhaupt nicht mehr. Es fehlt das Sich-Kümmern um die anderen, um die, die noch nicht so weit sind. Es ist professioneller geworden. Es sind Karrieren, die man mit Geschlechter-Studies macht. Es ist auch anerkannt, aber diese Art der mangelnden Solidarität überhaupt mit den Frauen auf dieser Welt kann ich nicht begreifen. (Ute Gerhard)

Mir ist insgesamt recht ruhig und angenehm zumute, wenn ich diese jüngeren Kolleginnen sehe, auch Kollegen, die die Geschlechterforschung in verschiedenster Richtung weiter öffnen [...]. Da muss man sich keine großen Sorgen machen. Die werden sich ihre wichtigen Themen weiter suchen, die werden sich vernetzen, sind vernetzt. (Ilse Lenz)

5 Wider den Verlust des Erfahrungswissens in der Frauen- und Geschlechterforschung

Die vorliegende Studie ist das Ergebnis des Innehaltens und des Sich-Zeit-Nehmens für eine Rückschau auf Prozesse der institutionellen Verankerung von Frauen- und Geschlechterforschung in den Hochschulen im deutschsprachigen Raum. Sie wurde mit der Absicht verfasst, Impulse zu erkennen, Entwicklungslinien zu skizzieren, Brüche und Kontinuitäten zu markieren und diese Erkenntnisse für einen Blick in die Zukunft fruchtbar zu machen. Dazu dienen vornehmlich die Aussagen von inzwischen emeritierten oder pensionierten Hochschullehrerinnen, die bereit waren, sich auf ein Interview einzulassen.

Wer in der Zeit um 1968 an einer deutschsprachigen Hochschule studierte, konnte sich der Aufbruch- und Umbruchstimmung im Gefolge der Studentenbewegung und der Neuen Frauenbewegungen kaum entziehen. Die Revolte gegen die erstarrten und restaurativen gesellschaftlichen Strukturen zu jener Zeit beeinflusste das gesamte öffentliche und private Leben und die Neuen Frauenbewegungen gewannen immer mehr an Gewicht. Die komplementär gestalteten Geschlechterverhältnisse, als eine Basis des gesellschaftlichen Ordnungssystems erkannt, wurden aufgekündigt, indem die Festlegung der Frau als abgeleitetes und nachgeordnetes Geschlecht skandalisiert und zu einem Politikum gemacht wurde. Die Wissenschaften, die diese vermeintlich natürliche Bestimmung der Frauen als »zweites Geschlecht« begründeten und legitimierten, wurden scharf kritisiert, und unter dem Stichwort »Androzentrismus in der Wissenschaft« gelang es, die Themen der feministischen Bewegung in die Hochschulen hineinzutragen. Androzentrismuskritik als Wissenschaftskritik bildete den Kern, aus dem heraus sich die Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen entwickelte.

Daraus entstand unter den engagierten Frauen ein »Wir-Gefühl«, das sie viele Jahre beflogelte. Doch schon bald wurde gefragt: »Wer ist ›Wir‹?« (Knapp 2012: 15). Das Thema der Ungleichheit auch zwischen Frauen

wurde in unzähligen Debatten verfolgt, die »beträchtliche intellektuelle, emotionale, soziale und politische Energien mobilisiert« (ebd.) haben. Es waren diese intensiven und dauernden Diskussionen, in denen das Trennende erkannt wurde, aber auch das einende Gefühl entstand, das viele Frauen in Bewegung hielt. Es war kein reales, sondern ein strategisches, virtuelles und ein emotionales »Wir«, wie Christina Thürmer-Rohr³¹⁸ sagt. Das damit verbundene *awakening* ist aus den Berichten einiger Interviewpartnerinnen heute noch deutlich herauszuhören.

Die meisten Professorinnen, die in diesem Buch zu Wort kommen, studierten und qualifizierten sich in dieser Zeit. Damals wussten sie noch nicht, ob ihre Ausbildung in einer akademischen Laufbahn münden würde. Sie sind letztlich alle Hochschullehrerinnen geworden, wenn auch weniger aufgrund einer gezielten Planung ihres Berufsweges, sondern vielmehr – wie viele von ihnen meinen – aus Zufall oder weil sie Glück hatten. Manche sprechen auch von einer »historischen Chance« (Carol Hagemann-White), die sich ihnen bot, sodass ihr beruflicher Werdegang eine Richtung nahm, die sie selbst »überrascht« (Christina von Braun) hat. Ob die befragten Professorinnen den akademischen Berufsweg tatsächlich so ungezielt gegangen sind, wie sie es in ihrer Erinnerung häufig beschreiben, muss allerdings dahingestellt bleiben, denn bei genauem Hinhören ist den Erzählungen durchaus zu entnehmen, »dass es nicht so ganz zufällig war« (Regina Wecker), wie es scheint.

Den befragten Genderprofessorinnen zufolge richteten die Hochschulen die Professuren mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung oft nicht aus eigenem Antrieb ein, sondern erst aufgrund von erheblichem politischen Druck von außen, genauer: durch die Fürsprache von Akteurinnen und Akteuren aus der Wissenschaftspolitik. Meistens handelte es sich dabei um wissenschaftlich ausgebildete, mit der Neuen Frauenbewegung sympathisierende Frauen, die in der Landes- oder Bundespolitik auf entscheidungsrelevante Positionen gelangt waren. Als Frauen in leitenden Positionen in der Politik waren auch sie meist ebensolche Ausnahmeerscheinungen wie die Professorinnen in der Wissenschaft. Beispielhaft wird von einigen Interviewpartnerinnen wiederholt die Sozialwissenschaftlerin und SPD-Politikerin Anke Brunn erwähnt. In ihrer Amtszeit als Wissenschaftsministerin in Nordrhein-Westfalen von 1985 bis 1998 unterstützte sie tatkräftig die Einrichtung zahlreicher Frauen-

318 Siehe das Textbuch S. 4 zum Filmporträt von 2014 Christina Thürmer-Rohr, erstellt von Gerd Conradt (Conradt 2014), siehe auch Anm. 172.

forschungsprofessuren in diesem Bundesland, von denen heute noch 13 existieren. Diese ersten Professuren bilden das personelle Fundament des 1986 gegründeten, ebenfalls von Anke Brunn geförderten »Netzwerks Frauenforschung NRW« (heute: »Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW«). Und auch die meisten der hier interviewten Professorinnen waren an einer nordrhein-westfälischen Hochschule beschäftigt. Es könnten noch weitere Akteurinnen aus der Wissenschaftspolitik anderer Bundesländer, aber auch aus der Schweiz und aus Österreich genannt werden, ohne deren Einwirken auf die Hochschulen der Institutionalisierungsprozess noch nicht so weit fortgeschritten wäre.³¹⁹ Das zeigt, wie fruchtbar es sein kann, wenn Akteurinnen und Akteure aus Politik und Wissenschaft voneinander wissen, sich austauschen und zusammen agieren, auch wenn die Denkstile und Handlungslogiken der beiden gesellschaftlichen Felder höchst unterschiedlich sind.

Die Interviewpartnerinnen dieser Studie gehörten zu den Ersten, die im Rahmen ihrer Professur den *institutionellen* Auftrag erhalten haben, Frauenforschung und später dann Geschlechterforschung an einer Hochschule in Forschung und Lehre zu verankern. Die Mehrheit der Befragten ist ihrem Selbstverständnis nach der Meinung, dass sie in erster Linie Vertreterinnen der Fachdisziplin sind, in der sie ausgebildet wurden. Sie haben die Themen der Neuen Frauenbewegungen aufgenommen, sie als wissenschaftlich zu bearbeitende Fragestellungen in die Einzelfächer hineingetragen und die Erkenntnisse in der Lehre vermittelt. Sie haben mit den Erkenntnisinstrumenten und -methoden ihres Faches Forschungsprojekte durchgeführt und die Ergebnisse fächerübergreifend in die Diskussion gebracht. Sie haben die Diskurse in der Frauen- und Geschlechterforschung mitgestaltet, aus denen sich das reichhaltige interdisziplinäre Gender-Wissen herausgebildet hat, das uns heute zur Verfügung steht.

319 In Österreich war es die Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlerin und sozialdemokratische Politikerin Hertha Firnberg (1909–1994), die für die Hochschulpolitik in der Aufbruch- und Umbruchphase der 1970er-Jahre richtungsgebend war. Von 1970 bis 1983 gehörte sie als Wissenschaftsministerin dem Regierungsteam von Bruno Kreisky (SPÖ) an. Unter ihrer Ägide trat 1975 das sogenannte Universitäts-Organisationsgesetz in Kraft. Mit diesem Reformgesetz wurden die Entscheidungsprozesse an den österreichischen Hochschulen demokratisiert und die Türen der Alma Mater für Frauen weiter geöffnet. Hertha Firnberg förderte Frauen an den Hochschulen konsequent (siehe auch Ingrisch/Lichtenberger-Fenz 1999: 17ff. sowie Schachinger 2009, hier insbesondere das Kapitel »Hertha Firnberg & das Bundesministerium«).

Es wurde mehrfach betont, dass es neben den Professorinnen, die einen expliziten institutionellen Auftrag hatten, Frauen- und Geschlechterforschung an ihrer Hochschule zu verankern, zahlreiche weitere Kolleginnen gab, die dem Genderaspekt in ihrer wissenschaftlichen Arbeit große Aufmerksamkeit beigemessen haben, *ohne* dass eine entsprechende Aufgabenstellung durch die Institution mit ihrer Professur verbunden war. Es sind Kolleginnen (weniger Kollegen), die nicht nur die Entwicklung der Frauen- und Geschlechterforschung mit vorangetrieben, sondern auch durch ihr hervorragendes Engagement tragende institutionelle Strukturen in diesem wissenschaftlichen Feld geschaffen haben, sodass die Tatsache, dass sie zu keiner Zeit eine Professur mit einer Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung innehatten, oft gänzlich in den Hintergrund gerückt ist. Ihre eigenen Erkenntnisinteressen und Überzeugungen waren ausschlaggebend für ihre inhaltlichen Prioritätensetzungen in Lehre und Forschung. Dass sie hier nicht namentlich genannt und ihre Verdienste und Leistungen lediglich pauschal und allgemein gewürdigt werden, bleibt unbefriedigend, ist aber allein der Tatsache geschuldet, dass es schlicht unmöglich ist, ausnahmslos alle aufzulisten.

Eigenmächtig die Themen zu bestimmen, die man prioritätär in Forschung und Lehre verfolgt, setzt eine gesicherte Stellung und eine anerkannte Position in der Hochschule voraus. Einige Interviewpartnerinnen sprechen diese Freiheit in Forschung und Lehre an, die sie in den 1980er- und 1990er-Jahren genossen haben und die die jüngeren Hochschullehrerinnen heute so nicht mehr kennen. Die jüngeren Kolleginnen und Kollegen sind weitaus mehr einschränkenden Strukturen und vorgegebenen Anforderungen unterworfen. Die veränderten Bedingungen, die die Hochschullaufbahn und die Hochschultätigkeit der Jüngerinnen in einem stärkeren Maße normieren und eingrenzen, werden von den Interviewpartnerinnen stichwortartig immer wieder ins Gespräch gebracht. Dazu gehört vorrangig – hier bezogen auf das deutsche Hochschulsystem – das seit 2007 bestehende Gesetz über die Befristung der Arbeitsverträge in der Wissenschaft, das besagt, dass Nachwuchswissenschaftler/innen in der Regel nicht länger als maximal zwölf Jahre an einer Hochschule beschäftigt werden dürfen. Hinzu kommt, dass ein großer Teil des universitären Personals nicht mehr aus Haushaltssmitteln der Hochschulen finanziert wird, sondern über Drittmittel, die grundsätzlich befristet sind. Die Folgen sind prekäre Arbeitsverhältnisse und ebenso prekäre Berufsperspektiven (vgl. Kreckel 2010: 34f.). Genannt wird wiederholt auch die 2005 eingeführte W-Besol-

dung und die damit verbundene Absenkung des Grundgehaltes, das durch zusätzliche Bezüge für besondere Leistungen vor allem bei der Einwerbung von Drittmitteln und beim Aufbau von Forschungsgruppen erhöht werden kann.³²⁰ Dass eine kontinuierliche und rege Veröffentlichungstätigkeit besonders belohnt wird, hat den Publikationsdruck erhöht. Dabei ist es wichtig geworden, wissenschaftliche Werke vor allem in jenen einschlägigen internationalen Fachorganen zu lancieren, die einen hohen Impact Factor aufweisen.³²¹ Daneben werden die zunehmende Anzahl der Studierenden und die damit verbunden erhöhte Betreuungsleistung erwähnt, die einen engeren Kontakt zu den Studierenden nahezu unmöglich machen und eine intensive Betreuung des wissenschaftlichen Nachwuchses erschweren. Immer wieder werden auch die gesteigerten Anforderungen der Selbstverwaltung genannt, die das Zeitbudget für Lehre und Forschung einschränken. Nicht zuletzt wird darauf verwiesen, dass die Konkurrenz um die geringer gewordenen Stellen deutlich zugenommen hat.

Nicht alle Inhaberinnen und Inhaber einer Professur für Frauen- und Geschlechterforschung erfüllen ihren Auftrag auch. Auch diese Tatsache wird von den Interviewten benannt. Sie wissen aus der Innensicht heraus zudem zu berichten, dass einmal eingerichtete Genderprofessuren und damit verbundene Arbeits- und Forschungszusammenhänge wie auch die institutionalisierten Lehr- und Lernprogramme nicht garantiert bestehen bleiben – sie können beinahe jederzeit wieder verschwinden, unter Umständen sogar fast spurlos.

Etliche der von den Interviewpartnerinnen angesprochenen Themen und Beobachtungen sind Gegenstand und Ergebnis von empirischer und theoretischer Forschung, die in den vergangenen vier Jahrzehnten im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung geleistet wurde. Persönlich gemachte Erfahrungen im sozialen Raum der Wissenschaften, selbst erarbeitetes Wissen, die Rezeption der Erkenntnisse von Kolleginnen und Kollegen sowie die regelmäßige Teilhabe am interdisziplinären und internationalen Diskursgeschehen sind die Grundlage für ihre Expertise. Das Besondere an den Aussagen der Interviewpartnerinnen liegt darin, dass sie auf Erfahrungswissen beruhen. Sie können beschreiben, wie es für sie war,

320 Karin Hildebrandt listet in ihrem Beitrag »W-Besoldung – als gleichstellungspolitische Herausforderung?« Leistungen auf, die zusätzlich belohnt werden können und stellt fest, dass »Fragen der Genderforschung und der Integration von Gleichstellungsaspekten in der Lehre [...] insgesamt wenig Beachtung [finden]« (Hildebrandt 2014: 65).

321 Vgl. hierzu Anm. 150 und Riegraf/Weber 2014: 30.

in den 1960er- und 1970-Jahren zu den »Ausnahmeherscheinungen« zu zählen, die eine akademische Laufbahn antraten; sie können sich daran erinnern, wie es war, in den 1980er-Jahren zu den Ersten zu gehören, die den institutionellen Auftrag bekamen, Frauenforschung und später dann Geschlechterforschung in einer Hochschule – oft gegen erheblichen Widerstand – zu institutionalisieren. Sie hatten kaum Vorbilder, weder für ihren Auftrag, Frauen- und Geschlechterforschung als ein neues akademisches Feld aufzubauen noch für die Entwicklung der eigenen wissenschaftlichen Persönlichkeit. Mit ihrem Engagement und mit ihren Leistungen wurden sie dann aber selbst zu Vorbildern für nachfolgende Generationen. Die in jüngster Zeit vermehrten Laudationes, Widmungen und Festschriften für die Pionierinnen zeugen davon.³²²

Mit diesem Buch sollen einige Akteurinnen ins Licht gesetzt werden, die an den Gestaltungsprozessen dieses neuen wissenschaftlichen Feldes wesentlich beteiligt waren. Sie hinterlassen ein reichhaltiges Wissen, das sie in kollegialer Kooperation und gestützt durch die vielfältigen Frauennetzwerke gewonnen haben und das bereits in vielfältiger Form dokumentiert ist. Die Interviews fügen dem dadurch entstehenden Bild weitere Mosaiksteine hinzu. Es gilt, dieses Erbe nicht zu vergessen, sondern es in die zukünftigen Debatten der Frauen- und Geschlechterforschung einzubeziehen und weiterzuentwickeln wie auch für die institutionellen Prozesse nutzbar zu machen.

Die befragten Genderprofessorinnen sind Expertinnen für die Frage, welche wissenschaftliche und politische Bedeutung die Frauenforschungsprofessuren bzw. Genderprofessuren in den 1980er- und 1990er-Jahren hatten, als die ersten erkämpft wurden, und welche Bedeutung ihnen heute beigemessen werden kann. Diese Frage ist aktuell. Sowohl innerhalb als auch außerhalb der Hochschulen ist zunehmend zu hören, die Frauen- und Geschlechterforschung sei inzwischen so weit ins Zentrum der wissenschaftlichen Disziplinen gerückt, dass explizit als Genderprofessuren ausgewiesene Professuren nicht mehr notwendig seien. Auch unter Kolleginnen und Kollegen, die der Frauen- und Geschlechterforschung eine zentrale

322 Vgl. exemplarisch die Laudationes für Ute Gerhard (Plett 2002) und Christina von Braun (Bönnighausen 2014) sowie die Festschriften für Annette Kuhn (Arnold u.a. 1999), Carol Hagemann-White (Breitenbach u.a. 2002), Karin Hausen (Duden u.a. 2003), Ursula Müller (Aulenbacher/Riegraf 2009), Sigrid Metz-Göckel (Bauschke-Urban u.a. 2010), Regina Wecker (Braunschweig 2014) und Gisela Bock (Janz/Schönpflug 2014).

Rolle beimessen, mündet diese Feststellung in dem lapidaren Satz: »Gender machen wir doch alle«. Dagegen steht die Beobachtung der Mehrzahl der Interviewpartnerinnen, dass die Frauen- und Geschlechterforschung von den relevanten Akteurinnen und Akteuren in Wissenschaft und Politik zwar zum unverzichtbaren Forschungsfeld erklärt wird, in der konkreten Forschungspraxis wie in der Lehre aber keineswegs selbstverständlich ist (vgl. Baer 2010: 93).

Die Erfahrung zeigt, dass es einen erheblichen Unterschied macht, ob eine Person auf der Ebene einer Professur Themen der Frauen- und Geschlechterforschung im eigenen Fach schwerpunktmäßig und proaktiv bearbeitet oder lediglich nebenbei mit »berücksichtigt«. Alle in Forschung und Lehre Tätigen wissen, wie aufwendig es ist, bisher gewonnene Erkenntnisse zu reflektieren, um sie zum Ausgangspunkt für neu zu bearbeitende Fragen zu machen und daraus anspruchsvolle Forschungsprojekte zu entwickeln, und wie viel Zeit es kostet, das Forschungsdesign zu entwerfen und die notwendigen Fördergelder zu akquirieren. Sie wissen auch, was es bedeutet, ein produktives Forschungsteam zusammenzustellen und zusammenzuhalten und am Ende die Ergebnisse zu publizieren und in die Diskussion zu bringen. Mit der Behauptung, das alles »nebenbei« leisten zu können, wird die inzwischen erreichte Komplexität dieses Wissenschaftsfeldes gelegnet. Und ohne ausreichendes wissenschaftliches Personal, das »hauptamtlich« den Themen der Frauen- und Geschlechterforschung nachgeht, wird das »Gender-Wissen« mit der Zeit wieder theoretisch verflachen.

Nachweislich konnten in denjenigen Hochschulen, in denen Genderprofessuren eingerichtet wurden, deutlich mehr Projekte im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung realisiert und mit der notwendigen Kontinuität zum Erfolg geführt werden. Dies konnte nur gelingen durch den Aufbau einer Infrastruktur, die sowohl das wissenschaftliche Personal als auch die Studierenden unterstützt und der Wissensvermittlung und Wissensaneignung dient (Bibliotheken, Datenbanken und Dokumentationen, Informationsportale und Publikationsorgane, Koordinationsstellen und Zentren), durch die Organisation von Diskussionszusammenhängen (Kolloquien, Tagungen und Kongresse), durch strukturierte und betreute Studien- und Qualifikationsangebote (Lehrveranstaltungen im regulären Lehrangebot eines Faches, Gender-Studiengänge, Graduierten- und Promotionskollegs und Vorlesungsreihen) und nicht zuletzt durch die Ent-

wicklung nicht nur disziplinärer und interdisziplinärer, sondern auch hochschulübergreifender Forschungsprojekte und Forschungsgruppen.

Welche Antwort auf die Frage nach der Bedeutung der Genderprofessuren in der Wissenschaft gegeben wird, ist abhängig von der Position, von der aus Stellung genommen wird. Dabei spielen nicht nur die Fachkulturen und die Hochschultypen eine wichtige Rolle, sondern auch die Debatten, die gegenwärtig über die Bedeutung der Frauen- und Geschlechterforschung als wissenschaftliches Feld in den Hochschulen geführt werden (vgl. Knapp 2001). Oberflächlich betrachtet kann der Eindruck entstehen, dass das über vier Jahrzehnte geschaffene Gender-Wissen in den Hochschulen allgegenwärtig ist und dass es genügend wissenschaftliches Personal gibt, das dieses Wissen gründlich rezipiert hat und über die Lehre an die Studierenden und den wissenschaftlichen Nachwuchs weitervermitteln kann. Damit wären die Voraussetzungen dafür gegeben, dass die Diskurse im Rahmen der Frauen- und Geschlechterforschung nicht nur lebendig bleiben, sondern auch in weiterführenden Forschungsprojekten und Infrastrukturmaßnahmen münden. Diese Wahrnehmung hat in den aktuellen Diskussionen über die Bedeutung und Notwendigkeit von Genderprofessuren Gewicht bekommen, insbesondere in den Fachhochschulen für Sozialarbeit. Auch auf der Ebene der Professuren hat der Anteil der Frauen in diesem Hochschultyp in den letzten Jahren stärker zugenommen als an den Universitäten. Das legt die Annahme nahe, der Genderaspekt werde dort selbstverständlich thematisiert, auch ohne Professuren mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung.

Die Einschätzungen der Interviewpartnerinnen zur wissenschaftlichen und politischen Bedeutung den Genderprofessuren unterstreichen die These, dass Frauenforschungsprofessuren bzw. Genderprofessuren in den 1980er- und auch noch in den 1990er-Jahren für die Entwicklung und Institutionalisierung dieses neuen Wissensgebiets in den Einzelwissenschaften wie für die inter- und transdisziplinären Debatten von erheblicher Bedeutung waren, um mit professoraler Autorität, Definitionsmacht und Einflussnahme Frauen- und Geschlechterforschung über zahlreiche Projekte in den Hochschulen institutionell zu verankern.

Auf die Frage, ob die Genderprofessuren auch heute noch von Bedeutung sind und es folglich notwendig ist, sich für den Erhalt der existierenden wie auch für die Schaffung von neuen Genderprofessuren einzusetzen, äußerte sich nur eine Befragte, die namentlich nicht genannt

werden wollte, dezidiert ablehnend: »Nee! Bloß nicht noch mehr. Ich finde, es reicht vollkommen.« Drei weitere sprechen sich nicht generell gegen die Einrichtung von Genderprofessuren an den Hochschulen aus, sondern kritisieren, dass die mit dem Etikett »Frauenforschung« oder auch »Geschlechterforschung« verbundene Erwartung, sich auf dieses Wissenschaftsfeld zu konzentrieren, ihnen bei der Entfaltung ihrer vielfältigen theoretischen Interessen hinderlich war.

Die Mehrzahl der Interviewpartnerinnen ist allerdings der Meinung, dass die Genderprofessuren an den deutschsprachigen Hochschulen nach wie vor stabilisierende und deshalb wichtige Knotenpunkte in den Netzwerken der Frauen- und Geschlechterforschung bilden und für die Weiterentwicklung der Forschung und Lehre in diesem Feld unverzichtbar sind.

Es wäre ein erheblicher Verlust, wenn das Erfahrungswissen derjenigen, die sich in den vergangenen vier Dekaden für die Institutionalisierung und Etablierung der Frauen- und Geschlechterforschung an den Hochschulen engagiert und damit Pionierarbeit geleistet haben, mit dem Generationenwechsel in Vergessenheit geraten würde. Die vorliegende explorative Studie zeigt, wie lebendig die Erinnerung und wie reich der Erfahrungsschatz von Pionierinnen im Feld der Frauen- und Geschlechterforschung ist. Ihre Erzählungen laden dazu ein, weiterführende Fragestellungen zu entwickeln und den Austausch zwischen den Generationen zu intensivieren, um einem Traditionsbruch in der Frauen- und Geschlechterforschung entgegenzuwirken. Ein solcher Dialog ist angesichts der aktuellen Situation an den Hochschulen notwendiger denn je.

Anhang

Kurzporträts der Interviewpartnerinnen

Ruth Becker

VOLKSWIRTM (geb. 1944 in Stuttgart), studierte Volkswirtschaftslehre in Stuttgart, Hamburg, Tübingen und München. Abschluss des Studiums 1969 an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Promotion 1986 und Habilitation 1993 an der Universität Kassel. Ein Kind.

PROFESSUR FÜR »FRAUENFORSCHUNG UND WOHNUNGSWESEN IN DER RAUMPLANUNG« an der Fakultät Raumplanung der Technischen Universität Dortmund von 1993 bis 2009. Die Professur wurde gestrichen. Danach wurde das Fachgebiet Frauenforschung und Wohnungswesen in der Raumplanung an der Technischen Universität Dortmund aufgelöst.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Theorie und Praxis einer feministischen Raumplanung; Sozialer Wandel der Wohn- und Lebensformen; Wechselwirkungen von Wohnverhältnissen und gesellschaftlichem Geschlechterverhältnis; Wohnungs- und Bodenmarkt und –politik; Neue Formen der Arbeit.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitherausgeberin der Zeitschrift *Journal Netzwerk Frauenforschung NRW* (1990–2009); Mitglied im Beirat der Zeitschrift *Frauenforschung Geschlechterstudien* (2003–2006) und deren Mitherausgeberin (2006–2009); Mitbegründerin und Mitherausgeberin von *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* (2009–2011).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitglied im Vorstand des Vereins Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen, Köln (1989–1991) und von SARAH Kulturzentrum für Frauen e.V., Stuttgart (1984–1989); Leiterin der Koordinationsstelle Netzwerk Frauenforschung NRW (1989–2009) und des Fachgebiets Frauenforschung und Wohnungswesen in der Raumplanung an der Technischen Universität Dortmund (1993–2009); Mitglied der Niedersächsischen Kommission zur Förderung der Frauenforschung in Naturwissenschaften, Technik und Medizin (1995–1997), der Sektion Stadt- und Regionalsoziologie und der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (seit 1995) und im wissenschaftlichen Beirat der Sozialforschungsstelle Dortmund der

Technischen Universität Dortmund (1997–2012); Mitbegründerin und Mitglied des Interdisziplinären Forschungsschwerpunktes Dynamik der Geschlechterkonstellationen an der Technischen Universität Dortmund (2002–2011); Mitglied im wissenschaftlichen Beirat Projektverbund Wohnungslosigkeit (2002–2005); Vorstandsmitglied der Feministischen Organisation von Architektinnen und Planerinnen e.V., Dortmund (seit 2003); Mitglied im wissenschaftlichen Beirat von Evaluation Soziale Stadt (2003–2005) und der Marie-Jahoda-Gastprofessur an der Ruhr-Universität Bochum (2003–2007).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Gastprofessur an der Hochschule für bildende Künste Hamburg (1989); Vertretungsprofessur für Stadt- und Regionalökonomie an der Universität Kassel (1990–1991); Keyprofessur der Internationalen Frauenuniversität im Projektbereich Stadt im Rahmen der Expo Hannover (2000).

Heike Behrend

ETHNOLOGIN (geb. 1947 in Stralsund), studierte Ethnologie, Soziologie und Religionswissenschaft in München, Wien und Berlin. Abschluss des Studiums 1973 und Promotion 1987 an der Freien Universität Berlin, Habilitation 1993 an der Universität Bayreuth.

PROFESSUR FÜR »KONSTRUKTION UND GESCHICHTE VON GESCHLECHTERVERHÄLTNISSEN IN AFRIKA« am Institut für Afrikanistik und Ägyptologie der Philosophischen Fakultät an der Universität zu Köln von 1994 bis 2012. Die Professur wurde mit der veränderten Denomination »Kulturwissenschaft Afrikas« (ohne Genderaspekt) neu ausgeschrieben und 2013 wieder besetzt.

ARBEITSCHWERPUNKTE: Religion, Krieg und Gewalt in Afrika; Geschlechterforschung; Religionen und moderne Medien (Fotografie und Video) in Afrika; Kannibalismus.

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Projektleiterin des kulturwissenschaftlichen Forschungskollegs Medien und kulturelle Kommunikation an der Universität zu Köln (2005–2008) und Mitglied des Zentrums für Moderneforschung an der Universität zu Köln.

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Ernst-Reuter-Preis der Freien Universität Berlin für die Dissertation *Die Zeit geht krumme Wege. Raum, Zeit und Ritual bei den Tugen im Nordwesten Kenias* (1987); Senior Fellowship an der University of Florida, Gainesville, USA; Senior Fellowship am Internationalen Forschungszentrum Kulturwissenschaften; Senior Fellowship an der Northwestern University, Evanston, USA (2004).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Vertretungsprofessur an der Universität Mainz; Gastprofessuren an der École des Hautes Etudes, Paris (1993 und 1997) und an der Kunsthochschule Linz

in Wien, Österreich; Forschungsaufenthalte in Kenia, Uganda, Ghana, Namibia, Nigeria, Senegal und Japan.

Gisela Bock

HISTORIKERIN (geb. 1942 in Karlsruhe), studierte Geschichte, Musikwissenschaft, Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie in Freiburg i.Br., Berlin, Paris und Rom. Abschluss des Studiums mit der Promotion 1971 an der Freien Universität Berlin und Habilitation 1984 an der Technischen Universität Berlin.

PROFESSUR FÜR »ALLGEMEINE GESCHICHTE MIT BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER GESCHLECHTERGESCHICHTE« an der Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie, Abteilung Geschichtswissenschaft der Universität Bielefeld von 1989 bis 1997. Die Professur wurde mit dem Wechsel der Stelleninhaberin an die Freie Universität Berlin 1997 mit der Denomination »Neuere Geschichte und Geschlechtergeschichte« wieder ausgeschrieben und 1998 mit Martina Kessel besetzt.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Politische Ideengeschichte; Geschichte der Geschichtsschreibung; Armut und Arbeit (weibliche und männliche); Der Sozialstaat im internationalen Vergleich; Geschlechtergeschichte seit dem 16. Jahrhundert (Europa, USA, kolonisierte Welt); Europäische Geschichte der Neuzeit: nationale, vergleichende und transnationale Dimensionen; Nationalsozialismus, insbesondere Rassenpolitik, Holocaust und Frauengeschichte; Geschichte der Menschenrechte; Internationale Organisationen (International Non-Governmental Organisations und International Governmental Organisations).

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitherausgeberin von *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft* (1989–2007); Mitglied im Beirat der Zeitschriften *Gender & History* (1989–2007), *Women's History Review* (1992–2007), *CLIO. Histoire, Femmes et Sociétés* (seit 1991) und *Journal of Women's History* (1989–2001); Gründerin und Herausgeberin (mit Karin Hausen und Heide Wunder) der Reihe *Geschichte und Geschlechter* im Campus Verlag (1991–1998); Mitglied im Beirat der Zeitschriften *NORA. Nordic Journal of Women's Studies* (heute: *NORA. Nordic Journal of Feminist and Gender Research*) (1993–2003), *Genesis. Rivista della Società italiana delle storiche* (seit 2002) und *Aspasia. The International Yearbook of Central, Eastern, and Southeastern European Women's and Gender History* (seit 2007).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitglied der Berliner Dozentinnengruppe und Mitorganisatorin der ersten Berliner Sommeruniversität für Frauen (1976), im Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands (1985–2011), im Deutschen Hochschulverband (1995–2010), in der American Historical Association (1987–2007) und in der German Studies Association (1995–2002); Mitbegründerin und Board Member der International Federation for Research in Women's History (1989–1995), die dem International Committee of Historical

Sciences angeschlossen ist; Mitbegründerin (mit Karin Hausen und Heide Wunder) und Mitglied des Arbeitskreises Historische Frauenforschung (heute: Arbeitskreis für Frauen- und Geschlechterforschung) als deutsches Komitee der International Federation of Research in Women's History (1989–1995); Gründerin und Leiterin des European Culture Research Centre am European University Institute, Florenz (1986–1989); Leiterin einer Internationalen Forschergruppe am European University Institute Women's Rights and Women's Welfare in the Rise of the European Welfare States (1986–1989); Mitglied in der Società italiana delle storiche (seit 1990) und der Graduiertenförderungs-Kommission der Universität Bielefeld (1990–1992); Koordinatorin eines Erasmus-Programms (1990–1995) und eines Programms von European Studies in Economic and Social Research (ESTER) zu New Approaches in Gender History an der Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie der Universität Bielefeld (1994); Mitglied des Akademischen Senats der Universität Bielefeld (1991–1992), Prodekanin (1992–1993) und Dekanin (1993–1994) der Fakultät für Geschichtswissenschaft und Philosophie an der Universität Bielefeld; Leiterin (mit Juliane Jacobi) eines Teilbereichs im Sonderforschungsbereich 177, Universität Bielefeld: Frauen- und Geschlechtergeschichte des Bürgertums, 1850–1950 (1992–1997); Sprecherin des Sonderforschungsbereichs 177, Universität Bielefeld: Sozialgeschichte des neuzeitlichen Bürgertums im internationalen Vergleich (1993–1994); Leiterin des Erasmus-Programms am Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin (1997–2007) und des Bereichs Französische Geschichte im Frankreichstudiengang an der Freien Universität Berlin (1997–2007); Geschäftsführende Direktorin des Friedrich-Meinecke-Instituts an der Freien Universität Berlin (2003–2005).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Stipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes (1963–1969); Fellowship am Center for European Studies, Harvard University (1974–1975); Habilitationsstipendium (1982–1983); Fellowship am Wissenschaftskolleg zu Berlin (1995–1996); Premio Iglesias (Associazione Culturale »Lao Silesu«) (2002); DFG-Forschungsjahr (2005–2006).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Vertretungsprofessur an der Universität-Gesamthochschule Essen (1984–1985); Gastprofessur an den Universitäten Basel (1985) und Bern (1985); Professur für Europäische Geschichte im 19. und 20. Jahrhundert am European University Institute, Florenz (1985–1989); Gastprofessur an der École des Hautes Études en Sciences Sociales, Paris (1997); Professur für Neuere Geschichte mit besonderer Berücksichtigung Westeuropas an der Freien Universität Berlin (1997–2007); Gastprofessur für Gender History an der Central European University, Budapest (2001–2002).

Johanna Bossinade

LITERATURWISSENSCHAFTLERIN (geb. 1945 in Hannover), studierte Germanistik, Theaterwissenschaft und Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaft an

den Universitäten Groningen, Utrecht und Köln. Abschluss des Studiums 1974 an der Universität Utrecht. Promotion 1984 an der Universität Amsterdam und Habilitation 1993 an der Freien Universität Berlin.

ERSTE PROFESSUR FÜR »STELLUNG DER FRAU IM LITERARISCHEN PROZESS« am Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften, Institut für deutsche und niederländische Literatur der Freien Universität Berlin von 1990 bis 1994 (befristete Zweidrittel-Teilzeitprofessur).

ZWEITE PROFESSUR FÜR »NEUERE DEUTSCHE LITERATUR MIT DEN SCHWERPUNKTEN FRAU IM LITERARISCHEN PROZESS, AUTOBIOGRAFIK, POETOLOGIE« am Fachbereich Philosophie und Geisteswissenschaften, Institut für deutsche und niederländische Literatur der Freien Universität Berlin 1999–2002. Die zweite befristete Teilzeitprofessur konnte geschaffen werden, indem die Hochschullehrerin Anke Bennholdt-Thomsen in kollegialer Kooperation die Hälfte ihrer Stelle zur Verfügung stellte. Mit der Pensionierung von Anke Bennholdt-Thomsen im Jahr 2002 endete auch die Laufzeit der Professur von Johanna Bossinade.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Deutschsprachige Literatur des späten 18., des 19. und 20. Jahrhunderts; Ästhetik und Poetik der Moderne; Literaturtheorie; Sprache; Psychoanalyse; Literatur.

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Wissenschaftliche Leiterin der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen und Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin (2000–2002); Mitglied der Ernst-Reuter-Gesellschaft der Freien Universität Berlin (seit 2011) und der Freud-Lacan-Gesellschaft Berlin (seit 2000).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Vertretungsprofessur für »Literatur und Kulturwissenschaft« an der Universität Hamburg (1995–1997).

Christina von Braun

KULTURWISSENSCHAFTLERIN UND FILMEMACHERIN (geb. 1944 in Rom, Italien), studierte Politikwissenschaft, Soziologie und Völkerrecht in New York, Bonn und Köln. Abschluss des Studiums 1968 an der Universität Bonn. Promotion 1990 und Habilitation 1992 an der Universität Innsbruck. Zwei Kinder.

PROFESSUR FÜR »KULTURTHEORIE MIT DEM SCHWERPUNKT GESCHLECHT UND GESCHICHTE« an der Philosophischen Fakultät III, Institut für Kulturwissenschaft der Humboldt-Universität zu Berlin von 1994 bis 2009. Die Professur von Christina von Braun wurde mit der Professur für »Kulturwissenschaft und Mentalitätsgeschichte« (Hartmut Böhme) zunächst zu einer Juniorprofessur mit der Denomination »Wissengeschichte und Gender Studies« fusioniert und 2007–2013 mit Claudia Bruns besetzt. Die Juniorprofessur wurde gestrichen; dafür wurde eine neue Professur für »Historische Anthropologie und Geschlechterforschung« eingerichtet, auf die Claudia Bruns 2013 berufen wurde.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Gender; Medien; Religion und Moderne; Geschichte des Antisemitismus; Jüdische Studien.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied im Beirat der Zeitschriften *Sexuality & Culture* (2009) und *Zeitschrift für Sexualforschung* (seit 1995); Mitbegründerin und Mitherausgeberin (mit Annette Kuhn) von *Metis. Zeitschrift für historische Frauen- und Geschlechterforschung* (1990–2000) und Mitherausgeberin (mit Volker Hess, Inge Stephan und Viola Beckmann) der Reihe *GenderCodes – Transkriptionen zwischen Wissen und Geschlecht* im transcript Verlag (seit 2006).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Vorstandsmitglied des Bundesverbandes der Film- und Fernsehregisseure (1990–1998); Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (1991–1993); Dekanin der Philosophischen Fakultät III an der Humboldt-Universität zu Berlin (1996–1998); Mitbegründerin des Studiengangs Gender Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin und dessen Leiterin (1997–2002); Gründungsmitglied und Vorstandsmitglied der Grünen Akademie der Heinrich-Böll-Stiftung (vormals: FrauenAnstiftung) (seit 1999); Mitglied im Präsidium des Evangelischen Kirchentages (1999–2005); Leiterin der Leo Baeck Summer University in Jewish Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin (2003); Mitglied des Medizinsenats der Freien Universität und der Humboldt-Universität für die Charité – Universitätsmedizin Berlin (2004–2009); Projektleiterin des DAAD-geförderten Walter-Benjamin-Gastlehrstuhls für deutsch-jüdische Kultur und Geschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin (2005–2014); Sprecherin des Graduiertenkollegs Geschlecht als Wissenskategorie an der Humboldt-Universität zu Berlin (2005–2012); Leiterin des Zentrums für Transdisziplinäre Geschlechterstudien der Humboldt-Universität zu Berlin (2005–2007); Mitglied im Vorstand der Deutschen Orientstiftung (seit 2007); Vizepräsidentin des Goethe-Instituts (seit 2008); Gründerin und Leiterin des Kollegiums Jüdische Studien an der Humboldt-Universität zu Berlin (2009–2013); Mitglied im Beirat des Forums für Interkulturellen Dialog e.V. (2010–2013), der Gutachtergruppe Geschlechterforschung in Niedersachsen der Wissenschaftlichen Kommission Niedersachsen (seit 2012) und Akademische Leiterin des Zentrums Jüdische Studien Berlin-Brandenburg (seit 2012).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Preis für »Das beste Wissenschaftsbuch 2008« des österreichischen Bundesministeriums für Wissenschaft und Bildung für *Verschleierte Wirklichkeit. Die Frau, der Islam und der Westen*, Berlin 2007, das Christina von Braun gemeinsam mit Bettina Mathes verfasste; Sigmund-Freud-Kulturpreis der Deutschen Psychoanalytischen Vereinigung und der Deutschen Psychoanalytischen Gesellschaft (2013); Hedwig-Dohm-Urkunde 2014, vergeben vom Journalistinnenbund.

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Gastprofessuren für Erziehungswissenschaft an der Universität Wien (1991, 1993), für Theaterwissenschaft an der Universität Wien (1992), für Philosophie an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt (1991 und 1996), für Erzie-

hungswissenschaft an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck (wiederholt zwischen 1988 und 1996), für Germanistik an der Goethe-Universität Frankfurt am Main (1992), für Gender Studies an der Universität Konstanz (1993), für German Studies an der Columbia University in the City of New York, USA (1998), für Civilisation allemande an der Université Denis Diderot, Paris VII, Frankreich (2003), für Jewish Studies am Dartmouth College, Hanover (NH), USA (2006), für German Studies an der University of Virginia, USA (2009), für German Studies an der Hebrew University, Jerusalem, Israel (2011); Seniorprofessur für Kulturwissenschaft, Humboldt-Universität zu Berlin (2009–2011); Senior Research Fellow im Bereich Jüdische Studien (2011–2014).

Margrit Brückner

SOZIOLOGIN (geb. 1946 in Mennighüffen bei Löhne), studierte Soziologie, Pädagogik und Politologie an den Universitäten Mainz, Frankfurt und London. Abschluss des Studiums 1972, Promotion 1983 und Habilitation 2000 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

PROFESSUR FÜR »SOZIOLOGIE, FRAUEN- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG UND SUPERVISION« am Fachbereich Soziale Arbeit und Gesundheit (Fachgebiet Soziale Arbeit) an der Fachhochschule Frankfurt am Main von 1995 bis 2012. Margrit Brückner hatte bereits seit 1974 eine »Fachhochschullehrerstelle« (von 1974 bis 1977 zur Anstellung) für Soziologie. 1979 wurde diese Stelle in eine Professur für »Soziologie« umgewandelt. Im Jahr 1995 hatte sie die Entscheidungsfreiheit, das Profil ihrer Professur nach eigenen Vorstellungen zu präzisieren, somit die Denomination der Professur mitzubestimmen.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Geschichte, Struktur, Methoden und Arbeitsfelder der Sozialen Arbeit; Frauen- und Geschlechterforschung (insbesondere häusliche Gewalt); Wohlfahrtsregime und Sogetätigkeiten (»Care-Debatte«); Gruppenprozesse; Soziale Arbeit in und mit Gruppen; Praxisreflexion; Supervision; Selbsterfahrung.

MİTHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied im Beirat von *Neue Praxis. Zeitschrift für Sozialarbeit, Sozialpädagogik und Sozialpolitik* (seit 2005) und von *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* (seit 2001).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitglied der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (seit 1978) und deren Sektionsrätin (1983–1985), des Instituts für Gruppenanalyse e.V. Heidelberg (seit 1987), der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (seit 1989), der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, der Kommission Sozialpädagogik (seit 1995) und des Cornelia Goethe Centrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse an der Goethe-Universität Frankfurt am Main (seit 1996); Vertrauensdozentin und Mitglied der Auswahlkommission im Studienwerk

der Heinrich-Böll-Stiftung (vormals: FrauenAnstiftung) (seit 1996); Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Supervision (seit 1999); Vorsitzende (mit Monika Simmel-Joachim) der Sachverständigenkommission für Kriminalprävention der Hessischen Landesregierung (Landespräventionsrat), Arbeitsgruppe Häusliche Gewalt (seit 2001) und Mitglied in der fachlichen Leitung des Gender- und Frauenforschungszentrum der Hessischen Hochschulen (2003–2012).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Elisabeth-Selbert-Preis der Hessischen Landesregierung (1984); Laura-Maria-Bassi-Preis der Fachhochschule Frankfurt am Main (2008).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Research Assistant am Institute for the Study of Social Change an der University of California, Berkeley, USA (1980, 1981, 1982); Gastdozenturen am Psychoanalytischen Seminar in Zürich (1985/86) und an der Hogeschool van Amsterdam (April 1992); Gastaufenthalt in Lateinamerika in Montevideo (Uruguay), Córdoba (Argentinien) und Santiago (Chile) (August/September 1995); Gastdozenturen am Internationalen Begegnungszentrum in Bethlehem, Palästina (April 1997) und an der Universität Peruana Cayetano Heredia in Lima, Peru (September 1999); Vertretungsprofessur für Erziehungswissenschaft und Sozialpädagogik an der Eberhard Karls Universität Tübingen (2001/02); Gastdozenturen an der University of Heartfordshire, England (Juni 1998) und an der Berufsakademie für Sozialarbeit Wien, Österreich (Oktober 1998); ERASMUS Teacher Mobility Tätigkeiten an der University College Lillebaelt, Dänemark und der Hochschule Campus Wien, Österreich (2012).

Sigrun Dechêne

ARCHITEKTIN (geb. 1943 in Ibbenbüren), studierte Kunstgeschichte, Theaterwissenschaft, Architektur und Städtebau in Berlin, Stuttgart und Aachen. Abschluss des Studiums 1975 an der Rheinisch-Westfälischen Technischen Hochschule Aachen. Drei Kinder.

PROFESSUR FÜR »STADTPLANUNG MIT DEM SCHWERPUNKT FRAU UND GESELLSCHAFT« am Fachbereich Architektur, im Master Städtebau NRW, an der Fachhochschule Dortmund von 1996 bis 2008. Die Professur wurde gestrichen. Sigrun Dechêne blieb noch bis 2011 auf einer neuen Stelle in der Funktion als Dekanin des Fachbereichs Architektur an der Hochschule.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Städtebauliches Entwerfen; Städtebauliche Gestaltung.

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitglied in der Architektenkammer Nordrhein-Westfalen (seit 1978), der Vereinigung für Stadt-, Regional- und Landesplanung (1993–2008) und im Netzwerk Frauenforschung NRW (heute: Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung) (1996–2008); Vorstandsmitglied im Beirat zur Lokalen Agenda 21 der Stadt Hagen, Fachforum Stadtentwicklung und Stadtgestaltung (1998–2005); Gründung des Arbeitskreises Wohnbe-HAGEN – Stadt-

planung aus Frauensicht (1992–1998); Mitbegründerin der Arbeitsgemeinschaft H.A.U.S. – Humane Architektur & Stadtplanung (1994–1996); Prodekanin am Fachbereich Architektur der Fachhochschule Dortmund (2001–2003); Mitglied im Rektoratsarbeitskreis Ambiente (2001–2004) und der Gleichstellungskommission an der Fachhochschule Dortmund (2000–2008); Dekanin am Fachbereich Architektur an der Fachhochschule Dortmund (2008–2011).

Irene Dölling

SOZIOLOGIN (geb. 1942 in Leicester, England), studierte Bibliothekswissenschaft und Philosophie an der Humboldt-Universität zu Berlin. Abschluss des Studiums 1966, Promotion 1970 und Habilitation 1975 an der Humboldt-Universität zu Berlin.

PROFESSUR FÜR »FRAUENFORSCHUNG UND SOZIOLOGIE DER GESCHLECHTERVERHÄLTNISSE« an der Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät der Universität Potsdam von 1994 bis 2008. Die Professur wurde mit der Denomination »Soziologie der Geschlechterverhältnisse« wieder ausgeschrieben und 2009 mit Theresa Wobbe besetzt.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Allgemeine Kulturtheorie; Kulturtheorien der Moderne; Persönlichkeitstheorien; Geschlechterverhältnisse in der sozialistischen Gesellschaft bzw. in den neuen Ländern; Soziologie der Geschlechterverhältnisse; Analyse von Frauen- und Männerbildern.

MİTHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied im Beirat der Zeitschriften *SIGNS. Journal of Women in Culture and Society* (1990–2009), *The European Journal of Women's Studies* (1994–2007), *L'HOMME. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* (1990–2012) und *Zeitschrift für Sexualforschung* (seit 1991).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitbegründerin und Leiterin des Arbeitskreises zur Erforschung kulturtheoretischer und historischer Aspekte des Geschlechterverhältnisses an der Humboldt-Universität zu Berlin (1982–1989); Vertrauensdozentin für die Heinrich-Böll-Stiftung (vormals: FrauenAnstiftung) (1996–2007) und Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat der Hans-Böckler-Stiftung (2000–2010); Mitbegründerin des Zentrums für Interdisziplinäre Frauenforschung (heute: Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien) an der Humboldt-Universität zu Berlin und dessen erste wissenschaftliche Leiterin (1990–1991); Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat der Rosa-Luxemburg-Stiftung (seit 2009) und deren Vorsitzende (seit 2011); Mitglied der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (seit 1990) und der Leibniz-Sozietät der Wissenschaften zu Berlin e.V. (seit 1995); Entwicklung eines Zusatzzertifikats Interdisziplinäre Geschlechterstudien an der Universität Potsdam (2005).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Professorin für Kulturtheorie an der Humboldt-Universität zu Berlin (1985–1993).

Barbara Duden

HISTORIKERIN UND SOZIOLOGIN (geb. 1942 in Greifswald), studierte Geschichte und Anglistik in Wien und Berlin. Abschluss des Studiums 1970, Promotion 1986 und Habilitation 1994 an der Technischen Universität Berlin.

PROFESSUR FÜR »GESELLSCHAFTS- UND KULTURTHEORETISCHE FRAUENFORSCHUNG« an der Philosophische Fakultät, Institut für Soziologie und Sozialpsychologie, Fachgebiet Soziologie der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover von 1994 bis 2010. Die Stelle wurde mit veränderter Denomination (ohne Genderaspekt) neu ausgeschrieben. Im Zuge dieser Entwicklung kam es zu einer Selbstauflösung des Lehr- und Forschungsschwerpunktes Gender Studies an der Universität Hannover.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Geschichte der Sinne (18. und 20. Jahrhundert); Geschichte des »Ungebornen«; Popularisierung von »Risiko« und seine Funktion in der Ökonomisierung des Gesundheitswesens; Aktualität der Frauenbewegung in der Gegenwart.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitbegründerin und Mitglied in der Redaktion von *Courage. Berliner Frauenzeitung* (1974–1978).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Dekanin für den Projektbereich Körper der Internationalen Frauenuniversität (IFU) Hannover (2000).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Eileen Basker Memorial Award der Society for Medical Anthropology, USA (1993) für die Studie *Geschichte unter der Haut* (dt. 1987, engl. *The Woman Beneath the Skin*, 1991); Award Women in Science der History of Science Society, USA (1993).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Gastprofessuren an verschiedenen Universitäten in den USA (1986–1990); Fellow am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (1990–1992); Gastprofessur für Sozialwissenschaften an der Goethe-Universität Frankfurt am Main (1993); Professor am Ludwig Uhland Institut für Empirische Kulturwissenschaften der Universität Tübingen (WS 1993/94); Jean Monnet Fellow am Europäischen Hochschulinstitut, Florenz (2001–2002); Lehraufträge am Institut für Soziologie der Universität Bern, Schweiz (WS 2010/11 und SoSe 2011), am Historischen Seminar der Universität Basel, Schweiz (WS 2011/12) und am Interdisziplinären Zentrum für Geschlechterforschung an der Universität Bern, Schweiz (SoSe 2012); Fellow am Institut d'Études Avancées de Nantes und Lehrauftrag an der Universität Paris-Diderot, Frankreich (WS 2012/13); Käthe-Leichter-Gastprofessur für Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Wien, Österreich (WS 2013/14).

Christel Eckart

SOZIOLOGIN (geb. 1945 in Großauheim, Hanau), studierte Soziologie, Politische Wissenschaft, Sozialpsychologie und Sozialpädagogik in Marburg und Frankfurt am Main. Abschluss des Studiums 1972, Promotion 1978 und Habilitation 1990 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

PROFESSUR FÜR »FRAUENFORSCHUNG MIT DEM SCHWERPUNKT ARBEIT UND BERUF VON FRAUEN« in der Fachgruppe Soziologie des Fachbereichs Gesellschaftswissenschaften an der Universität Kassel von 1993 bis 2011. Christel Eckart hat die Altersteilzeitregelung in Anspruch genommen, die Freistellungsphase begann 2009. Die Stelle wurde mit veränderter Denomination »Soziologie der Diversität unter besonderer Berücksichtigung der Dimension Gender« neu ausgeschrieben und 2011 mit Elisabeth Tuider wieder besetzt.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Gesellschaftliche und biografische Bedeutung der Arbeit von Frauen; Wandel der Arbeitsgesellschaft und der Geschlechterverhältnisse; Sozialpsychologie des Tochter-Vater-Verhältnisses; Beziehungen der Fürsorge und Selbstsorge; Zeiterfahrung und Zeitpolitik.

MİTHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitbegründerin und Mitglied im Beirat der Zeitschrift *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* (1982–1986), in der Redaktion seit 1988; Mitglied im Beirat der Zeitschrift *Gender & Society* (1986–2011).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitarbeit an der Einrichtung des Schwerpunktprogramms Integration der Frau in die Berufswelt der Deutschen Forschungsgemeinschaft (1974); Mitbegründerin und Mitglied der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (seit 1978); Mitarbeit an der Einrichtung des Hessischen Frauenforschungsschwerpunktes Frauenbewegungen – kultureller und sozialer Wandel (1995–2001) und dessen Fortsetzung: Fokus Geschlechterdifferenzen: Theoretische Neuorientierungen, soziokulturelle Differenzierungsprozesse und internationale Entwicklungen (2002); Mitbegründerin und Mitglied des Vereins Sozialwissenschaftliche Forschung und Praxis für Frauen, Köln (1978–2008); Mitglied der Sektion Biografieforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (1985–2011); Mitglied im Beirat der maecenia – Frankfurter Stiftung für Frauen in Wissenschaft und Kunst (seit 2000) und des Büros für Neue Zeitpraxis (2000–2008); Mitbegründerin und Mitglied im beratenden Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Zeitpolitik (seit 2002); Geschäftsführende Sprecherin der Interdisziplinären Arbeitsgruppe Frauen- und Geschlechterforschung an der Universität Kassel (1994–1997 und 2001–2008); Mitglied des Graduiertenkollegs Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung (Frankfurt/Kassel) (1999–2008), im Staff der Global Labour University (2004–2011) und in der Auswahlkommission des Studienwerks der Heinrich-Böll-Stiftung (vormals: FrauenAnstiftung) (2006–2011).

Hannelore Faulstich-Wieland

ERZIEHUNGSWISSENSCHAFTLERIN (geb. 1948 in Hannoversch Münden), studierte Psychologie in Berlin. Abschluss des Studiums 1972 an der Technischen Universität Berlin, Promotion 1975 an der Universität Bremen, Habilitation 1979 an der Technischen Universität Berlin. Zwei Kinder.

PROFESSUR FÜR »FRAUENFORSCHUNG MIT SCHWERPUNKT IM BEREICH DER KULTURWISSENSCHAFTEN, HISTORISCHE UND VERGLEICHENDE ASPEKTE« am Fachbereich Sozialwissenschaften an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster von 1992 bis 1996. Nach dem Wechsel an die Universität Hamburg wurde die Professur von Steffani Engler vertreten (1996–1999). Die Professur bekam eine andere fachliche Ausrichtung mit der Denomination »Politikwissenschaft und Internationale vergleichende Politische Ökonomie unter Berücksichtigung der Feministischen Ökonomie« und wurde mit Brigitte Young besetzt (1999–2011). 2010 wurde die Professur mit der veränderten Denomination »Politikwissenschaft mit dem Schwerpunkt Geschlechterforschung« neu ausgeschrieben und mit Gabriele Wilde besetzt.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Genderforschung; Geschlechterverhältnisse im Bildungssystem; Koedukation; Mädchen und Frauen in Technik und Naturwissenschaften; Sozialisationsforschung.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitherausgeberin von *Report – Literatur- und Forschungsreport Weiterbildung* (1992–1998) und der Reihe *Theorie Bilden* im transcript Verlag (seit 2005).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Fachgutachterin der Deutschen Forschungsgemeinschaft für das Gebiet Erziehungswissenschaft und Bildungsforschung (1988–1996); Mitglied einer Beratungsgruppe beim Senator für Schulwesen in Bremen (1989–2005) und in der Kommission Zukunft der Bildung – Schule der Zukunft beim Ministerpräsidenten des Landes Nordrhein-Westfalen (1992–1995); Sprecherin der AG Frauenforschung in der Erziehungswissenschaft in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (1994–1990); Geschäftsführende Direktorin des Instituts für Schulpädagogik am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg (1998–2001); Prodekanin für Forschung und Nachwuchsförderung am Fachbereich Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg (1999–2001); Mitglied im wissenschaftlichen Beirat der Max-Träger-Stiftung (seit 1999), des Deutschen Jugendinstituts München (seit 1999), im Bildungsrat Niedersachsen beim Niedersächsischen Ministerpräsidenten (1999–2002), der Gutachterinnenkommission zur Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung an Baden-Württembergischen Hochschulen (2001–2003) und der Berufungskommission Schulpädagogik an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Österreich (2001–2002); Partnerschaftsbeauftragte der Universität Hamburg für die University of California, Berkeley (seit 2002); Gleichstellungsbeauftragte des Fachbereichs Erziehungswissenschaft der Universität Hamburg (2002–2005); Mitglied im Graduiertenkolleg Bildungsgangforschung am Fachbereich Erziehungs-

wissenschaft der Universität Hamburg (2002–2005); Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Jugendinstituts München (2003–2007; erneut seit 2012); Mitglied im Zentralen Ausschuss für die Nachwuchsförderung der Universität Hamburg (2004–2008 und deren Vorsitzende 2007–2008), im Wissenschaftlichen Beirat des Hochschularten übergreifenden Kompetenzzentrums für Geschlechterforschung und Bildungsfragen in der Informationsgesellschaft im Ministerium für Wissenschaft, Forschung und Kunst Baden-Württemberg (2004–2006); Fachkollegiatin der Deutschen Forschungsgemeinschaft, im Fachkollegium Erziehungswissenschaft für Sozialisations-, Institutions- und Professionsforschung (2004–2012); Mitglied in der Jury für den Deutschen Schulpreis der Robert-Bosch-Stiftung und der Heidehof-Stiftung (2005–2011), im Kuratorium des Fonds für Unterrichts- und Schulentwicklung in Österreich (2007–2009); Gleichstellungsbeauftragte der Fakultät für Erziehungswissenschaft, Psychologie und Bewegungswissenschaft der Universität Hamburg (seit 2008).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Forschungsstipendien an der Indiana University, Bloomington (IN), USA (2000) und am Smith College, Northampton (MA), USA (2003); Frauenförderpreis der Universität Hamburg für Gleichstellungsarbeit (2012); verzeichnet in der Datenbank exzellenter Wissenschaftlerinnen AkademiaNet (seit 2010); Ernst-Christian-Trapp-Preis der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft für innovative und unkonventionelle wissenschaftliche Leistungen im Fach Erziehungswissenschaft (2014).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Professur für Theorie und Praxis der sozialen Beratung an der Fachhochschule Frankfurt am Main (1984–1992); Gastprofessur im Forschungsinstitut für Geistes- und Sozialwissenschaften an der Gesamthochschule Siegen (1990); Professur für Erziehungswissenschaft mit Schwerpunkt Schulpädagogik unter besonderer Berücksichtigung von Sozialisationsforschung an der Universität Hamburg (1997–2014); Gastprofessur für Frauen- und Geschlechterforschung mit dem Schwerpunkt Sozialisation an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt, Österreich (Mai 2008).

Karin Flaake

SOZIOLOGIN (geb. 1944 in Schwerin), studierte Soziologie, Sozialpsychologie und Erziehungswissenschaft in Frankfurt am Main. Abschluss des Studiums 1972, Promotion 1977 und Habilitation 1989 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

PROFESSUR FÜR »SOZIOLOGIE MIT DEM SCHWERPUNKT FRAUEN- UND GE SCHLECHTERFORSCHUNG« am Institut für Sozialwissenschaften des Fachbereichs Soziologie an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg von 1994 bis 2007. Die Professur wurde gestrichen.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Geschlechterverhältnisse im Bildungs- und Wissenschaftsbereich; Sozialpsychologie des Geschlechterverhältnisses; Geschlecht und Sozialisation (insbesondere mit Schwerpunkt auf die adoleszenten Entwicklungen

junger Frauen und Männer); Interviewinterpretationen mit psychoanalytisch-hermeneutischen Auswertungsmethoden.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied in der Redaktion von *gruppenanalyse. Zeitschrift für gruppenanalytische Psychotherapie, Beratung und Supervision* (seit 1994) sowie im Beirat von *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* (seit 2000) und der *Schweizerischen Zeitschrift für Bildungswissenschaften* (2000–2007).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitglied im Beirat des Frankfurter Zentrums für Essstörungen (seit 1994), im Institut für Gruppenanalyse, Heidelberg (seit 1986), in der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (seit 1978) und der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (seit 1985); Vertrauensdozentin der Hans-Böckler-Stiftung (1996–2008); Mitglied in der Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association (seit 2012); Mitbegründerin des Studiengangs Frauen- und Geschlechterforschung und Leiterin der Studiengangskommission an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg (1997–2007); Mitglied der Geschäftsführung (stellvertretende Leiterin) des Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg (2000–2007).

Ute Gerhard

SOZIOLOGIN (geb. 1939 in Köln), studierte Rechtswissenschaft, Soziologie und Geschichtswissenschaft in Köln, Göttingen, Bonn und Bremen. Abschluss des Studiums 1962 mit dem Ersten Juristischen Staatsexamen am Oberlandesgericht Bonn/Köln, Promotion 1977 an der Universität Bremen, Habilitation 1987 an der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover. Drei Kinder.

PROFESSUR FÜR »SOZIOLOGIE MIT DEM SCHWERPUNKT FRAUEN- UND GESCHLECHTERFORSCHUNG« (erste Denomination »Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauenarbeit, Frauenbewegung«) von 1987 bis 2004 am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Die Stelle wurde 2004 mit derselben Denomination wieder ausgeschrieben und konnte nach einigen Jahren der Vakanz 2007 mit Helma Lutz wieder besetzt werden.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Geschichte und Theorie des Feminismus; Sozialpolitik; Frauen und Recht; Rechtsgeschichte; Rechtssoziologie.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied im Beirat von *L'HOMME. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* (1995–2012); Mitbegründerin und Mitglied im Beirat der Zeitschrift *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* (1983–2012).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitarbeit in der Forschungsgruppe Bürgerturn – Bürgerlichkeit am Zentrum für interdisziplinäre Forschung der Universität

Bielefeld (1986–1987); Visiting Fellow am Institut für die Wissenschaft vom Menschen, Wien (1995); Gründerin und Direktorin des Zentrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse (heute: Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse) an der Goethe-Universität Frankfurt am Main (1997–2004); Mitglied in The European Network for Theory and Research on Women, Welfare State, and Citizenship (1998–2004); Vorsitzende des Wissenschaftlichen Kuratoriums der Forschungsstätte der Evangelischen Studiengemeinschaft in Heidelberg (1998–2006); Sprecherin des Graduiertenkollegs Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung (Frankfurt/Kassel) (2000–2004).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Ehrenplakette der Stadt Frankfurt am Main (1996); Hessischer Kulturpreis für Wissenschaftsvermittlung (1997); Bundesverdienstkreuz am Bande (2001); Preis Recht und Gesellschaft der Christa-Hoffmann-Riem-Stiftung (2002).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Käthe-Leichter-Gastprofessur an der Universität Wien, Österreich (1999); Carl Schurz Memorial Professorship an der University of Wisconsin-Madison, USA (2002).

Helga Grubitzsch

LITERATURWISSENSCHAFTLERIN (geb. 1943 in Berlin), studierte Romanistik, Lateinische Philologie und Psychologie in Köln und Mainz. Abschluss des Studiums mit der Promotion 1970 an der Universität Mainz, Habilitation 1985 an der Universität Osnabrück.

PROFESSUR FÜR »ALLGEMEINE LITERATURWISSENSCHAFT MIT DEM SCHWERPUNKT LITERATURWISSENSCHAFTLICHE UND HISTORISCHE FRAUENFORSCHUNG« am Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaften (heute: Fakultät Kulturwissenschaften) der Universität Paderborn von 1988 bis 2003. Die Stelle wurde gestrichen.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Französische Literaturwissenschaft und ihre Didaktik; Literatur und Geschichte der Frauenbewegung in Frankreich; Theorie der Frauenforschung und Kritik der androzentrischen Wissenschaft; Autobiografieforschung; Märchenforschung; Theorien und Methoden des Kreativen Schreibens.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitarbeit bei der Vorbereitung und Herausgabe eines Hefts der Zeitschrift *diskurs* zum Thema Weiterbildung von Frauen (1982) und bei der Planung und Realisierung einer Doppelnummer der *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*; Mitherausgeberin von *Forschung in Paderborn* in der Paderborner Universitätszeitung (puz).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitarbeit in der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (1971–1978); Vorsitzende des Fachbereichs Sprach- und Litera-

turwissenschaften an der Universität Bremen (ab 1972); Mitglied des Konvents der Universität Bremen (ab 1976); Beauftragte für die Partnerschaft mit der Universität Paris VIII (Vincennes) an der Universität Bremen (ab 1976); Stellvertretende Vorsitzende der Konferenz der Romanischen Seminare (1971–1977); Mitglied im Vorstand des Deutschen Romanistenverbands (1976–1977); Mitbegründerin des Arbeitskreises Theorie und Geschichte der Frauenbewegung im Syndikat-Verlag (1978); Gründung einer Initiative zur Einrichtung eines Zentrums für Frauenforschung und Frauenstudien an der Universität Bremen (1978–1979); Organisation der ersten Ringvorlesung für Frauen an der Bremer Universität (WS 1979/80); Mitarbeit bei der Vorbereitung und Organisation des zweiten Historikerinnen-Treffens in Bremen zum Thema Muttersein und Mutterideologie in der bürgerlichen Gesellschaft (WS 1979/80) und bei der Vorbereitung und Durchführung der 1. Bremer Frauenwoche (1982); Mitbegründerin des Vereins Belladonna (1986) in Bremen, aus dem das Kulturzentrum mit gleichem Namen entstand (Eröffnung 1988); Organisation des DFG-finanzierten internationalen Kongresses Frauen – Literatur – Revolution an der Universität Paderborn (1989); Aufbau einer Frauenforschungsbibliothek an der Universität Bremen (ab 1978); Gutachterin der Lise-Meitner-Kommission (1991–1992); Gutachterin der Hans-Böckler-Stiftung (1989–1992); Vorsitzende des Zentrums für Kulturwissenschaften an der Universität Paderborn (1991–1992); Aufbau eines Erasmus-Austauschprogramms mit der Universität Toulouse II-le Mirail, Frankreich (1989–1992); Mitglied der Gleichstellungskommission an der Universität Paderborn (2002–2003).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Dissertationspreis für die Arbeit *Die Verwendung der Mythologie in Giambattista Marinos »Adone«* der Philosophischen Fakultät der Johannes Gutenberg-Universität Mainz (1970); Druckbeihilfe von der Deutschen Forschungsgemeinschaft für die Veröffentlichung der Dissertation (1971); Stipendium der Maison des Sciences de l'Homme für Archivforschungen in Paris zu einem Projekt über Théroigne de Méricourt (1986).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Angebot einer Lehrstuhlvertretung für Romanistik an der Universität Bielefeld (SoSe 1978 und WS 1978/79), die Beurlaubung wurde aus dienstlichen Gründen in beiden Fällen abgelehnt; Gastdozentur für Romanistik an der Universität Basel (1986).

Carol Hagemann-White

SOZIOLOGIN (geb. 1942 in New Jersey, USA), studierte Mathematik und Geschichte des Mittelalters an der Harvard University sowie Philosophie, Soziologie und Geschichte in Bonn und Berlin. Abschluss des Studiums mit der Promotion 1970 und Habilitation 1976 an der Freien Universität Berlin. Ein Kind.

ERSTE PROFESSUR FÜR »POLITISCHE WISSENSCHAFT UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG VON FRAUENFORSCHUNG« (erste Denomination »Theorie und Praxis von Frauenbewegung. Sozioökonomische Analyse staatlicher Familien-

und Bevölkerungspolitik unter besonderer Berücksichtigung von sozialhistorischen Veränderungen bezahlter und unbezahlter Frauenarbeit») am Institut für Politikwissenschaft (Otto-Suhr-Institut) des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin von 1985 bis 1988. Die befristete Teilzeit-Professur wurde noch weitere Male besetzt und dann gestrichen.

ZWEITE PROFESSUR »ALLGEMEINE PÄDAGOGIK UND FRAUENFORSCHUNG« am Institut für Erziehungswissenschaft des Fachbereichs Erziehungs- und Kulturwissenschaften der Universität Osnabrück von 1988 bis 2008. Die Professur wurde gestrichen.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Intervention und Prävention bei Gewalt im Geschlechterverhältnis; Praxisbegleitende Evaluation; Europäische Forschungsvernetzung und Politikberatung; Konstruktion und Sozialisation von Geschlecht; Frauengesundheitsförderung; Gleichberechtigungspolitik.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitherausgeberin der *Zeitschrift für Frauenforschung* des Forschungsinstituts Frau und Gesellschaft in Hannover (1992–1997).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Freiberufliche wissenschaftliche Begleitung des Modellversuchs Hilfe für misshandelte Frauen und des ersten Frauenhauses in West-Berlin (1977–1980); Erstellung einer Expertise für den 6. Jugendbericht im Auftrag des Deutschen Jugendinstituts (freiberuflich) (1981–1982); Mitbegründerin der Sektion Frauenforschung (heute: Sektion Frauen- und Geschlechterforschung) der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (1979), deren Sprecherin (1981–1983) und Sektionsrätin (1983–1985); Gründerin und Vorstandsmitglied des Berliner Instituts für Sozialforschung und sozialwissenschaftliche Praxis e.V. (1983–1993); Mitarbeit im DFG-Projekt Frauen und Männer im Hochschuldienst an der Technischen Universität Berlin (1983–1986); Wissenschaftliche Leiterin (im Nebenamt) des Forschungsinstituts Frau und Gesellschaft in Hannover (1992–1997); Tätigkeit für den Europarat als Expertin im Bereich Gleichberechtigung der Geschlechter und Schutz vor Gewalt (seit 1997); Mitbegründerin und Vorstandsmitglied des Arbeitskreises Frauengesundheit in Medizin, Psychotherapie und Gesellschaft e.V. (1993–1997); Projektleiterin im DFG-Schwerpunkt Professionalisierung, Organisation, Geschlecht (1998–2003); Leitung der Kommission Coordination Action on Human Rights Violations (CAHRV) im 6. EU-Rahmenprogramm mit 22 Partnern in 14 Ländern (Forschung über Gewalt im Geschlechterverhältnis aus menschenrechtlicher Perspektive) (2004–2007); Koordinatorin des Projekts Cultural Encounters in Interventions Against Violence im Rahmen des EU-Programms Humanities in the European Research Area, angesiedelt an der Universität Osnabrück (2013–2016).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Deutsch-schwedischer Humboldt-Preis für international herausragende Forschung durch die Swedish Tercentenary Foundation in Stockholm (1998); Bundesverdienstkreuz für Leistungen in der Frauen-

und Geschlechterforschung (2001); Stipendiatin im Künstlerhaus Schloß Wiepersdorf (2002).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Gastforscherin am Institut für Soziologie an der Uppsala University, Schweden (1998–1999); Vertretung des Lehrstuhls für Soziologie an der Universität Gießen (1977–1978).

Karin Hausen

HISTORIKERIN (geb. 1938 in Hamburg), studierte Biologie, Geschichte, Germanistik und Soziologie in Marburg, Berlin, Tübingen, Paris und Münster. Abschluss des Studiums 1964 und Promotion 1969 an der Freien Universität Berlin. Ein Kind.

PROFESSUR FÜR »INTERDISziPLINÄRE FRAUENFORSCHUNG« im Zentrum für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung, angesiedelt am Fachbereich Kommunikations- und Geschichtswissenschaften der Technische Universität Berlin von 1995 bis 2003. Die Professur wurde mit der Denomination »Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung« wieder ausgeschrieben und 2009 mit Sabine Hark besetzt.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Studien zur Sozial-, Wirtschafts-, Technik-, Mentalitäts- und Geschlechtergeschichte Deutschlands (18.–20. Jahrhundert).

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitherausgeberin des *Journals für Geschichte* (1982–1991) und des *Jahrbuchs der Wirtschaftsgeschichte* (seit 1991–2002); Mitherausgeberin und im Beirat von *L'HOMME. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft* (1996–2012); Mitglied im Beirat der Zeitschriften *Feministische Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* (seit 1988), *Gender and History* (1989–1994) und *Historische Anthropologie* (seit 1994); Mitbegründerin und Mitherausgeberin (mit Gisela Bock und Heide Wunder) der Reihe *Geschichte und Geschlechter* im Campus-Verlag (1991–2004).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitglied im Verband der Historiker und Historikerinnen Deutschlands (seit 1969); Mitbegründerin der International Federation for Research in Women's History (1987); Mitbegründerin (mit Gisela Bock und Heide Wunder) und zentrale Koordinatorin für den Arbeitskreis Historische Frauenforschung (heute: Arbeitskreis für Historische Frauen- und Geschlechterforschung) als deutsches Komitee der International Federation of Research in Women's History (1990–1994); Vorsitzende der Förderkommission Frauenforschung für das Förderprogramm Frauenforschung des Berliner Senats (1988–1994); Mitglied der Planungskommission für die Kulturwissenschaftliche Fakultät an der Europa-Universität Viadrina (1991–1992), der Hessischen Hochschulstrukturkommission (1992–1994), im wissenschaftlichen Stiftungsbeirat des Landesmuseums für Technik und Arbeit in Mannheim (1993–1997), im Beirat des Berlin Program for Advanced German and European Studies (1993–2000) und der Aus-

wahlkommission für den Forschungsschwerpunkt Frauenbewegungen – kultureller und sozialer Wandel beim Hessischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst (1995–2001); Gründerin und Leiterin des Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung an der Technischen Universität Berlin (1995–2003); Mitglied der Fachkommission Frauenforschung des Beirates für Wissenschaft und Forschung beim Kultusministerium Sachsen-Anhalt 1997/98, der Arbeitsgruppe Frauen in der Wissenschaft beim Berliner Senat (1997–2001), des wissenschaftlichen Beirats des Wissenschaftszentrums Berlin (WZB) (1998–2000), des Arbeitskreises Frauen in Akademie und Wissenschaft bei der Berlin-Brandenburgischen Akademie der Wissenschaften (1998–2000), der Arbeitsgemeinschaft der Frauen- und Geschlechterforschungseinrichtungen der Berliner Hochschulen (afg) (2000–2004) und in der Jury für den Gabriele Possanner-Preis des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, Wien – Österreichischer Staatspreis für wissenschaftliche Leistungen, die der Geschlechterdemokratie in Österreich förderlich sind (2005–2009).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Stipendium der Studienstiftung des Deutschen Volkes (1958–1968); Berliner Frauenpreis 1998; Verdienstkreuz am Bande des Verdienstordens der Bundesrepublik Deutschland (2002); René-Kuczynski-Preis 2012.

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Professur für »Wirtschafts- und Sozialgeschichte« am Institut für Geschichtswissenschaft der Technischen Universität Berlin (1978–1995); Gastprofessur an der Johns Hopkins University, Baltimore, USA (1984); Gast am Kulturwissenschaftlichen Institut Essen (1989/90); Gastprofessuren am Europäischen Hochschulinstitut, Florenz, Italien (1991) und an der University of Michigan, Ann Arbor, USA (1998).

Sabine Hering

ERZIEHUNGSWISSENSCHAFTLERIN UND SOZIOLOGIN (geb. 1947 in Hamburg), studierte Soziologie, Literaturwissenschaft und Linguistik in Hamburg. Abschluss des Studiums mit der Promotion 1973 an der Universität Hamburg, Habilitation 1989 an der Technischen Universität Berlin. Ein Kind.

PROFESSUR FÜR »SOZIALPÄDAGOGIK, GENDER UND WOHLFAHRTSGESCHICHTE« (erste Denomination »Erziehungswissenschaft/Sozialpädagogik mit dem Schwerpunkt Bildungs- und Erziehungsarbeit mit Frauen und Mädchen«) an der Fakultät Bildung – Architektur – Künste (vormals: Fakultät Erziehungswissenschaft/Psychologie) an der Universität Siegen von 1993 bis 2012. Die Professur mit dieser Denomination gibt es nicht mehr. Sie wurde als Eckprofessur bereits fünf Jahre vor dem Ausscheiden der Stelleninhaberin mit der Denomination »Theorie und Geschichte der Sozialen Arbeit« ausgeschrieben und neu besetzt. In der Stellenausschreibung wurde unter »erwünscht« der Genderaspekt erwähnt, kommt aber im Forschungsprofil des Stelleninhabers nicht explizit vor.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Geschichte der Frauenbewegung; Welfare History; Erwachsenenbildung; Gender-Economies.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied im Beirat von *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* (seit 2006), in der Redaktion von *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* (1984–1990) und im Beirat von *Sozial Extra. Zeitschrift für Soziale Arbeit* (seit 1975); Mitherausgeberin von *Siegen:Sozial* (SiSo), Interdisziplinäre sozial- und erziehungs-wissenschaftliche Fachzeitschrift der Universität Siegen (1996–2012).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Gründerin des Archivs der deutschen Frauenbewegung in Kassel (1983); Sichtung und Zusammenstellung des Helge-Pross-Nachlasses (1995–1996); Mitglied im Vorstand der Stiftung Archiv der deutschen Frauenbewegung (2003–2012); Sprecherin des Doktorandinnen-Forums im Archiv der deutschen Frauenbewegung (Start 2013); Mitglied des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW (seit 1993); Initiatorin und Sprecherin von Network for Historical Studies of Gender and Social Work (2001–2004); Mitbegründerin und Mitglied des Arbeitskreises Geschichte der jüdischen Wohlfahrt in Deutschland (seit 2002); Dekanin des Fachbereichs Erziehungswissenschaft/Psychologie (2002–2006); Prorektorin für Studium und Lehre an der Universität Siegen (2006–2010); Gründungsdirektorin des Kompetenzzentrums KoSi und wissenschaftliche Leiterin der Arbeitsstelle Hochschuldidaktik der Universität Siegen (2007–2012); Mitbegründerin und Sprecherin des Vorstands des Zentrums für Gender-Studies (Gestu_S) an der Universität Siegen (2008–2012); Stellvertretende Sprecherin des wissenschaftlichen Beirats des Alice Salomon Archivs, Berlin (seit 2012).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Professur für »Geschichte der Erziehungswissenschaft« an der Goethe-Universität Frankfurt am Main (1991–1992); Gastprofessur für Sozialpädagogik an der Freien Universität Berlin (2000–2001).

Magdalene Heuser

LITERATURWISSENSCHAFTLERIN (geb. 1937 in Dahlerau an der Wupper), studierte Germanistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Berlin, Marburg, Bonn, Münster und Bochum. Abschluss des Studiums 1962 an der Universität Bonn, Promotion 1967 an der Ruhr-Universität Bochum, Habilitation 1973 an der Pädagogischen Hochschule Göttingen (durch Anerkennung habilitationsadäquater Leistungen und Überleitung).

PROFESSUR FÜR »LITERATURWISSENSCHAFT MIT SCHWERPUNKT FRAUEN IN DER LITERATUR/LITERATUR VON FRAUEN« am Fachbereich Sprach- und Literaturwissenschaft der Universität Osnabrück von 1989 bis 2002. Magdalene Heuser bekleidete seit 1985 die Professur für »Angewandte Literaturwissenschaft«, diese Professur wurde 1989 auf Wunsch der Stelleninhaberin wie oben genannt umge-

widmet. Die Stelle wurde von der Universität Osnabrück zur Streichung freigegeben, obwohl ein ministerieller Erlass ausdrücklich verfügte, »Frauenforschungsstellen« nicht zu streichen. Magdalene Heuser ging 2000 in den Ruhestand, von 2000 bis 2002 wurde die Stelle von den damaligen Privatdozenten Markus Fauser, Ortrun Niethammer und Dorothee Römhild vertreten und danach gestrichen.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Erzähltheorie; Deutschdidaktik; Autobiografisches Schrifttum; Deutschsprachige Literatur des 18. und frühen 19. Jahrhunderts; ausgewählte Autoren des 20. Jahrhunderts; Literatur des Holocaust; Editionswissenschaft.

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Leiterin der Arbeitsstelle Therese Huber und Herausgeberin der neunbändigen wissenschaftlichen Briefausgabe Therese Huber (DFG-Projekt 1990–2009); Hochschulpolitische Gremien und Kommissionen; Referentin für die Heinrich-Böll-Stiftung.

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Visiting Assistant Professor für deutsche Sprache und Literatur an der Indiana University, Bloomington (IN), USA (1970–1972); Hochschuldozentur und (ab 1979) Professur für »Deutsche Sprache und Literatur und ihre Didaktik« an der Pädagogischen Hochschule Göttingen (ab 1983/4 Georg-August-Universität Göttingen), Fachbereich Erziehungswissenschaften (1973–1995); Vertretung des Lehrstuhls für Literatur (Prof. Heinrich Maiworm) an der Pädagogischen Hochschule Hildesheim (1978/79); Gastprofessur an der Washington University, St. Louis (MO), USA (1985); Gastprofessur für »Gender Studies/Literaturwissenschaft« an der Iwan-Franko-Universität in Lwiw (Lemberg), Ukraine (2000).

Gudrun-Axeli Knapp

SOZIOLOGIN UND SOZIALPSYCHOLOGIN (geb. 1944 in Winterberg), studierte Soziologie, Sozialpsychologie, Politikwissenschaft in Hannover. Abschluss des Studiums 1977 und Promotion 1980 an der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover, Habilitation 1990 an der Universität Bremen.

PROFESSUR FÜR »FRAUENFORSCHUNG, SOZIALPSYCHOLOGIE DES GESCHLECHTERVERHÄLTNISSES« am Institut für Soziologie und Sozialpsychologie in der Philosophische Fakultät der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover von 1991 bis 2010. Die Stelle wurde in eine Professur für »Bildungssoziologie« (ohne Genderaspekt) umgewidmet.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Sozialpsychologie der Geschlechterdifferenz; Soziologie des Geschlechterverhältnisses; Feministische Theorie und Epistemologie; Theorievergleich – Gesellschaftstheorie – Intersektionalität.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied im Beirat der Zeitschriften *L'HOMME. Europäische Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft*, *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* und *Feminist Theory. An international interdisciplinary journal*.

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitglied der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und der Sektion Frauenforschung (heute: Sektion Frauen- und Geschlechterforschung) in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, deren Sektionsrätin (1987–1991); Mitglied der Fachgesellschaft Geschlechterstudien/Gender Studies Association (seit 2010), der British Sociological Association (1990–1995) und im Arbeitskreis Wissenschaftlerinnen Hannover (1985–2010); Frauenbeauftragte der Fakultät für Geistes- und Sozialwissenschaften an der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover (1991–1994); Mitglied der Forschungsstrukturkommission Niedersachsen und der Frauenforschungskommission Niedersachsen (1993–1994).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Preis »Das Politische Buch« der Friedrich-Ebert-Stiftung für *Eines ist zu wenig – beides ist zuviel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik*, gemeinsam verfasst mit Regina Becker-Schmidt und Beate Schmidt (1986).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Vertretungsprofessur für Soziologie an den Universitäten Kassel (WS 1988/89) und Münster (SoSe 1990); Gastdozenturen in Wien, Innsbruck, Roskilde, Dortmund.

Beate Krais

SOZIOLOGIN (geb. 1944 in Leipzig), studierte Soziologie, Erziehungswissenschaft, Psychologie und Politische Wissenschaft in Tübingen und Berlin. Abschluss des Studiums 1970, Promotion 1977 und Habilitation 1993 an der Freien Universität Berlin. Ein Kind.

PROFESSUR FÜR »SOZIOLOGIE UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG VON GESELLSCHAFTSTHEORIE SOWIE BILDUNGS- UND FAMILIENSOZIOLOGIE, FRAUENFORSCHUNG« am Institut für Soziologie des Fachbereichs Gesellschafts- und Geschichtswissenschaften der Technischen Universität Darmstadt von 1995 bis 2009. Die Professur wurde mit der Denomination »Geschlechterverhältnisse, Bildung und Lebensführung« neu ausgeschrieben und 2010 mit Cornelia Koppetsch besetzt.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Soziologische Theorie, insbes. die Soziologie Pierre Bourdieu; Soziologie des Geschlechterverhältnisses; Bildungssoziologie und Bildungsökonomie; Hochschul- und Wissenschaftsforschung; Arbeits- und Industriesoziologie; Eliten-Soziologie.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitherausgeberin der *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* (ZSE) (2003–2007) und Mitglied im Beirat dieser Zeitschrift (seit 2008). Mitglied im Beirat der Zeitschriften *Travail, Genre et Société* (seit 1999) und *Zeitschrift für Qualitative Forschung* (seit 2000).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Wissenschaftliche Expertin am Europäischen Zentrum für die Förderung der Berufsbildung, Berlin (1977–1990); Vertrauensdozentin des Studienwerkes der Heinrich-Böll-Stiftung (vormals: FrauenAnstiftung) (1990–2009); Mitglied des Konzils der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (1995–1997, 2001–2003) und des Programmausschusses; Sprecherin des Forschungsschwerpunktes Profession, Organisation, Geschlecht: Zur Reproduktion und Veränderung von Geschlechterverhältnissen in Prozessen sozialen Wandels der Deutschen Forschungsgemeinschaft (1996–2006); Mitglied im Vorstand der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (1997–1999) und deren Schatzmeisterin (2006–2010); Mitglied des Wissenschaftlichen Beirats im Institut de recherche sur les sociétés contemporaines, Paris (1997–2004); Vorsitzende des Wissenschaftlichen Beirats des Forschungsinstituts Frau und Gesellschaft in Hannover (1998–1999); Sprecherin der Sektion Bildung und Erziehung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (1998–2004); Wissenschaftliche Expertin der EU-Kommission im Bereich Reducing the Gender Digital Divide in Skills and Employment (2001, 2003); Mitglied des Direktoriums der Forschungsgruppe Marché du travail et genre, Paris (seit 2002); Hochschulrätin im Hochschulrat der Hochschule Ludwigshafen (seit 2009); Mitglied der Jury des Gabriele-Possanner-Preises des Bundesministeriums für Wissenschaft und Forschung, Wien – Österreichischer Staatspreis für wissenschaftliche Leistungen, die der Geschlechterdemokratie in Österreich förderlich sind (seit 2009); Hochschulrätin im Hochschulrat der Technischen Universität Dresden (seit 2010).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Lehrstuhlvertretungen am Institut für Soziologie der Technischen Hochschule Darmstadt (1991) und am Soziologischen Seminar der Georg-August-Universität Göttingen (1992); Gastprofessur am Institut für Höhere Studien, Wien (WS 2011/12).

Renate Kroll

LITERATURWISSENSCHAFTLERIN (geb. 1943 in Kassel), studierte Romanistik und Anglistik in Gießen. Abschluss des Studiums 1977 und Promotion 1982 an der Justus-Liebig-Universität Gießen, Habilitation 1994 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

PROFESSUR FÜR »ROMANISCHE LITERATURWISSENSCHAFT UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER INTERDISZIPLINÄREN FRAUENFORSCHUNG IN DER ROMANISTIK« am Romanischen Seminar der Philosophischen Fakultät der Universität Siegen von 1996 bis 2008. Die Professur wurde mit einer zweiten Professur für Romanistik zusammengelegt und mit der Denomination »Romanische Literaturwissenschaft und Genderforschung« 2007 vorgezogen mit Christian von Tschilschke besetzt.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Romanische (französische und lateinamerikanische) Literatur (Mittelalter, Frühe Neuzeit, 20. Jahrhundert); Gender Studies; Kulturwissenschaft.

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Vorstandsvorsitzende der FONTE-Stiftung zur Förderung des geisteswissenschaftlichen Nachwuchses – Nachwuchsförderung (seit Stiftungsgründung 2001); Redaktionsleiterin von *VIRGINIA. Zeitschrift für Frauenbuchkritik* (1990–2002); Mitglied im Hochschul-Auswahlaußschuss der Studienstiftung des deutschen Volkes (seit 2005).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Dissertationsauszeichnung der Justus-Liebig-Universität Gießen (1983); Fulbright-Stipendium (1993); Thyssen-Stipendium (1993–1994).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Visiting Professor an der State University of New York at Stony Brook, USA (1993); Gastprofessur für »Gender Studies und Romanische Literaturwissenschaft« an der Universidad de Buenos Aires, Argentinien (2000–2001); Seniorprofessur an der Humboldt-Universität zu Berlin (seit 2009).

Annette Kuhn

HISTORIKERIN (geb. 1934 in Berlin), studierte Geschichte, Anglistik und Philosophie in München, Heidelberg und am Connecticut College for Women, Connecticut, USA. Promotion 1959 an der Ludwig-Maximilians-Universität München. Die Habilitation wurde 1966 wegen des Rufes auf die Professur für »Didaktik der Geschichte, mittlere und neuere Geschichte« an die Pädagogische Hochschule Rheinland, Abt. Bonn abgebrochen. Im Jahr 1980 wurde die Professur im Rahmen der Zusammenführung von Pädagogischer Hochschule und Universität Bonn in die neu eingerichtete Pädagogische Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn übernommen. Nach der Übernahme der Professur durch die Universität setzte sich Annette Kuhn dafür ein, dass die Denomination ihrer Professur mit dem Zusatz »Frauengeschichte« erweitert wird. Per Erlass verfügte die damalige Wissenschaftsministerin von Nordrhein-Westfalen, Anke Brunn, eine entsprechende Umwidmung.

PROFESSUR FÜR »DIDAKTIK DER GESCHICHTE, MITTLERE UND NEUE GESCHICHTE SOWIE FRAUENGESCHICHTE« an der Pädagogischen Fakultät der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn von 1986 bis 1999. Die Professur wurde gestrichen.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Frauengeschichte; Historische Friedensforschung; Geschichtsdidaktik; Curriculumforschung; Politische Bildung.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitbegründerin und Mitherausgeberin der *Zeitschrift Geschichtsdidaktik* (1976–1987) und (mit Christina von Braun) von *Metis. Zeitschrift für historische Frauenforschung*

und feministische Praxis (1992–2002); Gründerin und Herausgeberin der Zeitschrift *Spirale der Zeit* (2002–2010).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Gründung des Vereins Haus der Frauen-Geschichte zur Förderung des geschlechterdemokratischen historischen Bewusstseins e.V. und dessen Vorsitzende (seit 2000); Gründung der Annette-Kuhn-Stiftung zur Förderung frauengeschichtlicher Forschung und Bildung (2008); Eröffnung des Hauses der FrauenGeschichte (HdFG) in Bonn (2012).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Habilitationsstipendium der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) (1964–1965); Johanna-Loewenherz-Preis (2003); Bundesverdienstkreuz 1. Klasse (2006); Ehrenmitglied von Euregia – Frauenwege zwischen Rhein und Maas e.V. (seit 2012).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Professur für »Didaktik der Geschichte, mittlere und neuere Geschichte« an der Pädagogischen Hochschule Rheinland, Abt. Bonn, ab 1980 an der Universität Bonn (1966–1986); Gastprofessuren für »Frauengeschichte« an der Universität Basel, Schweiz (1967) und an der University of Minneapolis, USA (1975).

Gudrun Lachenmann

SOZIOLOGIN (geb. 1941 in Stuttgart), studierte Englisch, Französisch und Spanisch in München und Barcelona sowie Soziologie, Politikwissenschaft und Wirtschaftswissenschaft in Konstanz. Abschluss des Studiums 1977 und Promotion 1982 an der Universität Konstanz, Habilitation 1989 an der Freien Universität Berlin.

PROFESSUR FÜR »SOZIOLOGIE, INSBSONDERE FRAUEN IN ENTWICKLUNGSLÄNDERN« an der Fakultät für Soziologie der Universität Bielefeld von 1992 bis 2006. Gudrun Lachenmann hatte diese Professur bereits von 1990 bis 1991 vertreten. Die Professur wurde gestrichen.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Globalität und Lokalität von Frauenbewegungen in der Entwicklungspolitik; Wissensproduktion; Zivilgesellschaft; Transformationsprozesse; Engendering Entwicklungsforschung; Geschlechtsspezifische Einbettung der Wirtschaft; Qualitative Methoden der Feldforschung.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitherausgeberin und Mitglied im Beirat des *Journal of Rural Development* (1989–1999) und Mitglied im Beirat von *The European Journal of Development Research* (1989–2003).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitglied der Sektion Frauenforschung (heute Sektion Frauen- und Geschlechterforschung) (seit 1978) und in der Sektion Entwicklungsoziologie – Sozialanthropologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie und deren Sprecherin (1996–2002); Vorstandsmitglied der Euro-African Association for the Anthropology of Social Change and Development (seit 2000); Mitglied der Vereinigung für Afrikawissenschaften in Deutschland (im erweiterten

Vorstand, dann im Vorstand) (2004–2006), der European Association of Development Institutes, Working Group Gender and Development (2. Convenor 1993–2005), im Beirat des German Institute for Global and Regional Studies (vormals: Deutsches Überseainstitut Hamburg) (1998–2006), im Schweizer Nationalfonds zur Förderung der wissenschaftlichen Forschung, Expertenrat SPP Umwelt (SNF & Deza): Modul Entwicklung und Umwelt (1997–2001), im Gutachtergremium der Volkswagenstiftung Knowledge for Tomorrow – Cooperative Research Projects in Sub-Saharan Africa (2005) und in der Society for International Development, Berlin (seit 1988).

Ilse Lenz

SOZIOLOGIN (geb. in München), studierte Soziologie, Japanisch, Russisch an der Ohio State University (USA), Japanische Kultur und Sprache an der Tenri Universität, Nara (Japan) sowie Japanologie, Politikwissenschaft, Neuere Geschichte (dazu Soziologie, Ethnologie und Sinologie) in München. Abschluss des Studiums 1972 an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Promotion 1983 an der Freien Universität Berlin, Habilitation 1989 an der Universität Münster. Ein Kind.

PROFESSUR FÜR »GESCHLECHTER- UND SOZIALSTRUKTURFORSCHUNG« an der Fakultät für Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum von 1992 bis 2014 (vom September 2013 bis Februar 2014 als Seniorprofessorin). Die Professur wurde mit leicht veränderter Denomination »Soziologie, Soziale Ungleichheit und Geschlecht« neu ausgeschrieben und 2014 mit Heike Kahlert besetzt.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Arbeitsmarkt und Geschlecht (Dienstleistungssektor, Veränderungen, staatliche Arbeitspolitik) in Japan/Deutschland; Politische Soziologie: Frauenbewegungen im internationalen Vergleich (Deutschland, Japan); Frauenbewegungen, soziale Bewegungen und Globalisierung; Wechselwirkende soziale Ungleichheiten: Klasse, Ethnizität und Geschlecht (Japan, Deutschland); Globalisierung, Arbeit und sozialer Wandel.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied im wissenschaftlichen Beirat von *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft*, von *PERIPHERIE. Zeitschrift für Politik und Ökonomie der Dritten Welt*, des *Asian Journal of Women Studies*; Mitglied im Editorial Board des *Social Science Japan Journal*, im Beirat der Zeitschrift *Critical Sociology* und in der Redaktion des *Journal of Intimate and Public Spheres*; Mitherausgeberin der Reihe *Geschlecht und Gesellschaft* im Verlag für Sozialwissenschaften, Wiesbaden (seit 1995).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Koordination und Betreuung der Marie-Jahoda-Gastprofessur für internationale Geschlechterforschung an der Ruhr-Universität Bochum (seit 1994; zur Namensgeberin dieser Gastprofessur siehe Jahoda 1997; Koordinationsstelle der Marie-Jahoda-Gastprofessur 2013); Sprecherin der Sektion Frauenforschung (heute: Sektion Frauen- und Geschlechterforschung) in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (1995–1999); Dekanin der Fakultät für

Sozialwissenschaft der Ruhr-Universität Bochum (2003–2004); Mitglied im Beirat des Netzwerks Frauen- und Geschlechterforschung NRW (2009–2014); Vertrajensozietät der Heinrich-Böll-Stiftung; Mitglied im Graduiertenkolleg Geschlechterverhältnis und sozialer Wandel. Handlungsspielräume und Definitionsmacht von Frauen (1992–1997); Sprecherin (zusammen mit Ursula Müller) des Promotionskollegs Geschlechterdemokratie und Organisationsreform im globalen Kontext des Gunda-Werner-Instituts der Heinrich-Böll-Stiftung in Zusammenarbeit mit der Ruhr-Universität Bochum (2000–2005).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Tamaki-Preis für sozialwissenschaftliche Japanforschung der Universität Wien (2001); Forschungsaufenthalt als Senior Research Fellow der Japan Society for the Promotion of Science an der Ochanomizu Universität Tokyo (1994).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Gastprofessur an der Tokyo Universität, Institute of Social Studies (1997).

Renate Nestvogel

ERZIEHUNGSWISSENSCHAFTLERIN (geb. 1949 in Königsmoor, Kreis Harburg), studierte Jura, Anglistik, Romanistik und Pädagogik in Göttingen, Barcelona und Hamburg. Abschluss des Studiums 1973 an der Universität Hamburg (Erstes Staatsexamen für das Höhere Lehramt), Promotion 1976 und Habilitation 1983 an der Universität Hamburg.

PROFESSUR FÜR »SOZIALISATIONSFORSCHUNG UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG GESCHLECHTSSPEZIFISCHER SOZIALISATION MIT DEM SCHWERPUNKT AUSLÄNDISCHER MÄDCHEN UND FRAUEN« am Institut für Pädagogik der Fakultät Bildungswissenschaften der Universität Duisburg-Essen von 1990 bis 2014 (ab 2011 im passiven Teil der Altersteilzeit). Die Professur wurde bereits 2011 mit der Denomination »Sozialisationsforschung« (ohne Genderaspekt) neu besetzt. Allerdings wurden im Jahr 2014 von der Fakultät Bildungswissenschaft zwei neue Professuren mit einer Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung geschaffen: eine Professur für »Erziehungswissenschaft unter besonderer Berücksichtigung von migrations- und geschlechtsspezifischen Bildungsprozessen« und eine zweite für »Bildungstheorie unter Einfluss von Genderperspektiven«.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Sozialisationsforschung und Sozialisationstheorien; Interkulturelle Bildungsarbeit; Internationale Bildungsforschung; Frauen- und Geschlechterforschung.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied der Expertengruppe beratender Herausgeber der *International Review of Education* (UNESCO) (seit 1992), der Redaktion der *Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik* (1994–2000) und im Beratungskomitee der Zeitschrift *Migraciones & Exilios* (2001–2004).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Vorstandsmitglied der Vereinigung von

Afrikanisten in Deutschland (1984–1989) und in der Fachgruppe Hochschulen der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft (1985–1988); Vertreterin der Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft im Personalrat der Universität Hamburg (1988–1990); Vertrauensdozentin der Heinrich-Böll-Stiftung (vormals: FrauenAnstiftung) (seit 1991); Erste Vorsitzende der Kommission Bildungsforschung mit der Dritten Welt in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (1988–1992); Frauenbeauftragte der Universität-Gesamthochschule Essen (1992–1994); Mitglied im Eine-Welt-Beirat der Landesregierung Nordrhein-Westfalen (1996–2001). Auswahlkommissionsmitglied für DAAD-Stipendiaten bzw. -Lektoren (seit 2002); Vertrauensdozentin bei der Friedrich-Ebert-Stiftung (1996–2011); Mitglied im Wissenschaftlichen Beirat des Zentrums für Türkeistudien und Integrationsforschung in Essen (2004–2007).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Professorin für »Vergleichende Erziehungswissenschaft« auf Zeit an der Universität Hamburg (1984–1987); Professur für »Vergleichende Erziehungswissenschaft« an der Universität Hamburg (1987–1990); Gastprofessuren an der Leopold-Franzens-Universität Innsbruck (2002, 2003, 2008).

Hildegard M. Nickel

SOZIOLOGIN (geb. 1948 in Berlin), studierte Kulturwissenschaft und Soziologie in Berlin. Abschluss des Studiums 1973, Promotion 1977 und Habilitation 1986 an der Humboldt-Universität zu Berlin. Ein Kind.

PROFESSUR »SOZIOLOGIE DER ARBEIT UND GESCHLECHTERVERHÄLTNISSE« (erste Denomination »Soziologie der Jugend, Familie, Geschlechterverhältnisse«) am Institut für Sozialwissenschaften der Philosophischen Fakultät III der Humboldt-Universität zu Berlin von 1992 bis 2014. Die Professur wurde 2013 mit derselben Denomination neu ausgeschrieben und wird voraussichtlich zum Sommersemester 2015 neu besetzt.

ARBEITSCHWERPUNKTE: Soziologie der Geschlechterverhältnisse; Soziologie der Arbeit (Dienstleistungsgesellschaft); Gesellschaftliche und betriebliche Transformationsprozesse.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitherausgeberin des *Berliner Journals für Soziologie* (BJS) (1990–2011); Mitglied im Beirat der Zeitschriften *Arbeit. Zeitschrift für Arbeitsforschung, Arbeitsgestaltung und Arbeitspolitik* (seit 2000) und *GENDER. Zeitschrift für Geschlecht, Kultur und Gesellschaft* (seit 2009).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitbegründerin des Arbeitskreises zur Erforschung kulturtheoretischer und historischer Aspekte des Geschlechterverhältnisses an der Humboldt-Universität zu Berlin (1982–1989); Direktorin des Zentrums für Interdisziplinäre Frauenforschung (heute: Zentrum für transdisziplinäre Geschlechterstudien) an der Humboldt-Universität zu Berlin (1993–2002);

Referentin für empirische Sozialforschung und Mitglied des Review-Boards der Deutschen Forschungsgemeinschaft (1996–2003); Mitglied des Rates der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (1996–2000); Sprecherin der Sektion Frauenforschung (heute: Sektion Frauen- und Geschlechterforschung) in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (1999–2000); Erste Sprecherin der Arbeitsgemeinschaft Frauen- und Geschlechterforschungseinrichtungen Berliner Hochschulen (afg) (2000–2011); Mitglied des Aufsichtsrates des Feministischen Instituts der Heinrich-Böll-Stiftung (2001–2005); Staatssekretärin für Wirtschaft, Arbeit und Frauen im Berliner Senat (Februar bis August 2002); Direktorin des Instituts für Sozialwissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin (2003–2004); Mitglied des Senats der Deutschen Forschungsgemeinschaft (2004–2006); Vizesprecherin des Zentrums für transdisziplinäre Geschlechterstudien an der Humboldt-Universität zu Berlin (2002–2008).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Helge-Pross-Preis für herausragende Leistungen auf dem Gebiet der Familien- und Geschlechterforschung (1994); verzeichnet in der Datenbank exzellenter Wissenschaftlerinnen AkademiaNet (seit 2010).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Gastprofessuren für »Soziologie« an der University of Toronto, Kanada (1995), für »German Studies« an der Indiana University, USA (1996), für »Women Studies« an der Duke University, USA (1997), für »German Studies« an der Seoul University, Korea (1999); Ruf auf die C4-Professur »Soziologie der Geschlechterverhältnisse« an die Universität Erfurt (1999) (abgelehnt); Gastprofessur für »Soziologie« an der University of Wolverhampton, England (2001); Gast in den Goethe-Instituten in Karachi, Pakistan (2007) und in Usbekistan (2008).

Irmgard Nippert

SOZIALWISSENSCHAFTLERIN (geb. 1948 in Sarstedt), studierte Sozialwissenschaften in Hannover, Bielefeld und in Leicester (UK). Abschluss des Studiums 1973, Promotion 1981 an der Universität Bielefeld und Habilitation 1988 an der Universität Münster.

PROFESSUR FÜR »FRAUENGESUNDHEITSFORSCHUNG« am Institut für Humanogenetik der Medizinischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster von 1996 bis 2013. Die Professur wurde gestrichen. Zwei Kinder.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Ethische, rechtliche und soziale Implikationen der Humangenomforschung; Gesundheitliche Lebensqualität von Frauen; Schutz des individuellen Selbstbestimmungsrechts von Patientinnen; Vergleichende Gesundheitssystemforschung.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied des Advisory Board des *Journal of Community Genetics* (seit 2006)

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitglied der Enquetekommision Zukunft

einer frauengerechten Gesundheitsversorgung in Nordrhein-Westfalen des Landtags Nordrhein-Westfalen, der Zentralen Kommission zur Wahrung ethischer Grundsätze in der Medizin und ihren Grenzgebieten der Bundesärztekammer; Beraterin des Wissenschaftlichen Beirats der Bundesärztekammer zur Assistierten Reproduktion; Mitglied der Ethikkommission des Universitätsklinikums Münster und der Ärztekammer Westfalen-Lippe; Präsidentin der World Alliance of Organizations for the Prevention and Treatment of Genetic and Congenital Disorders; Vorsitzende der Frauenförderkommission der Medizinischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster; Stellvertretende Gleichstellungsbeauftragte der Medizinischen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität; Mitglied im Gutachterkreis des Bundesministeriums für Bildung und Forschung zur Nachwuchsförderung im Bereich der ethischen, rechtlichen und sozialen Aspekte der modernen Medizin und der Biotechnologie; Vertrauensdozentin der Studienstiftung des deutschen Volkes; Mitglied des Kuratoriums der Katharina Kasper-Stiftung.

Ilona Ostner

SOZIOLOGIN (geb. 1947 in München), studierte Soziologie, Philosophie, Psychologie und Pädagogik in München. Abschluss des Studiums 1974 und Promotion 1978 an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Habilitation 1989 an der Gottfried Wilhelm Leibniz Universität Hannover. Zwei Kinder.

ERSTE PROFESSUR FÜR »GEMEINWESENARBEIT MIT DEM SCHWERPUNKT THEORIE UND PRAXIS DER FRAUENARBEIT« am Fachbereich Soziale Arbeit der Fachhochschule Fulda von 1983 bis 1989. Nach dem Hochschulwechsel von Ilona Ostner wurde die Denomination der Professur geändert in »Geschlechterfragen und soziale Arbeit«; sie war von 2003 bis zu ihrem Tod 2004 mit Karin Walser besetzt. An der Fachhochschule Fulda gibt es heute keine explizite Professur mit einer Voll- oder Teil-Denomination für Frauen- und Geschlechterforschung mehr. Das Kollegium geht davon aus, dass Gender eine anerkannte und nicht mehr zu bezweifelnde Querschnittskategorie ist, die in allen Themengebieten eine Rolle spielen muss und es folglich keine expliziten Genderprofessuren mehr geben muss.

ZWEITE PROFESSUR FÜR »ALLGEMEINE SOZIOLOGIE UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER SOZIOLOGIE DER GESCHLECHTERVERHÄLTNISSE« am Fachbereich Soziologie (Abt. Gender und Welfare) der Universität Bremen von 1990 bis 1994. Ilona Ostner folgte 1994 dem Ruf auf die Professur für »Vergleichende Sozialpolitik« an die Universität Göttingen. Nach einer längeren Vakanz wurde die Professur in Bremen mit der Denomination »Soziologie mit dem Schwerpunkt Geschlechterverhältnisse« wieder ausgeschrieben und 1999 mit Karin Gottschall besetzt.

ARBEITSSCHWERPUNKTE (der ersten beiden Professuren): Soziologie; Gemeinwesenarbeit; Frauenarbeit.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied im Beirat des *European Journal of Social Quality* (seit 1999), der *Zeitschrift für Familienforschung* (seit 1999) und der *Zeitschrift für Soziologie* (2000–2003).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Vorsitzende (mit Carol Hagemann-White) der Sektion Frauenforschung (heute: Sektion Frauen- und Geschlechterforschung) in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (1980–1981); Sprecherin und leitende Antragstellerin des DFG-Graduiertenkollegs Die Zukunft des Europäischen Sozialmodells (1997–2007), Principal Investigator des Forschungsprojektes Governing »new social risks: The case of recent child policies in European welfare states (PolChi) (2011–2014).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Ruf auf die Professur für Soziologie und Gender Studies an der Universität Bochum (abgelehnt) (1990); Gastprofessuren für »Sozialpolitik«, Universität Tampere, Finnland (1992) und der Universität Manchester, England (1994); Professur für »Vergleichende Sozialpolitik«, Universität Göttingen (seit 1994); Teilzeitprofessur für »Sozialpolitik« an der Universität Wien, Österreich (2009–2012).

Konstanze Plett

RECHTWISSENSCHAFTLERIN (geb. 1947 in Hamburg), studierte Rechtswissenschaft in Marburg, Tübingen und Hamburg. Abschluss des Studiums 1970 mit dem 1. juristischen Staatsexamen. Promotion 1983 an der Universität Hamburg und 2002 Anerkennung habilitationsäquivalenter Leistungen durch die Universität Bremen.

PROFESSUR FÜR »RECHTWISSENSCHAFT UND GENDER STUDIES« am Fachbereich Rechtswissenschaft, zugleich Bremer Institut für Gender-, Arbeits- und Sozialrecht (bigas) und Zentrum Gender Studies (ZGS) (vormals: Zentrum für Feministische Studien) von 2003 bis 2012. Die Professur wurde gestrichen.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Konstruktion von Geschlecht durch Recht, Menschenrechte und sexuelle Identität.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied der Redaktion der Zeitschrift *Demokratie und Recht* (1983–1994); Mitglied im Beirat der *Zeitschrift für Rechtssoziologie* (seit 2000), von *Law & Society Review* (2004–2007) und der *Zeitschrift für Sexualforschung* (seit 2008).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitglied im Verein Deutscher Juristentag (seit 1972), im Deutschen Juristinnenbund (seit 1974), in der Sektion Rechtssoziologie in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (seit 1983) und Vorstandsmitglied (1992–2006); Mitglied der Vereinigung Demokratischer Juristinnen und Juristen (seit 1986) und Bundesvorsitzende (1992–1996); Mitglied der Vereinigung Recht und Gesellschaft (vormals: Vereinigung für Rechtssoziologie) (seit 1983) und Vorstandsmitglied (seit 2003); Mitglied der Law and Society Association (seit

1985; diverse Funktionen, darunter 2006–2008 Board of Trustees); Sprecherin des Zentrums Gender Studies (vormals: Zentrum für Feministische Studien) der Universität Bremen (2002–2006); Studiendekanin des Fachbereichs Rechtswissenschaft der Universität Bremen (2007–2010).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Visiting Fellow am Institute for Legal Studies der University of Wisconsin-Madison Law School, USA (1985/86); Vertretungsprofessur an der Universität Bremen (WS 1987/88, 1990 und 1997–1999, letztere in Teilzeit bei Teilzeitbeurlaubung aus der Haupttätigkeit); Vertretungsprofessur an der Humboldt-Universität zu Berlin (2000/01).

Brita Rang

ERZIEHUNGSWISSENSCHAFTLERIN (geb. 1941 in Danzig-Oliva), studierte Erziehungswissenschaft, Romanistik und Geschichte in Frankfurt am Main und Berlin. Abschluss des Studiums 1970, Promotion 1980 an der Freien Universität Berlin und 1986 Anerkennung habilitationsäquivalenter Leistungen durch die Goethe-Universität Frankfurt am Main. Zwei Kinder.

PROFESSUR FÜR »HISTORISCHE PÄDAGOGIK UND HISTORISCH-PÄDAGOGISCHE GESCHLECHTERFORSCHUNG« im Institut für Allgemeine Erziehungswissenschaft am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main von 1996 bis 2009. Die Professur wurde gestrichen.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Geschichte wissenschaftlicher Frauenbildung (Schwerpunkt Frühe Neuzeit); Geschichte pädagogischer Theoriebildung; Frauenstudium und Mädchenerziehung in der Zeit des Nationalsozialismus; Geschichte von Kindheit, Familie und Gesellschaft.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied in der Frauenredaktion von *Argument. Zeitschrift für Philosophie und Sozialwissenschaften* (1982–1986), der Redaktion von *Comenius. Wetenschappelijk Forum voor Onderwijs, Oproeding en Cultuur* (1984–1994), in der Redaktion der *Tijdschrift voor Vrouwenstudies* (1987–1989) und der *Pedagogisch Tijdschrift* (1994–1997), im Beirat des *Jahrbuchs für Historische Bildungsforschung* (2003–2007) und der Zeitschrift *Zeitsprünge. Forschungen zur Frühen Neuzeit* (2003–2010).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitaufbau des Institute for Gender Studies (vormals: Centrums voor Vrouwenstudies) mit leitenden Funktionen der Radbout Universität Nijmegen (1986–1989); Mitbegründerin und Mitglied des Zentrums für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse (heute: Cornelia Goethe Centrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse) an der Goethe-Universität Frankfurt am Main (seit 1997) und deren Geschäftsführende Direktorin (2006–2007); Mitantragstellerin des Graduiertenkollegs Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung (Frank-

furt/Kassel); Vizepräsidentin der Goethe-Universität Frankfurt am Main (2000–2003).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Vertretungsprofessur für »Historische Pädagogik« an der Universität Amsterdam, Niederlande (1985); Associate Professor für »Historische Pädagogik« an der Universität Nijmegen, Niederlande (1986–1989) und an der Universität Utrecht, Niederlande (1989–1996).

Brigitte Rauschenbach

POLITISCHE PHILOSOPHIN UND SOZIALWISSENSCHAFTLERIN (geb. 1943 in Frankfurt am Main), studierte Geschichte, Germanistik, Romanistik, Philosophie und Sozialwissenschaften in Frankfurt am Main, Berlin und Tübingen. Promotion 1972 und Habilitation 1990 an der Freien Universität Berlin. Zwei Kinder.

PROFESSUR FÜR »POLITIKWISSENSCHAFT UNTER BESONDERER BERÜCKSICHTIGUNG DER GESCHLECHTERVERHÄLTNISSE« (erste Denomination »Politikwissenschaft unter besonderer Berücksichtigung von Frauenforschung«) am Institut für Politikwissenschaften (Otto-Suhr-Institut) des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin von 2000 bis 2007. Die befristete Teilzeit-Professur wurde gestrichen.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Gender, Politische Philosophie; Politische Psychologie; Mentalitätsgeschichte; Erinnerungspolitik; Frankreich.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitherausgeberin von *gender-politik-online. Das geschlechterpolitische Portal für die Sozialwissenschaften* an der Freien Universität Berlin (seit 2003); Mitglied im Beirat der *Zeitschrift für Politische Psychologie* (seit 1993).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitglied der Internationalen Hegelgesellschaft (seit 1992); Vertrauensdozentin der Rosa-Luxemburg-Stiftung (seit 2004).

Cäcilia (Cillie) Rentmeister

KUNST- UND KULTURWISSENSCHAFTLERIN (geb. 1948 in Berlin), studierte Kunsthistorien, Archäologie und Amerikanistik in Berlin und Köln. Promotion 1980 an der Universität Bremen.

PROFESSUR FÜR »GESCHLECHTERVERHÄLTNISSE, GENDER STUDIES, MÄDCHEN- UND FRAUENARBEIT« (erste Denomination »Sozialwissenschaft mit dem Schwerpunkt Mädchen- und Frauenarbeit«, ab ca. 1997 zusätzliche Widmung für »Interaktive Medien«) im Fachgebiet Soziale Arbeit, Sozialpädagogik der Fakultät für Angewandte Sozialwissenschaften an der Fachhochschule Erfurt von 1994 bis 2014. Diese Professur wurde gestrichen. Stattdessen wurden zwei neue W2-Professuren für »Diversität, Gender und Management« und »Diversität und Interkulturelle Soziale Arbeit« geschaffen und 2014 ausgeschrieben.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Bevölkerungspolitik; Sexuelle und Reproduktive Rechte; Ökologische Ethik; Geschlechterverhältnisse kulturgeschichtlich und im Kulturvergleich; Sozialer und kultureller Wandel, insbesondere durch Feminismus und Frauen(-bewegungen); Digitale, interaktive Medien (kreativ, prosozial, genderbezogen).

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Herausgeberin von Prosozialen Webplattformen (seit 2000–2010).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitbegründerin des ersten Berliner Frauenzentrums in der Kreuzberger Hornstrasse (1973); Mitbegründerin und Mitglied (Keybord, Voc., Text, Kompos.) der ersten Deutschen Frauenrockband »Flying Lesbians« (1974–1976); Mitglied der Dozentinnengruppe Berlin (gegründet 1975); Autorin (mit Cristina Perincioli) des Drehbuchs für den ersten Spielfilm zu einer lesbischen Beziehung (*Anna und Edith*) für das Fernsehen (ZDF) (1975); Mitinitiatorin der interdisziplinären Berliner Sommeruniversitäten für Frauen (1976ff.); Mitglied in der Vereinigung Deutscher Pilotinnen (seit 1999); Mitglied in The Ninety-Nines – International Women Pilots Organization (seit 1999); Konzeptionierung und Durchführung (mit Martin Kohlhaas und Marko Meister und in Kooperation mit dem Tele-Lerninstitut akademie.de Berlin) des Weiterbildenden Studiums Webmanagement an der Fachhochschule Erfurt (2000–2004); Geschäftsführende Vorsitzende von content creation for interactive media (cream) e.V., Berlin (seit 2001); Kuratoriumsmitglied der Bildungsstätte Stiftung wannseeFORUM (seit 2012); Frauenrätin der Heinrich-Böll-Stiftung (seit 2013).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Lehrpreis der Fachhochschule Erfurt für das Seminar »Politische und institutionelle Bedingungen der Sozialen Arbeit« sowie die Vorlesung »Gender – Geschlechterverhältnisse: Differenzen, Gleichheit, Gleichberechtigung« (2010).

Birgit Rommelspacher

PSYCHOLOGIN (geb. 1945 in Rammingen bei Ulm), studierte Psychologie, Philosophie, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte in Bonn, Münster, Cincinnati (Ohio, USA) und München. Abschluss des Studiums 1971 und Promotion 1980 an der Ludwig-Maximilians-Universität München, Habilitation 1991 an der Technischen Universität Berlin.

PROFESSUR FÜR »PSYCHOLOGIE MIT DEM SCHWERPUNKT INTERKULTURALITÄT UND GESCHLECHTERSTUDIEN« am Fachbereich Sozialarbeit und Sozialpädagogik an der Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (heute: Alice Salomon Hochschule Berlin) von 1990 bis 2007. Die Professur wurde mit der Denomination »Allgemeine Pädagogik und Soziale Arbeit mit Schwerpunkt Diversity, insbesondere Gender und Queer Studies« 2007 neu ausgeschrieben und mit María do Mar Castro Varela besetzt.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Frauen- und Geschlechterforschung; Sexuelle Gewalt; Rechtsextremismus und Geschlecht; Antisemitismus und antimuslimischer Rassismus; Interkulturalität; Interkulturelle Öffnung der sozialen Dienste.

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitbegründerin (mit Dagmar Schultz und Gitti Hentschel) des Studienzentrums Geschlechterverhältnisse in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik an der Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik (1991–2005); Prorektorin der Alice Salomon Hochschule Berlin (2000–2002); Mitinitiatorin (mit Silvia Staub-Bernasconi) des Masterstudiengangs Master of Social Work – Soziale Arbeit als Menschenrechtsprofession am Zentrum für Postgraduale Studien Sozialer Arbeit in Berlin.

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Louise-Schroeder-Medaille, verliehen durch den Berliner Senat (2009).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Gastprofessur an der Technischen Universität Berlin (1988–1990).

Dagmar Schultz

SOZIOLOGIN UND FILMEMACHERIN (geb. 1941 in Berlin), studierte Publizistik, Nordamerikanistik und Romanistik in Berlin. Abschluss des Studiums 1965 an der University of Michigan, USA. Promotion 1972 (Ph.D.) an der University of Wisconsin-Madison, USA. Habilitation 1989 an der Freien Universität Berlin.

PROFESSUR »SOZIALE UND PÄDAGOGISCHE ARBEIT MIT FRAUEN« am Fachbereich Sozialarbeit und Sozialpädagogik an der Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik in Berlin (heute: Alice Salomon Hochschule Berlin) von 1991 bis 2004. Die Professur wurde gestrichen.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Frauen in der sozialen Arbeit; Interkulturelle Sozialarbeit; Medizinsoziologie und Sozialpädagogik; Sozialisation; Kulturelle Kompetenz in der psychosozialen Versorgung.

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitglied der Gesellschaft für Amerikastudien (1974–1986); Mitbegründerin und Mitglied des Feministischen Frauen Gesundheitszentrums, Berlin (1977–2001); Mitbegründerin und Verlegerin des Berliner Orlanda Frauenverlags (vormals: Frauenselbstverlag und sub rosa Frauenverlag) (1974–2001); Mitglied im Ersten Beirat der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (1983–1985); Mitbegründerin des Studienzentrums Geschlechterverhältnisse in der Sozialarbeit/Sozialpädagogik an der Fachhochschule für Sozialarbeit und Sozialpädagogik in Berlin (heute: Alice Salomon Hochschule Berlin) (1991–2003); Leitung (mit May Ayim und Ika Hügel-Marshall) des Studienprojekts Rassismus, Antisemitismus und Ethnozentrismus in Lehre, Forschung und Hochschul(personal)politik (1992–1993).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Margherita-von-Brentano-Preis der Freien Universität Berlin (2011); Magnus-Hirschfeld-Preis 2012 der AG Lesben und Schwule in der Berliner SPD.

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Gastprofessur für »Sociology of Education« an der State University of New York, Buffalo, USA (1981).

Elisabeth de Sotelo

PSYCHOLOGIN UND PÄDAGOGIN (geb. 1942 in Berlin), studierte Pädagogik, Psychologie, Philosophie und Soziologie in Köln und Berlin. Abschluss des Studiums 1968, Promotion 1975 und Habilitation 1990 an der Freien Universität Berlin. Zwei Kinder.

PROFESSUR FÜR »PÄDAGOGIK UND FRAUENFORSCHUNG« am Institut für Pädagogik des Fachbereichs Bildungswissenschaften der Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz von 1992 bis 2007. Die Professur wurde 2009 mit der Denomination »Genderforschung mit dem Schwerpunkt Weiterbildung« neu besetzt. Stellinhaberin ist Nicole Hoffmann.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Theorie zu Bildung und Beratung von Frauen; Feministische Therapie; Gender Studies; Frauenforschung in Europa.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitbegründerin und Mitherausgeberin (mit Irmhild Kettschau) der Reihe *Frauenstudien* und emanzipatorische Frauenarbeit im LIT-Verlag (1997–2005); Mitherausgeberin des Themenheftes *Feminismus* in Spanien der *Feministischen Studien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung* (2011); Herausgeberin der Zeitschrift des Deutschen Akademikerinnenbundes e.V. *Konsens* (2006–2012).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Mitglied im Bundesverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen (BDP) (seit 1969), im Landesbeirat für Familienfragen Berlin (1977–1979), in der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft (seit 1985); Mitglied des Deutschen Akademikerinnenbundes e.V. (seit 1992) und dessen Bundesvorsitzende (2006–2012); Jurymitglied zur Vergabe des Förderpreises für Frauenforschung des Ministeriums für die Gleichstellung für Frau und Mann, Rheinland-Pfalz (1993); Initiatorin und Leiterin der Koblenzer Frauenstudien – Wissenschaftliche Weiterbildung für Frauen an der Universität Koblenz-Landau, Campus Koblenz (1993–1998); Vorsitzende der Versammlung der Universität Koblenz-Landau (1995–1997); Teilnahme und Mitwirkung an der Sommeruniversität für Geschlechterstudien der Universität der Balearischen Inseln (1997–2012) Universidad de Verano de Estudios de Género; Mitglied der International Association of Women Philosophers (seit 2000) sowie des akademischen Kooperationsprogramms der Europäischen Union Red Universidad y Educación Continua (2002–2006); Mitwirkung am Máster der Universität Santiago de Compostela Educación Género

e Igualdad (2006–2012); Mitglied im German Host Committee zur Koordinierung von Teilnahme und Empfang des Global Summit of Women (2007).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Erhalt einer Taube der Aktion »30 Tauen fliegen für die Menschenrechte« für den Deutschen Akademikerinnenbund wegen Engagement für Frauenrechte (2011); Ehrenmitglied im Bundesverband Deutscher Psychologinnen und Psychologen e.V. (seit 2012); Nominierung für den »Preis Frauen Europas – Deutschland« durch die Europäische Bewegung Deutschland (2013); Porträt im Mestemacher Frauenkalender. Herausragende Frauen des 20. und 21. Jahrhunderts (im Jahr 2011, 2012, 2013 und 2014).

Inge Stephan

LITERATURWISSENSCHAFTLERIN (geb. 1944 in Itzehoe), studierte Germanistik, Geschichte, Philosophie, Politik und Pädagogik an der Universität Hamburg und in Clermont-Ferrand (Frankreich). Abschluss des Studiums 1972 (1972 Erstes Staatsexamen, 1974 Zweites Staatsexamen), Promotion 1971 und 1983 Anerkennung habilitationsäquivalenter Leistungen durch die Universität Hamburg. Drei Kinder.

PROFESSUR FÜR »NEUERE DEUTSCHE LITERATUR MIT SCHWERPUNKT GE-SCHLECHTERPROBLEMATIK IM LITERARISCHEN PROZESS« (erste Denomination »Neuere deutsche Literatur mit Schwerpunkt Geschlechterproblematik im literarischen Prozess unter feministischer Fragestellung«) am Institut für Deutsche Literatur der Philosophischen Fakultät II an der Humboldt-Universität zu Berlin von 1994 bis 2009. Die Professur wurde mit der veränderten Denomination »Genderproblematik im literarischen Prozess« wieder ausgeschrieben und 2009 mit Ulrike Vedder besetzt.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Weibliche Literatur- und Kulturtradition; »Frauenbilder« und »Männerbilder«; Geschlechterkonstruktionen in der Literatur des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart; Feministische Theorie und aktuelle Genderforschung.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitbegründerin und Herausgeberin der Zeitschrift *Frauen in der Literaturwissenschaft* (zunächst erschienen als *Rundbrief*) (1983–1997); Mitglied im Beirat der Zeitschrift *Women in Asia* (seit 2005); Mitherausgeberin (mit Christina von Braun, Volker Hess und Viola Beckmann) der Reihe *GenderCodes – Transkriptionen zwischen Wissen und Geschlecht* im transcript Verlag (seit 2006).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Gründerin und Leiterin (mit Sigrid Weigel) der Arbeitsstelle für feministische Literaturwissenschaft an der Universität Hamburg (1983–1994); Mitantragstellerin und Mitglied des Graduiertenkollegs Geschlecht als Wissenskategorie an der Humboldt-Universität zu Berlin (2004–2013); Fachgutachterin der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) (1996–2004) und des Deutschen Akademischen Austauschdienstes (DAAD) (1996–2004); Vertrauens-

dozentin der Studienstiftung des Deutschen Volkes (1990–2004); Mitinitiatorin des Magister-Studiengangs Geschlechterstudien – Gender-Studies an der Humboldt-Universität zu Berlin (Beginn 1997, seit 2008 ein Bachelor- und Master-Studiengang).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Förderung des Studiums und der Dissertation durch die Studienstiftung des Deutschen Volkes (1968–1972); Humboldt-Forschungspreis (Polen) (2011); verzeichnet in der Datenbank exzellenter Wissenschaftlerinnen AkademiaNet (seit 2010).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Professorin für »Neuere deutsche Literatur« an der Universität Hamburg (1983–1994); Gastprofessuren an den Universitäten in St. Louis, USA (1992), Davis, USA (1994 und 2009), Tateshina, Japan (1996), Nanjing, China (2001), Cincinnati, USA (2001), Middlebury, USA (2002), Nairobi, Afrika (2006), Seattle, USA (2008), Peking, China (2009).

Regina Wecker

HISTORIKERIN (geb. 1944 in Berlin), studierte Geschichte, Anglistik, Judaistik und Publizistik in Berlin sowie Geschichte, Englische Literaturwissenschaft und Philosophie in Basel. Promotion 1975 und Habilitation 1993 an der Universität Basel. Zwei Kinder.

PROFESSUR FÜR »FRAUEN- UND GESCHLECHTERGESCHICHTE« am Historischen Seminar der Philosophisch-Historischen Fakultät an der Universität Basel (Schweiz) 1997 bis 2009. Die Stelle wurde zunächst noch als Assistenz-Professur mit der Denomination »Sozialgeschichte und Geschlechtergeschichte« gehalten (2009–2012) und dann gestrichen. 2012 konnte eine Professur für »Allgemeine Geschichte des 19. und 20. Jahrhunderts« neu besetzt werden. Diese Professur wird als eine Nachfolgeprofessur angesehen, auch wenn der Genderaspekt in der Denomination nicht mehr explizit vorkommt. Regina Wecker betont, dass sowohl das Aufgabenprofil der Professur als auch das Forschungsprofil der Stelleninhaberin (Caroline Arni) den »Genderaspekt« als einen integralen Aspekt ausweisen.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Geschichte der Lohnarbeit; Rechtsgeschichte; Psychiatriegeschichte; Eugenik.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitglied im Beirat von *Traverse. Zeitschrift für Geschichte – Revue d’histoire* (seit 1994); Mitherausgeberin der Reihe *Beiträge zur Basler Geschichte* im Schwabe Verlag (seit 2000).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Gründungsmitglied und Präsidentin der Schweizerischen Gesellschaft für Frauen- und Geschlechterforschung (1997–2010) und Mitglied im Vorstand (seit 2010); Mitglied der Trägerschaft des Graduiertenkollegs Wissen – Gender – Professionalisierung an der Universität Basel (1999–2002); Leiterin des Programms der Schweizer Graduiertenkollegien Gender (SUK-

Kooperations-Projekt) (2002–2009); Stellvertretende Leiterin des Kooperationsprojekts Netzwerk Gender Studies an der Universität Zürich (2009–2012); Geschäftsführende Vorsteherin des Historischen Seminars an der Universität Basel (2005–2007 und SoSe 2009); Präsidentin der Schweizerischen Gesellschaft für Geschichte (2004–2014); Mitglied im Geschäftsführungsausschuss des Dozentinnenvereins der Universität Basel (1995–2002); Präsidentin der Gleichstellungs-kommission der Universität Basel (1995–2008); Mitglied der Schweizer Sektion der International Federation for Research in Women's History (seit 1989) und der Trägerschaft des Basler Graduiertenkollegs Wissenschaft – Geschlecht – symbolische Ordnung (2002–2005).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Stipendium der Freiwilligen Akademischen Gesellschaft Basel (1981–1982), Wissenschaftspris der Stadt Basel (1998).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Vertretungsprofessur für Geschlechtergeschichte und Frauenfragen an der Freien Universität Berlin (WS 1992/93), Visiting Professor der Strathclyde University, Glasgow, Schottland (mehrere Aufenthalte im Zeitraum von 1998 bis 2001), Gastprofessur und interimistische Leiterin des Zentrums für Interdisziplinäre Frauen- und Geschlechterforschung der Technischen Universität Berlin (2003–2004).

Brigitte Young

POLITIKÖKONOMIN (geb. 1946 in Groß Sankt Florian, Österreich), studierte Internationale Politische Ökonomie (Politikwissenschaft, Ökonomie, Public Policy) an der University of California, Santa Barbara und Davis und an der University of Wisconsin, Madison, USA. Abschluss des Studiums 1978 B.A. Politikwissenschaft, University of California, Santa Barbara, 1982 M.A. Politikwissenschaft, Ökonomie und Policy Studies, University of California, Davis, 1986 M.A. Politikwissenschaft, University of Wisconsin-Madison, USA, 1990 PhD an der University of Wisconsin-Madison, USA und Habilitation 1998 an der Freien Universität Berlin. Ein Kind.

ERSTE PROFESSUR »FÜR GLOBALISIERUNG UND GENDERSTUDIES« am Institut für Politikwissenschaft (Otto-Suhr-Institut) des Fachbereichs Politik- und Sozialwissenschaften der Freien Universität Berlin von 1998 bis 1999. Diese befristete Teilzeit-Professur wurde 2007 gestrichen.

ZWEITE PROFESSUR FÜR »POLITIKWISSENSCHAFT UND INTERNATIONALE/ VERGLEICHENDE POLITISCHE ÖKONOMIE UNTER BERÜCKSICHTIGUNG DER FEMINISTISCHEN ÖKONOMIE« am Institut für Politikwissenschaft des Fachbereichs Erziehungswissenschaft und Sozialwissenschaften an der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster von 1999 bis 2011. Diese Professur wurde bereits 1992 mit der Denomination »Frauenforschung mit Schwerpunkt aus dem Bereich der Kulturwissenschaften (historische und vergleichende Aspekte)« eingerichtet. Erste Stelleninhaberin war Hannelore Faulstich-Wieland (1992–1996), nach einer länge-

ren Vakanz konnte die Stelle mit Brigitte Young neu besetzt werden. Die Professur wurde nach der Pensionierung von Brigitte Young mit der veränderten Denomination »Politikwissenschaft mit Schwerpunkt der Geschlechterforschung« 2010 als vorgezogene Berufung neu besetzt. Stelleninhaberin ist Gabriele Wilde.

ARBEITSSCHWERPUNKTE: Internationale Politische Ökonomie; Globalisierung und Weltwirtschaft; Globale Finanzmärkte und Finanzarchitektur; Europäische Wirtschafts- und Währungsunion (EMU); Welthandel und WTO; Neoliberalismus und Ordoliberalismus; Feministische Makroökonomie.

MITHERAUSGEBERSCHAFT UND MITGLIEDSCHAFT IM BEIRAT VON ZEITSCHRIFTEN: Mitherausgeberin der Reihe *Feminist and Critical Political Economy* im Nomos Verlag (seit 2008) und der Reihe *Globale Politische Ökonomie* im Springer Verlag (seit 2009); Mitglied im Beirat von *Global Governance. A Review of Multilateralism and International Organizations* (seit 2005), des *International Feminist Journal of Politics* (seit 2008) und des *Journal of Economic Policy Reform* (seit 2012).

WISSENSCHAFTSPOLITISCHE AKTIVITÄTEN UND MITGLIEDSCHAFTEN IN FACHGESELLSCHAFTEN UND NETZWERKEN: Gründungsmitglied und Mitglied der International Association for Feminist Economics – Europe (seit 1992); Mitglied der Forschungsgruppe Globalization, Democratization, and Gender des Executive Committee of the International Social Science Council (UNESCO) (seit 1998); Sachverständige der Enquête-Kommission Globalisierung der Weltwirtschaft – Herausforderungen und Antworten des Deutschen Bundestages (2000–2002); Leiterin von Projekten des Europäischen Exzellenznetzwerks GARNET – Global Governance, Regionalisation and Regulation: The Role of the EU und Vorstandsmitglied des Management-Komitee des Network of Excellence (NoE) (2005–2010); Leitung des GARNET-Forschungsprojekts Gender in International Political Economy (GIPE) (2005–2010); Mitglied im Beirat des Centre for the Study of Globalisation and Regionalisation, University of Warwick (2006–2010); Mitglied in der Vereinigung Deutscher Wissenschaftler (2006–2011), der Warwick Commission: The Multilateral Trade Regime (2007); Beraterin im Bundesministerium für wirtschaftliche Zusammenarbeit und Entwicklung, Geneva Trade and Development Forum (2008); Unabhängige Expertin der Europäischen Kommission Research and Innovation (2008, 2012 und 2013); Mitglied im Beirat von GeStIK – Gender Studies in Köln an der Albertus-Magnus-Universität zu Köln (seit 2013); Mitglied im Lenkungsausschuss des Projekts European Cooperation in Science and Technology (E-COST): Systemic Risks, Financial Crisis and Credit – The Roots, Dynamics and Consequences of the Subprime Crisis (2009–2014), im Expertenrat zur Reform der Wirtschafts- und Währungsunion der nordrhein-westfälischen Europaministerin (seit 2011) und im Wissenschaftlichen Beirat des europäischen Forschungsprogramms (7. EU-Rahmenprogramm) Financialisation, Economy, Society, and Sustainability and Development (FESSUD) (seit 2012); Mitinitiatorin (mit Oliver Kessler, Hans-Jürgen Bieling und Andreas Nölke) der DFG-Nachwuchsförderung zum Thema Die Politische Ökonomie der globalen Finanzialisierungsprozesse (2009–2012); Mitglied im Fortschrittsforum (organisiert von der Friedrich

Ebert Stiftung, der Hans-Böckler-Stiftung und der Otto-Brenner-Stiftung) zur Beratung der Enquête-Kommission des Deutschen Bundestags Wachstum, Wohlstand, Lebensqualität (2011–2012).

AUSZEICHNUNGEN UND STIPENDIEN: Regent's Scholar, University of California, Santa Barbara (CA), USA (1975–1977); Graduate Research Award, University of California, Davis (CA), USA (1982); Regent's Fellow, University of California, Davis (CA), USA (1982–1983); Annual Honorary Department Award for Distinguished Teaching, Department of Political Science, University of Wisconsin-Madison, USA (1986); Fulbright-Hays-Dissertation Fellowship für eine Historische Untersuchung des deutschen Agrarsektors, 1870–1940 (1986–1987); Fellowship der Friedrich-Ebert-Stiftung (nicht angenommen) (1986–1987); Postdoctoral Fellowship des Social Science Research Council für das Forschungsprojekt The State and Agriculture: Germany and the US (1989–1990).

WEITERE PROFESSUREN (GASTPROFESSUREN, VERTRETUNGEN, GASTDOZENTUREN): Vertretungsprofessur am John-F.-Kennedy-Institut für Nordamerikastudien, Freie Universität Berlin (WS 1990/91); Professur an der Wesleyan University, Middletown (CT), USA (1991–1997); Research Associate an der Georgetown University, Center for German und European Studies, Washington (D.C.), USA (1994–1995); Faculty Fellow am Humanities Center, Wesleyan University, Middletown (CT), USA (1995–1996); Research Associate an der School of Social Sciences, The University of Texas at Dallas (März–April 1998); Gastprofessuren am Sciences-Politique, Centre d'études et de recherches internationals (CERI/CNRS), Paris, Frankreich (WS 2008/09), im Institute d'études politiques de Lille, Frankreich (SoSe 2009); Keyprofessur der Internationalen Frauenuniversität im Projektbereich International Division of Labor – Gender Composition and Transformation im Rahmen der Expo Hannover (2000); Gastprofessur im Centre for the Study of Globalization and Regionalisation, University of Warwick, England (2011) und an der Central European University, Budapest, Ungarn (WS 2012).

Tabelle 1: Erste Genderprofessoren an deutschsprachigen Hochschulen, deren erste Stelleninhaberin bis zum 20. Dezember 2014 emeritiert respektive pensioniert war

Lfd. Nr. ¹ Stelle	Vertrags- dauer ²	Name	Hochschule	Fach ³	Voll- / Teil- Denom.	Professor existiert noch
1	1983–1989	Ilona Ostner ⁴	FH Fulda	Soziale Arbeit	teil	nein
2	1984–1989	Marlies Janz				
3	1990–1994	Johanna Bossinade	Freie Universität Berlin	Literaturwissenschaft	voll	nein
4	1995–1997	Irmela von der Lühe				
5	1995–1998	Carol Hägemann-White				
6	1989–1993	Eva Kreitsky	Freie Universität Berlin	Politikwissenschaft	teil	nein
7	1997–1999	Brigitte Young				
8	2000–2007	Brigitte Rauschenbach				
9	1985–2002	Magdalene Heuser	Universität Osnabrück	Literaturwissenschaft	teil	nein
10	1986–1993	Ulrike Büchner	Freie Universität Berlin	Erziehungswissenschaft	teil	nein
11	1986–1999	Annette Kuhn	Universität Bonn	Geschichtswissenschaft	teil	nein
12	1987–2004	Ute Gerhard	Universität Frankfurt a.M.	Soziologie	teil	ja
13	1988–2003	Helga Grubitzsch	Universität Paderborn	Literaturwissenschaft	voll	nein
14	1988–2008	Carol Hägemann-White	Universität Osnabrück	Erziehungswissenschaft	teil	nein
15	1988–2011	Birgit Meyer	FH Esslingen	Soziale Arbeit	voll	ja
16	1988–2011	Barbara Riedmüller	Freie Universität Berlin	Politikwissenschaft	teil	nein
17	1988–2011	Claudia von Werlhof	Universität Innsbruck (Österreich)	Politikwissenschaft	teil	ja

Lfd. Nr. ¹	Vertrags- dauer ²	Name	Hochschule	Fach ³	Voll- / Teil- Denom.	Professur existiert noch
13	17	1989–1997 Gisela Bock	Universität Bielefeld	Geschichtswissenschaft	teil	ja
14	18	1989–2011 Ursula Müller	Universität Bielefeld	Soziologie	voll	ja
15	2	1990–2008 Marlies Janz	Freie Universität Berlin	Literaturwissenschaft	teil	nein
16	19	1990–2006 Gudrun Lachenmann	Universität Bielefeld	Soziologie	teil	nein
17	20	1990–2014 Renate Nestvogel	Universität Essen	Erziehungswissenschaft	teil	nein
18	1	1990–1994 Ilona Ostner	Universität Bremen	Sozialwissenschaften	teil	nein
19	21	1990–2007 Birgit Rommelspacher	Alice Salomon Hochschule Berlin	Soziale Arbeit	teil	ja
20	22	1991–2000 Ursula Beer	TU Dortmund	Soziologie	voll	ja
21	23	1991–2010 Gudrun-Axeli Knappe	Universität Hannover	Soziologie	voll	ja
22	24	1991–2014 Renate Kühn	TU Dortmund	Literaturwissenschaft	teil	ja
23	25	1991–2010 Beate Kraiss	TU Darmstadt	Soziologie	teil	ja
24	26	1991–2009 Ulrike Prokop	Universität Marburg	Erziehungswissenschaft	teil	nein
25	27	1991–2004 Dagmar Schultz	Alice Salomon Hochschule Berlin	Soziale Arbeit	voll	nein
26	28	1991–2008 Victoria Schmitz-Linsenhoff	Universität Trier	Kunstwissenschaft	teil	nein
27	29	1992–2007 Irene Dölling	Universität Potsdam	Soziologie	voll	ja

Lfd. Nr. ¹	Vertrags- dauer ²	Name	Hochschule	Fach ³	Voll-/ Teil- Denom.	Professur existiert noch
30	1992–1996	Hannelore Faulstich-Wieland	Universität Münster	Sozialwissenschaften ⁵	voll	ja
28	7	1999–2011 Brigitte Young			teil	
29	31	1992–2007 Hildegard Heise	Hochschule für Wirtschaft und Recht Berlin	Soziologie (Wirtschaftswissenschaft)	teil	ja
30	32	1992–2014 Ilse Lenz	Universität Bochum	Soziologie	teil	ja
31	33	1992–2014 Hildegard M. Nickel	Humboldt-Universität zu Berlin	Soziologie	teil	ja
32	34	1992–2007 Elisabeth de Sotelo	Universität Koblenz-Landau	Erziehungswissenschaft	teil	ja
33	35	1993–2009 Ruth Becker	TU Dortmund	Raumplanung	teil	nein
34	36	1993–2011 Christel Eckart	Universität Kassel	Soziologie	voll	ja
35	37	1993–2011 Gisela Ecker	Universität Paderborn	Literaturwissenschaft	teil	ja
36	38	1993–2007 Anette Engfer	Universität Paderborn	Psychologie	teil	ja
37	39	1993–2012 Sabine Hering	Universität Siegen	Erziehungswissenschaft	teil	nein
38	40	1993–2012 Helgard Kramer	Freie Universität Berlin	Soziologie	teil	nein
39	41	1993–2014 Regina Schulte	Universität Bochum	Geschichtswissenschaft	teil	ja
40	42	1993–2007 Gisela Wilkending	Universität zu Köln	Literaturwissenschaft	teil	nein
41	43	1994–2012 Heike Behrend	Universität Köln	Ethnologie	voll	nein

Lfd. Nr. ¹ Stelle	Vertrags- dauer ²	Name	Hochschule	Fach ³	Voll-/ Teil- Denom.	Professur existiert noch
42	44	1994–2012	Christina von Braun	Humboldt-Universität zu Berlin	Kulturwissenschaft	teil ja
43	45	1994–2010	Barbara Duden	Universität Hannover	Soziologie	voll nein
44	46	1994–2007	Karin Flacke	Universität Oldenburg	Soziologie	teil nein
45	47	1994–2010	Angela Paul-Kohlhoff	TU Darmstadt	Erziehungswissenschaft	teil nein
46	48	1994–2014	Cäcilia (Cillie) Rentmeister	FH Erfurt	Soziale Arbeit	voll ja
47	49	1994–2010	Gesine Spieß	FH Erfurt	Soziale Arbeit	teil nein
48	50	1994–2009	Inge Stephan	Humboldt-Universität zu Berlin	Literaturwissenschaft	voll ja
49	51	1995–2012	Margrit Brückner	FH Frankfurt a.M.	Soziologie	teil nein
50	52	1995–2003	Karin Hausen	TU Berlin	Frauen- und Geschlechterforschung	voll ja
51	53	1996–2009	Brita Rang	Universität Frankfurt a.M.	Erziehungswissenschaft	teil nein
52	54	1996–2008	Sigrun Dechêne	FH Dortmund	Architektur	teil nein
53	55	1996–2013	Regine Gildemeister	Universität Tübingen	Soziologie	voll ja
54	56	1996–2008	Renate Kroll	Universität Siegen	Literaturwissenschaft	teil ja
55	57	1996–2013	Irmgard Nippert	Universität Münster	Frauengesundheitsforschung	voll nein
56	58	1997–2010	Sylvia Buchen	PH Freiburg	Erziehungswissenschaft	teil nein

Lfd. Nr. ¹ Stelle Inha- berin	Vertrags- dauer ²	Name	Hochschule	Fach ³	Voll-/ Teil- Denom.	Professur existiert noch
57	59	1997–2009	Regina Wecker	Universität Basel (Schweiz)	Geschichtswissenschaft	voll
58	60	1998–2007	Heide Inhetveen	Universität Göttingen	Agrarwissenschaft	teil
59	61	1998–2014	Christine Mayer	Universität Hamburg	Erziehungswissenschaft	teil
60	3	1999–2002	Johanna Bossinade	Freie Universität Berlin	Literaturwissenschaft	voll
61	62	2001–2014	Ingrid Kurz-Scherf	Universität Marburg	Politikwissenschaft	teil
62	63	2001–2008	Britta Schinzel	Universität Freiburg	Informatik	teil
63	64	2003–2012	Konstanze Plett	Universität Bremen	Rechtswissenschaft	teil
64	65	2005–2014	Angelika Wetterer	Universität Graz (Österreich)	Soziologie	voll
					ja	nein

1 Die Diskrepanz zwischen der Anzahl der Stellen und der Anzahl der Stelleninhaberinnen wird auf S. 25 erklärt.

2 Die Tabelle ist nach Vertragsbeginn systematisiert. Als Vertragsbeginn gilt das Jahr, in dem der Ruf erteilt wurde. Das Ende des Vertrags ist dann nicht mit dem Datum der Pensionierung identisch, wenn die Stelleninhaberin dem Ruf an eine andere Hochschule gefolgt ist oder nach dem Erreichen des Pensionsalters eine Seniorprofessur angenommen hat. Die Namen der Stelleninhaberinnen, mit denen ein Interview geführt wurde, sind grau unterlegt.

3 Die Angabe des Faches sagt aus, welchem Fachbereich die Genderprofessur zugeordnet war; diese Angabe entspricht nicht immer genau dem fachlichen Lehr- und Forschungsprofil der Stelleninhaberin.

4 Ilona Ostner wird allerdings erst Ende 2015 pensioniert, siehe hierzu auch Ann. 30.

5 Die Professor an der Universität Münster ist im Fachbereich Erziehungs- und Sozialwissenschaften angestellt, doch die Stelleninhaberinnen haben nacheinander diese Professor fachlich unterschiedlich ausgefüllt: Hannelore Faulstich-Wieland als Erziehungswissenschaftlerin und Brigette Young als Vertreterin der Politischen Ökonomie.

Tabelle 2: Vertragsbeginn und Vertragsende der Stellen

Vertragsbeginn und Vertragsende	Anzahl	
	Grund- gesamtheit	Sample
1983–1989	15	8
1990–1995	35	22
1996–1999	10	8
2000–2005	4	1
Insgesamt	64	39

Tabelle 3: Verteilung der Stellen auf Fachdisziplinen

Fachdisziplinen	Anzahl	
	Grund- gesamtheit	Sample
Soziologie (Sozialwissenschaften)	19	12
Erziehungswissenschaft	10	5
Literaturwissenschaft	10	6
Politikwissenschaft	5	1
Geschichtswissenschaft	4	3
Soziale Arbeit	4	4
Psychologie	2	1
Agrarwissenschaften	1	–
Architektur	1	1
Ethnologie	1	1
Frauen- und Geschlechterforschung (interdisziplinär)	1	1
Frauengesundheitsforschung	1	1
Informatik	1	–
Kulturwissenschaft	1	1
Kunstwissenschaft	1	–
Planungswissenschaft (Wohnungswesen)	1	1
Rechtswissenschaft	1	1
Gesamt	64	39

Tabelle 4: Besoldungsgruppen der Genderprofessuren

Besoldungsgruppen ¹	Anzahl	
	Grund- gesamtheit	Sample
C2	3	3
C3	42	24
C4	16	10
Sonderprofessuren ²	3	2
Insgesamt	64	39

- 1 Die drei Professuren in Österreich und in der Schweiz wurden den äquivalenten Besoldungsgruppe C3 bzw. C4 zugeordnet.
- 2 Es handelt sich um befristete Teilzeitprofessuren nach einem Sondermodell der Freien Universität Berlin, siehe hierzu S. 48f.

Tabelle 5: Verteilung der Genderprofessuren auf deutsche Bundesländer, Österreich und die Schweiz

Land	Anzahl	
	Grund- gesamtheit	Sample
Bundesrepublik Deutschland		
Nordrhein-Westfalen	21	12
Berlin	14	9
Hessen	10	6
Niedersachsen	6	5
Baden-Württemberg	3	—
Bremen	2	2
Thüringen	2	1
Brandenburg	1	1
Hamburg	1	1
Rheinland-Pfalz	1	1
Österreich	2	—
Schweiz	1	1
Gesamt	64	39

Tabelle 6: *Gastprofessuren für Frauen- und Geschlechterforschung (Gender und Diversity) an deutschsprachigen Hochschulen*

Eingerichtet im Jahr	Hochschule	Bezeichnung
1994	Universität Bochum	Marie-Jahoda-Gastprofessur für internationale Geschlechterforschung
1999	Universität Wien	Käthe-Leichter-Gastprofessur für Frauen- und Geschlechterforschung
1999	Universität Graz	Aigner-Rollet-Gastprofessur für Frauen- und Geschlechterforschung
2001	Rheinland-Pfalz	Klara Marie Fassbinder-Gastprofessur (rotiert semesterweise unter den Hochschulen des Landes)
2001–2011	Land Niedersachsen	Gastprofessur im Rahmen des Maria-Goeppert-Mayer-Programms
2002	Universität Erlangen-Nürnberg	Gastprofessur für Gender und Diversity (fakultätsübergreifende »Wanderprofessur«)
2010	Universität Bielefeld	Gender Gastprofessur (fakultätsübergreifende »Wanderprofessur«)
2011	Universität Hannover	Gastprofessur für Gender und Diversity (fakultätsübergreifende »Wanderprofessur«)
2013	Universität Frankfurt a.M.	Angela-Davis-Gastprofessur für internationale Gender und Diversity Studies
2013	Freie Universität Berlin	Internationale Gastprofessur für Geschlechterforschung

Literatur

[Alle Internetquellen wurden am 20.12.2014 geprüft.]

- Acker, Joan (1990), Hierarchies, Jobs, Bodies: A Theory of Gendered Organizations, *Gender & Society*, Jg. 4, H. 2, S. 139–158.
- Abele, Andrea E. (2005), Zuerst der Ruf, dann das Kind, in: Biller-Andorno, Nikola/Jakovljevic, Anna-Karina/Landfester, Katharina/Lee-Kirsch, Min Ae (Hg.), *Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen*, Frankfurt a.M./New York, S. 35–40.
- Andresen, Sünne/Dölling, Irene/Kimmerle, Christoph (2003), *Verwaltungsmodernisierung als soziale Praxis. Geschlechter-Wissen und Organisationsverständnis von Reformakteuren*, Opladen.
- Andresen, Sünne/Koreuber, Mechthild/Lüdke, Dorothea (Hg.) (2009), *Gender und Diversity: Albtraum oder Traumpaar?* Wiesbaden.
- Angermüller, Johannes/Standke, Jan (2013), Schule, wissenschaftliche, in: Frietsch, Ute/Rogge, Jörg (Hg.), *Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch*, Bielefeld, S. 371–375.
- Arnold, Udo/Meyers, Peter/Schmidt, Uta C. (Hg.) (1999), *Stationen einer Hochschullaufbahn. Festschrift für Annette Kuhn zum 65. Geburtstag*, Dortmund.
- Assmann, Aleida/Assmann, Jan (1994), Das Gestern im Heute. Medien und soziales Gedächtnis, in: Merten, Klaus/Schmidt, Siegfried J./Weischenberger, Siegfried (Hg.), *Die Wirklichkeit der Medien. Eine Einführung in die Kommunikationswissenschaft*, Opladen, S. 114–140.
- Auga, Ulrike/Brunns, Claudia/Harders, Levke/Jähnert, Gabriele (Hg.) (2010), *Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M./New York.
- Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (2009), Zeiten des Umbruchs – Zeit zur Reflexion. Einleitung, in: Dies. (Hg.), *Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs*, Wiesbaden, S. 9–23.
- Aulenbacher, Brigitte/Meuser, Michael/Riegraf, Birgit (2010), *Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung*, Wiesbaden.
- Autorengruppe Bildungsberichterstattung (Hg.) (2014), *Bildung in Deutschland 2014. Ein indikatoren gestützter Bericht mit einer Analyse zur Bildung von Menschen mit Behinderungen*, Bielefeld.

- Baer, Susanne (2010), Interventionen in der Akademie: »Gleichstellung« in der Wissenschaft im 21. Jahrhundert, in: Auga, Ulrike/Brunz, Claudia/Harders, Levke/Jähnert, Gabriele, *Das Geschlecht der Wissenschaften. Zur Geschichte von Akademikerinnen im 19. und 20. Jahrhundert*, Frankfurt a.M./New York, S. 91–109.
- Baumgärtel, Bettina/Neysters, Silvia (1995), Kopernikanische Wende, in: Dies. (Hg.), *Die Galerie der starken Frauen. Regentinnen, Amazonen, Salondamen*, München/Berlin, S. 9–13.
- Bauschke-Urban, Carola/Sagebiel, Felizitas/Kamphans, Marion (Hg.) (2010), *Subversion und Intervention. Wissenschaft und Geschlechter(un)ordnung*. Festschrift für Sigrid Metz-Göckel, Opladen.
- Beaufaës, Sandra (2003), *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*, Bielefeld.
- (2004), Wissenschaftler und ihre alltägliche Praxis: Ein Einblick in die Geschlechterordnung des wissenschaftlichen Feldes, *FQS – Forum Qualitative Sozialforschung*, Jg. 5, H. 2, Art. 10.
- (2013), Muss ein Professorinnenleben so sein? Vorbilder wissenschaftlicher Lebensführung, *humboldt chancengleichheit*, Jg. 5, Dezember, S. 6–8.
- Beaufaës, Sandra/Engels, Anita/Kahlert, Heike (Hg.) (2012), *Einfach Spitze. Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft*, Frankfurt a.M./New York.
- Beaufaës, Sandra/Krais, Beate (2005), Doing Science – Doing Gender. Die Produktion von WissenschaftlerInnen und die Reproduktion von Machtverhältnissen im wissenschaftlichen Feld, *Feministische Studien*, Jg. 23, H. 1, S. 82–99.
- (2007), Wissenschaftliche Leistung, Universalismus und Objektivität. Professionelles Selbstverständnis und die Kategorie Geschlecht im sozialen Feld Wissenschaft, in: Gildemeister, Regina/Wetterer, Angelika (Hg.), *Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierung? Widersprüchliche Entwicklungen in professionalisierten Berufsfeldern und Organisationen*, Münster, S. 76–98.
- Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.) (2004), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden.
- (Hg.) (2010), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, 3. erw. u. durchges. Aufl., Wiesbaden.
- Becker, Ruth/Münst, Senganata A. (2005), Potentiale befreien: Sigrid Metz-Göckel, Bildungsforscherin, Netzwerkerin, Frauenpolitikerin, in: Kortendiek, Beate/Münst, Senganata A. (Hg.), *Lebenswerke. Portraits der Frauen- und Geschlechterforschung*, Opladen, S. 186–215.
- Becker-Schmidt, Regina (1983), *Arbeitsleben – Lebensarbeit. Konflikte und Erfahrungen von Fabrikarbeiterinnen*, Bonn.
- (1987), Die doppelte Vergesellschaftung – die doppelte Unterdrückung. Besonderheiten in der Frauenforschung in den Sozialwissenschaften, in: Unterkircher, Lilo/Wagner, Ina (Hg.), *Die andere Hälfte der Gesellschaft*, Wien, S. 10–25.
- (2006), Anstiftung zum Feminismus, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden, S. 33–49.

- (2012), Gesellschaftliche Widersprüche – Zumutungen im Arbeitsensemble von Frauen – soziale Spannungen in ihrem Arbeitsleben, Vortrag im Rahmen der Veranstaltungsreihe »Feminismus in Theorie und Praxis« des Renner-Instituts vom 27.9.2012, http://www.renner-institut.at/uploads/media/Vortrag_Becker_Schmidt.pdf.
- /Knapp, Gudrun-Axeli (2000), *Feministische Theorien zur Einführung*, Hamburg.
- /Knapp, Gudrun-Axeli/Brandes-Erlhoff, Uta/Karrer, Marva/Rumpf, Mechthild/Schmidt, Beate (1982), »Nicht wir haben die Minuten, die Minuten haben uns.« *Zeitprobleme und Zeiterfahrungen von Arbeiterinnen in Fabrik und Familie*, Bonn.
- /Knapp, Gudrun-Axeli/Schmidt, Beate (1985 [1984]), *Eines ist zu wenig – beides ist zu viel. Erfahrungen von Arbeiterfrauen zwischen Familie und Fabrik*, Bonn.
- Beyer, Bianca (2010), Das C2/C2-Programm – eine Evaluation, in: Koreuber, Mechthild (Hg.), *Frauenförderung und Gender Mainstreaming – Profilelemente einer exzellenten Universität. Bericht der zentralen Frauenbeauftragten der Freien Universität Berlin*, 2., vollst. überarb. u. erw. Aufl., Berlin, S. 74–92.
- Beyme, Klaus von (1991), Feministische Theorie der Politik zwischen Moderne und Postmoderne, *Leviathan*, Jg. 19, H. 2, S. 208–228.
- Biller-Andorno, Nikola/Jakovljevic, Anna-Karina/Landfester, Katharina/Lee-Kirsch, Min Ae (Hg.) (2005), *Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen*, Frankfurt a.M./New York.
- Bock, Gisela (1977), Frauenbewegung und Frauenuniversität. Zur politischen Bedeutung der »Sommeruniversität für Frauen«, in: Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.), *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*, Juli 1976, Berlin, S. 15–22.
- (2013), Women's History zwischen Amerika und Europa. Nachruf auf Gerda Lerner (30. April 1920–2. Januar 2013), in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg. 39, H. 2, S. 259–278.
- (2014), *Geschlechtergeschichten der Neuzeit. Ideen, Politik, Praxis*, Göttingen.
- Bock, Stephanie (2010), Frauennetzwerke: Geschlechterpolitische Strategien oder exklusive Expertinnennetze?, in: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, 3. erw. u. durchges. Aufl., Wiesbaden, S. 878–886.
- Bock, Ulla (1997), »... wir hatten Frauen als Vorbilder, ein nicht zu unterschätzender Vorteil«. Zur Bedeutung weiblicher Vorbilder und Mentorinnen für Nachwuchswissenschaftlerinnen, *Feministische Studien*, Jg. 15, H. 2, S. 100–108.
- (1998), Am Ausgang des Jahrhunderts. Institutionalisierung von Frauenstudien an deutschen Universitäten, in: *Feministische Studien*, Jg. 16, H. 2, S. 103–117.
- (2005), Überblick und Bestandsaufnahme. Lexika, Glossare und Handbücher zur Frauen- und Geschlechterforschung, querelles-net. Rezensionszeitschrift für Frauen- und Geschlechterforschung, Nr. 15, <http://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/335/343>.
- (2014), *Kontinuität im Wandel. Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin (ZEFG) 1981–2015*, hg. von der

- Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauen- und Geschlechterforschung an der Freien Universität Berlin, Berlin.
- Bock, Ulla/Alfermann, Dorothee (Hg.) (1999), *Androgynie. Vielfalt der Möglichkeiten (Querelles)*. Jahrbuch für Frauenforschung 1999, Bd. 4), Stuttgart/Weimar.
- Bock, Ulla/Braszeit, Anne/Schmerl, Christiane (1983a), *Frauen im Wissenschaftsbetrieb. Dokumentation und Untersuchung der Situation von Studentinnen und Dozentinnen unter besonderer Berücksichtigung der Hochschulen in Nordrhein-Westfalen*, Weinheim/Basel.
- (Hg.) (1983b), *Frauen an den Universitäten. Zur Situation von Studentinnen und Hochschullehrerinnen in der männlichen Wissenschaftshierarchie*, Frankfurt a.M./New York.
- Bock, Ulla/Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.) (2007), *Prekäre Transformationen. Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen- und Geschlechterforschung*, Göttingen.
- Bock, Ulla/Heitzmann, Daniela/Lind, Inken (2011), Genderforschung – zwischen disziplinärer Marginalisierung und institutioneller Etablierung. Zum aktuellen Stand des Institutionalisierungsprozesses von Genderprofessuren an deutschsprachigen Hochschulen, *GENDER*, Jg. 3, H. 2, S. 98–113, http://www.zefg.fu-berlin.de/media/pdf/Bock_Heitzmann_Lind_2011_Genderprofessuren.pdf.
- Bock, Ulla/Nüthen, Inga (2014), Genderprofessuren eine Erfolgsgeschichte? Ein Blick hinter die Kulissen, *Femina Politica*, Jg. 23, H. 2, S. 154–158.
- Böhmer, Elisabeth (1995), *Die Stellung der Frauenforschung an der Universität. Bericht über die Auswertung einer Befragung von Frauenforschungsprofessuren an der Freien Universität Berlin*. Extra-Info 17, hg. von der Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin, Berlin.
- Bönninghausen, Inge von (2014), Laudatio auf Christine von Braun, <https://www.journalistinnen.de/journalistinnenbund/auszeichnungen/hedwig-dohm-urkunde/beitraglesen/items/laudatio-auf-christina-von-braun.html>.
- Bourdieu, Pierre (2002), *Ein soziologischer Selbstversuch*, Frankfurt a.M.
- Bovenschen, Silvia (1979), *Die imaginäre Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchungen zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen*, Frankfurt a.M.
- Brandt, Gisela/Kootz, Johanna/Steppke, Gisela (1973), *Zur Frauenfrage im Kapitalismus*, Frankfurt a.M.
- Braun, Christina von (1985), *Nicht Ich. Logik, Lüge, Libido*. Frankfurt a.M.
- Braun, Christina von/Stephan, Inge (Hg.) (2000), *Gender-Studien. Eine Einführung*, Stuttgart.
- (Hg.) (2005), *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, Köln.
- (Hg.) (2006), *Gender-Studien. Eine Einführung*, 2. akt. Aufl., Stuttgart.
- (Hg.) (2013), *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*, 3. überarb. u. erw. Aufl., Köln.
- Braunmühl, Claudia von (1981), Frauen im Wissenschaftsbetrieb. Wahrnehmungen und Überlegungen, *Gesellschaft. Beiträge zur Marxschen Theorie* 14, Frankfurt a.M., S. 186–216.

- Braunschweig, Sabine (Hg.) (2014), »Als habe es die Frauen nicht gegeben«. Beiträge zur Frauen- und Geschlechtergeschichte (Regina Wecker zum siebzigsten Geburtstag), Zürich.
- Breitenbach, Eva/Bürmann, Ilse/Liebsch, Katharina/Mansfeld, Cornelia/Micus-Loos, Christiane (Hg.) (2002), *Geschlechterforschung als Kritik: Zur Relevanz der Kategorie »Geschlecht« heute*. Festschrift für Carol Hagemann-White, Bielefeld.
- Brunn, Anke (1990), Frauenpolitik an den Hochschulen, in: Schlüter, Anne/Roloff, Christine/Kreienbaum, Maria Anna (Hg.), *Was eine Frau umtreibt. Frauenbewegung – Frauenforschung – Frauenpolitik*, Pfaffenweiler, S. 253–258.
- (2010), Ungeduld – und langer Atem. Grußwort der Wissenschaftsministerin (NRW) a.D., in: Bauschke-Urban, Carola/Kamphans, Marion/Sagebiel, Felicitas (Hg.), *Subversion und Intervention: Wissenschaft und Geschlechter(un)ordnung*, Oppenau/Farmington Hills, S. XI–XIII.
- Casale, Rita (2014), Subjekt feministisch gedacht: Zur Verwechslung von Subjekt und Identität in den Gender Studies, in: Fleig, Anne (Hg.), *Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeidagnose*, Frankfurt a.M./New York, S. 76–96.
- CHE-Consult (2013), Berliner Programm zur Förderung der Chancengleichheit für Frauen in Forschung und Lehre, Kurzfassung des Evaluationsberichts 2013, Berlin, http://www.che.de/downloads/Evaluation_BCP_Kurzfassung_ohneSM_1638.pdf.
- Chodorow, Nancy J. (1994), *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*, München.
- Conradt, Gerd (2014), »anfangen« – Christina Thürmer-Rohr. Film-Porträt von Gerd Conradt, DVD mit einem Textheft, Berlin.
- Costas, Ilse (1995), Die Öffnung der Universitäten für Frauen – Ein internationaler Vergleich für die Zeit vor 1914, *Leviathan*, Jg. 23, H. 4, S. 496–516.
- Dausien, Bettina (2010), Biografieforschung: Theoretische Perspektiven und methodologische Konzepte für eine re-konstruktive Geschlechterforschung, in: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, 3. erw. u. durchges. Aufl., Wiesbaden, S. 363–375.
- Degele, Nina (2008), *Gender/Queer Studies: Eine Einführung*, Paderborn.
- Dehnavi, Morvarid (2013), *Das politisierte Geschlecht. Biographische Wege zum Studentinnenprotest von »1968« und zur Neuen Frauenbewegung*, Bielefeld.
- Deutsche Forschungsgemeinschaft (DFG) (1994), *Sozialwissenschaftliche Frauenforschung in der Bundesrepublik Deutschland. Bestandsaufnahme und forschungspolitische Konsequenzen*, Berlin.
- Dickmann, Elisabeth/Schöck-Quinteros, Eva (unter Mitarbeit von Sigrid Dauks) (Hg.) (2000), *Barrieren und Karrieren. Die Anfänge des Frauenstudiums in Deutschland. Dokumentationsband der Konferenz »100 Jahre Frauen in der Wissenschaft« im Februar 1997 an der Universität Bremen*, Berlin.

- Diefenbach, Heike (2013), Brauchen wir Professuren für Genderforschung an Universitäten und Hochschulen?, Kritische Wissenschaft – critical sience [Blog] vom 9.8.2013, <http://sciencefiles.org/2013/08/09/brauchen-wir-professuren-fur-genderforschung-an-universitaeten-und-hochschulen/>.
- Dölling, Irene (1993), Aufschwung nach der Wende – Frauenforschung in der DDR und in den neuen Bundesländern, in: Helwig, Gisela/Nickel, Hildegard Maria (Hg.), *Frauen in Deutschland 1945–1992*, Bonn, S. 397–407.
- (1996), Das Veralten der Frauenforschung, *Mitteilungen aus der kulturwissenschaftlichen Forschung*, H. 37, S. 601–619.
- (1999), 10 Jahre Zentrum interdisziplinäre Frauenforschung an der HU. Eine persönliche Rückerinnerung an die Anfänge, *ZtG Bulletin* 19, S. 13–27.
- (2006), Arbeiten »zwischen den Disziplinen«, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden, S. 116–123.
- (2007), »Geschlechter-Wissen« – ein nützlicher Begriff für die »verstehende« Analyse von Vergeschlechtlichungsprozessen?, in: Gildemeister, Regina/Wetterer, Angelika (Hg.), *Erosion oder Reproduktion geschlechtlicher Differenzierung? Widersprüchliche Entwicklungen in professionalisierten Berufsfeldern und Organisationen*, Münster, S. 19–31.
- Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.) (1997a), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt a.M.
- (1997b), Eine sanfte Gewalt. Pierre Bourdieu im Gespräch mit Irene Dölling und Margareta Steinrücke, in: Dies. (Hg.), *Ein alltägliches Spiel. Geschlechterkonstruktion in der sozialen Praxis*, Frankfurt a.M., S. 218–230.
- Dörhöfer, Kerstin (2004), *Pionierinnen in der Architektur. Eine Baugeschichte der Moderne*, Tübingen.
- Dröge-Modelmog, Ilse (2006), Wissenschaftliche Biographie, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden, S. 100–115.
- Duden, Barbara (1987), *Geschichte unter der Haut. Ein Eisenacher Arzt und seine Patientinnen um 1730*, Stuttgart.
- Duden, Barbara/Hagemann, Karen/Schulte, Regina/Weckel, Ulrike (Hg.) (2003), *Geschichte in Geschichten. Ein historisches Lesebuch*, Frankfurt a.M./New York.
- Eckart, Christel/Jaerisch, Ursula G./Kramer, Helgard (1979), *Frauenarbeit in Familie und Fabrik: Eine Untersuchung von Bedingungen und Barrieren der Interessenwahrnehmung von Industriearbeiterinnen*, Frankfurt a.M./New York.
- Engler, Steffani (2001), »In Einsamkeit und Freiheit?« Zur Konstruktion der wissenschaftlichen Persönlichkeit auf dem Weg zur Professur, Konstanz.
- Engelfried, Constance/Voigt-Kehlenbeck, Corinna (Hg.) (2010), *Gendered Profession. Soziale Arbeit vor neuen Herausforderungen in der zweiten Moderne*, Wiesbaden.

- Ferree, Myra Marx (2010), Gender Politics in the Berlin Republic. Four Issues of Identity and Institutional Change, *German Politics and Society*, Jg. 28, H. 1, S. 189–214, <http://www.ssc.wisc.edu/~mferree/documents/GenderPolitics-BerlinRep-proof.pdf>.
- (2012), *Varieties of Feminism. German Gender Politics in Global Perspective*, Stanford.
- Feustel, Adriane/Koch, Gerd (2008), *100 Jahre Soziales Lehren und Lernen. Von der Sozialen Frauenschule zur Alice Salomon Hochschule Berlin*, Berlin.
- Fijalkowski, Jürgen (1997), Mit überlegen heiterer Gelassenheit, *FU-Nachrichten*, H. 5, S. 12.
- Flaake, Karin (1990), Geschlechterverhältnisse, geschlechtsspezifische Identität und Adoleszenz, *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungsoziologie*, Jg. 10, H. 1; S. 2–13.
- (2006), Frauen- und Geschlechterforschung als Prozess der Selbstveränderung – berufliche Entwicklungen im Schnittpunkt von Soziologie, Psychoanalyse und Frauen- und Geschlechterforschung, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden, S. 166–177.
- Fleig, Anne (Hg.) (2014), *Die Zukunft von Gender. Begriff und Zeitdiagnose*, Frankfurt a.M./New York.
- Förder-Hoff, Gabi (1989), *Jahresbericht der Förderkommission Frauenforschung (1988/89)*, hg. v. der Senatsverwaltung für Frauen, Jugend und Familie. Förderkommission Frauenforschung, Berlin.
- Frerichs, Petra/Wiemert, Heike (2002), »Ich gebe, damit Du gibst«. *Frauennetzwerke – strategisch, reziprok, exklusiv*, Opladen.
- Frietsch, Ute/Rogge, Jörg (Hg.) (2013), *Über die Praxis des kulturwissenschaftlichen Arbeitens. Ein Handwörterbuch*, Bielefeld.
- Fuchs, Marita (2013), Grenzverschiebungen (Porträt von Prof. Dr. Thanh-Huyen Ballmer-Cao, Universität Genf), http://www.gleichstellung.uzh.ch/politik/em-professoren/ballmer-cao/141006_Portrait_Ballmer-Cao.pdf.
- Funder, Maria (Hg.) (2014), *Gender Cage – Revisited: Handbuch zur Organisations- und Geschlechterforschung*, Baden-Baden.
- Gehring, Petra (2013), Eine Frau ist die Geschichte einer Frau, *der blaue reiter. Journal für Philosophie*, Nr. 33, S. 14–21.
- Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (GWK) (2013), GWK-Bericht zu Chancengleichheit in Wissenschaft und Forschung. Pressemitteilung vom 10.12.2013, <http://www.gwk-bonn.de/fileadmin/Pressemitteilungen/pm2013-18.pdf>.
- Gerhard, Ute (1995), Die »langen Wellen« der Frauenbewegung – Traditionslinien und unerledigte Anliegen, in: Becker-Schmidt, Regina/Knapp, Gudrun-Axeli (Hg.), *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*, Frankfurt a.M./New York, S. 247–278.
- (2006), Wie ich Soziologin wurde – eine Rekonstruktion, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographi-*

- sche Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität, Wiesbaden, S. 50–60.
- (2008), Interdisziplinarität – Unverzichtbar für Gender Studies und Geschlechterpolitik?, in: Modelmog, Ilse/Lengersdorf, Diana/Motakef, Mona (Hg.), *Annäherung und Grenzüberschreitung: Konvergenzen Gesten Verortungen*, hg. vom Essener Kolleg für Geschlechterforschung [Digitale Publikation], Essen, https://www.uni-due.de/imperia/md/content/ekfg/sb_gerhard.pdf.
 - (2012), *Frauenbewegung und Feminismus. Eine Geschichte seit 1789*, München.
 - (2013), Feministische Perspektiven in der Soziologie. Verschüttete Traditionen und kritische Interventionen, *L'HOMME*, Jg. 14, H. 1, S. 73–91.
- Gildemeister, Regine (2013), Quasi-religiöses Wissen. Ein Interview mit Prof. Dr. Regine Gildemeister, geführt und aufgezeichnet von Maik Krüger am 10. Januar 2013, in: *Soziologie Magazin*, Ausgabe 1, S. 57–69, <http://www.budrich-journals.de/index.php/Soz/article/view/12320/10745>.
- Gildemeister, Regine/Hericks, Katja (2012), *Geschlechtersoziologie. Theoretische Zugänge zur einer vertrackten Kategorie des Sozialen*, München.
- Glück-Levi, Marion (1999), Professor Dr. Ute Gerhard, Soziologin, im Gespräch mit Marion Glück-Levi, Bayerischer Rundfunk, Sendung vom 10.02.1999, <https://www.yumpu.com/de/document/view/320450/professor-dr-ute-gerhard-soziologin-im-gespräch-mit-marion-glück->.
- Graduiertenkolleg »Geschlecht als Wissenskategorie« an der Humboldt-Universität zu Berlin (Hg.) (2013), *DFG-Graduiertenkolleg »Geschlecht als Wissenskategorie 2005–2013«*, Berlin.
- Grubitzsch, Helga (1999), Literaturwissenschaftliche und historische Frauenforschung, in: 10 Jahre Frauenförderung an der Universität-Gesamthochschule Paderborn, S. 28–29, <http://www.uni-paderborn.de/fileadmin/gleichstellungsbeauftragte/broschueren/10JahreFrauenförderung.pdf>.
- Gruppe Berliner Dozentinnen (Hg.) (1977), *Frauen und Wissenschaft. Beiträge zur Berliner Sommeruniversität für Frauen*, Juli 1976, Berlin.
- Hagemann-White, Carol (1995), *Frauenforschung – der Weg in die Institution. Ideen, Persönlichkeiten und Strukturbedingungen am Beispiel Niedersachsens*, Bielefeld.
- (2006a), »Ich habe eine klassische Zufallskarriere«. Interview, geführt von Denis Häntzi und Bettina Büchler, *soz:mag*, H. 10, S. 33–36, http://soziologie.ch/attachments/557_sozmag_10_haenzi.pdf.
 - (2006b), »Wege und Brücken«, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden, S. 125–137.
- Hagemann-White, Carol/Kavemann, Barbara (2004), *Gemeinsam gegen häusliche Gewalt, Kooperation, Intervention, Begleitforschung – Forschungsergebnisse der Wissenschaftlichen Begleitung der Interventionsprojekte gegen häusliche Gewalt (WIBIG)*, hg. vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Bonn.

- Hagemann-White, Carol/Schultz, Dagmar (1986), Die Arbeitssituation von Frauen und Männern im Hochschuldienst aus der Sicht der Betroffenen, in: Clemens, Bärbel/Metz-Göckel, Sigrid/Neusel, Aylâ/Port, Barbara (Hg.), *Töchter der Alma Mater. Frauen in der Berufs- und Hochschulforschung*, Frankfurt a.M./New York, S. 99–110.
- Hark, Sabine (2005), *Dissidente Partizipation. Eine Diskursgeschichte des Feminismus*, Frankfurt a.M.
- (2006), Disziplin wider Willen? Frauen- und Geschlechterforschung, die Herausforderung Disziplinarität und der Anspruch auf Interdisziplinarität, in: Bereswill, Mechthild/Schmidbaur, Marianne (Hg.), *Interdisziplinarität und Praxisbezug*. (Mitteilungen des Cornelia Goethe Centrums), Frankfurt a.M., Nr. 12, S. 31–38.
- (2007), *Dis/Kontinuitäten. Feministische Theorie*, 2. aktual. u. erw. Aufl., Wiesbaden.
- (2009), Was ist und wozu Kritik? Über Möglichkeiten und Grenzen feministischer Kritik heute, *Feministische Studien*, Jg. 27, H. 1, S. 22–35.
- Harmeier, Michaela (2011), Generative Themen als Grundlage für Erfahrungslernen in Mentoring-Beziehungen, in: Schlüter, Anne (Hg.), *Offene Zukunft durch Erfahrungsverlust? Zur Professionalisierung der Erwachsenenbildung: Generationen- und Geschlechterverhältnisse*, Opladen & Farmington Hills, S. 147–166.
- Hausen, Karin (1976), Die Polarisierung der »Geschlechtscharaktere«: Eine Spiegelung der Dissoziation von Erwerbs- und Familienleben, in: Conze, Werner (Hg.), *Sozialgeschichte der Familie in der Neuzeit Europas*, Stuttgart, S. 363–393.
- (Hg.) (1983), *Frauen suchen ihre Geschichte. Historische Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*, München.
- (2002), Juniorprofessuren als Allheilmittel? Ein zorniger Blick zurück auf das vermeintliche Vorwärts, *Feministische Studien*, Jg. 20, H. 1, S. 87–92.
- Hausen, Karin/Nowotny, Helga (Hg.) (1986), *Wie männlich ist die Wissenschaft?*, Frankfurt a.M.
- Heckmann, Friedrich/Winter, Peter (Hg.) (1983), *21. Deutscher Soziologentag Bamberg 1982. Beiträge der Diskussions- und Ad-hoc-Gruppen*, Opladen.
- Heinrich-Böll-Stiftung/Feministisches Institut (Hg.) (1999), *Wie weit flog die Tomate? – Eine 68erinnen-Gala der Reflexion*, Berlin.
- Heintz, Bettina (2003), Die Objektivität der Wissenschaft und die Partikularität des Geschlechts. Geschlechtsunterschiede im disziplinären Bereich, in: Wobbe, Theresa (Hg.), *Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bielefeld, S. 211–237.
- Heitzmann, Daniela (2010), Zwei Schritte vor, einer zurück. Zur Institutionalisierung der Frauen- und Geschlechterforschung, *Sozialwissenschaftlicher Fachinformationsdienst soFid Frauen- und Geschlechterforschung*, H. 1, S. 11–22, <http://www.ssoar.info/ssoar/handle/document/20188>.

- Hering, Sabine (2005), Immer an der Spitz? Alice Salomon im Spektrum ihrer Erfolge und Widersprüche, in: Kortendiek, Beate/Münst, A. Sengenata (Hg.), *Lebenswerke. Porträts der Frauen- und Geschlechterforschung*, Opladen, S. 16–32.
- (2008), Von einer, die auszog, die Welt zu verändern, in: Schlüter, Anne (Hg.), *Erziehungswissenschaftlerinnen in der Frauen- und Geschlechterforschung*, Opladen/Farmington Hills, S. 81–95.
- Hilbrich, Romy (2014), Motivlagen von Lehrprofessorinnen und –professoren, in: Hilbrich, Romy/Hildebrandt, Karin/Schuster, Robert (Hg.), *Aufwertung von Lehre oder Abwertung der Professur? Die Lehrprofessur im Spannungsfeld von Lehre, Forschung und Geschlecht*, Leipzig, S. 147–168.
- Hilbrich, Romy/Hildebrandt, Karin/Schuster, Robert (Hg.) (2014), *Aufwertung von Lehre oder Abwertung der Professur? Die Lehrprofessur im Spannungsfeld von Lehre, Forschung und Geschlecht*, Leipzig.
- Hildebrandt, Karin (2014), W-Besoldung – als gleichstellungspolitische Herausforderung?, in: Hilbrich, Romy/Hildebrandt, Karin/Schuster, Robert (Hg.), *Aufwertung von Lehre oder Abwertung der Professur? Die Lehrprofessur im Spannungsfeld von Lehre, Forschung und Geschlecht*, Leipzig, S. 246–279.
- Hönig, Kathrin (2004), Propädeutische Begriffserklärung: Gegenstandsbereich und Methodologie der Geschlechterforschung (Gender Studies), in: Frey Steffen, Therese/Rosenthal, Caroline/Väth, Anke (Hg.), *Gender Studies. Wissenschaftstheorien und Gesellschaftskritik*. Würzburg, S. 43–53.
- Honegger, Claudia (1994), Die bittersüße Freiheit der Halbdistanz. Die ersten Soziologinnen im deutschen Sprachraum, in: Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa (Hg.), *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*, Frankfurt a.M., S. 69–85.
- Honegger, Claudia/Wobbe Theresa (1998), Frauen in der kognitiven und institutionellen Tradition der Soziologie. Einleitung, in: Dies. (Hg.), *Frauen in der Soziologie. Neun Porträts*, München, S. 7–26.
- Hoppenhaus, Kerstin (2013), »Significant Details«. Gespräche mit forschenden Frauen – Interview-Filme. Ein Projekt der Leuphana Universität Lüneburg, <http://www.significantdetails.de/de/home>.
- Huerkamp, Claudia (1994), Jüdische Akademikerinnen in Deutschland 1900–1938, in: Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa (Hg.), *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*, Frankfurt a.M., S. 86–112.
- (1996), *Bildungsbürgerinnen. Frauen im Studium und in akademischen Berufen, 1900–1945*. Göttingen.
- Ingrisch, Doris (1993), »Alles war das Institut!«. Eine lebensgeschichtliche Untersuchung über die erste Generation von Professorinnen an der Universität Wien, Wien.
- Ingrisch, Doris/Lichtenberger-Fenz, Brigitte (1999), *Hinter den Fassaden des Wissens. Frauen, Feminismus und Wissenschaft. Eine aktuelle Debatte*, Wien.

- Jahoda, Marie (1997), »Ich habe die Welt nicht verändert«: Lebenserinnerungen einer Pionierin der Sozialforschung, hg. von Steffani Engler und Brigitte Hasenjürgen, Frankfurt a.M./New York.
- Janshen, Doris (2006), Tempus fugit, Gender bleibt. Zur un-disziplinierten Faszination an den Geschlechterverhältnissen, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden, S. 221–230.
- Janz, Oliver/Schönpflug, Daniel (2014), *Gender History in a Transnational Perspective. Networks, Biographies, Gender Orders*, New York/Oxford.
- Jurczyk, Karin (1976), *Frauenarbeit und Frauenrolle. Zum Zusammenhang von Familienpolitik und Frauenerwerbstätigkeit in Deutschland von 1918–1975*, Frankfurt/München.
- Kahlert, Heike (2006), »Wir sind gar nicht so einfache Vorläuferinnen« – Generationenwechsel in der Frauen- und Geschlechterforschung in der Soziologie aus Sicht von Professorinnen. Workshop »Gegenwärtige Lage und Zukunft der Frauen- und Geschlechterforschung in der Soziologie« Braunschweig, 27. Januar 2006, *Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien*, Jg. 24, Nr. 1, S. 105–109.
- (2011a), Hat Wissenschaft ein Geschlecht? Androzentrismus und Androzentrismuskritik, *BdWi-Studienheft* 8, S. 49–51.
- (2011b), Soziologie – eine Schlüsseldisziplin der Frauen- und Geschlechterforschung? Rezension zu Brigitte Aulenbacher, Michael Meuser, Birgit Riegraf: Soziologische Geschlechterforschung. Eine Einführung. Wiesbaden 2010, in: querelles-net, Jg. 12, Nr. 1, <http://www.querelles-net.de/index.php/qn/article/view/914/902>.
- (2013), Frauen- und Geschlechterforschung in der Lehre: Curriculare Perspektiven und organisationale Strategien am Beispiel der Soziologie, in: Hille, Nicola/Unteutsch, Barbara (Hg.), *Gender in der Lehre. Best-Practice-Beispiele für die Hochschule*, Opladen, S. 145–178.
- Kaiser, Astrid (2009), Erziehungswissenschaftliche Genderforschung in der Schulpädagogik und autonome Organisation »Frau und Schule«, in: Glaser, Edith/Andresen, Sabine (Hg.), *Jahrbuch Frauen- und Geschlechterforschung in der Erziehungswissenschaft. Disziplingeschichte der Erziehungswissenschaft als Geschlechtergeschichte*, Bd. 5, Opladen & Farmington Hills, S. 61–76.
- Kanter, Rosabeth Moss (1977), *Men and Women of the Corporation*, New York.
- Keil, Susanne (2011), »Ich wünsche mir Solidaritätsaktionen von den Frauen, die in der Wissenschaft erfolgreich sind«. Anke Brunn und Svenja Schulze im Gespräch, *Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung*, Nr. 29, S. 66–68.
- Knapp, Gudrun-Axeli (2001), Grundlagenkritik und stille Post. Zur Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie »Geschlecht«, in: Heintz, Bettina (Hg.), *Geschlechtersoziologie* (Sonderheft 41 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie), Opladen/Wiesbaden, S. 54–74.

- (2006), Geraulinige Umwege, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden, S. 178–189.
- (2008), »Intersectionality« – ein neues Paradigma der Geschlechterforschung?, in: Casale, Rita/Rendtorff, Barbara (Hg.), *Was kommt nach der Genderforschung? Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung*, Bielefeld, S. 33–53.
- (2012), *Im Widerstreit. Feministische Theorie in Bewegung*, Wiesbaden.
- (2013), Für einen Weltbegriff feministischer Kritik, *Feministische Studien*, Jg. 31, H. 1, S. 105–112.

Koordinationsstelle der Marie-Jahoda- Gastprofessur für internationale Geschlechterforschung Ruhr-Universität Bochum (2013), 20 Jahre Marie-Jahoda-Gastprofessur. Internationale Frauen- und Geschlechterforschung an der RUB seit 1994. Bochum. http://www.sowi.rub.de/mam/content/jahoda/marie_jahoda_20jahre.pdf.

Kortendiek, Beate (2005), Das »Netzwerk Frauenforschung Nordrhein-Westfalen« – eine Chronologie, *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Jg. 28, H. 66/67, S. 103–114.

Kortendiek, Beate/Münst, A. Senganata (Hg.) (2005), *Lebenswerke. Porträts der Frauen- und Geschlechterforschung*. Gewidmet Sigrid Metz-Göckel, Opladen.

Krais, Beate (2000), Das soziale Feld Wissenschaft und die Geschlechterverhältnisse. Theoretische Sondierungen, in: Dies. (Hg.), *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*, Frankfurt a.M./New York, S. 31–54.

- (2005), Nachruf Steffani Engler, *72. Rundbrief der Sektion Frauen- und Geschlechterforschung in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie* – Mai, S. 4.
- (2007), Selbstreflexivität in der Frauen- und Geschlechterforschung – Ein Gespräch, in: Bock, Ulla/Dölling, Irene/Krais, Beate (Hg.), *Prekäre Transformationen. Pierre Bourdieus Soziologie der Praxis und ihre Herausforderungen für die Frauen- und Geschlechterforschung*, Göttingen, S. 201–232.
- (2008), Wissenschaft als Lebensform: Die alltagspraktische Seite akademischer Karrieren, in: Haffner, Yvonne/Krais, Beate (Hg.), *Arbeit als Lebensform? Beruflicher Erfolg, private Lebensführung und Chancengleichheit in akademischen Berufsfeldern*, Frankfurt a.M./New York, S. 177–211.

Kramer, Helgard (2006), Eine Biographie der 1968er Generation, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden, S. 231–242.

Kreckel, Reinhard (2005), Mehr Frauen in akademischen Spitzenpositionen: Nur noch eine Frage der Zeit? Zur Entwicklung von Gleichheit und Ungleichheit zwischen den Geschlechtern, *Transit. Europäische Revue*, Bd. 29, S. 156–176.

- (2009), Aufhaltsamer Aufstieg. Karriere und Geschlecht in Bildung, Wissenschaft und Gesellschaft, in: Löw, Martina (Hg.), *Geschlecht und Macht. Analysen zum Spannungsfeld von Arbeit, Bildung und Familie*, Wiesbaden, S. 97–120.

- (2010), Karrieremodelle an Universitäten im internationalen Vergleich, in: Borgwardt, Angela (Hg.), *Der lange Weg zur Professur. Berufliche Perspektiven für Nachwuchswissenschaftler/innen*, Berlin, S. 33–44.
- Kreft, Dieter (2004), Sabine Hering ... Frauenbewegung und Sozialgeschichte – mit nationalem und internationalem Blick. Interview geführt von Dieter Kreft, *Theorie und Praxis der Sozialen Arbeit*, Jg. 4, H. 4, S. 67–71.
- Krell, Gertraude (2009), Gender und Diversity: Eine »Vernunftfehde« – Plädoyer für vielfältige Verbindungen, in: Andresen, Sünne/Koreuber, Mechthild/Lüdke, Dorothea (Hg.), *Gender und Diversity: Albtraum oder Traumpaar? Interdisziplinärer Dialog zur »Modernisierung« von Geschlechter- und Gleichstellungspolitik*, Wiesbaden, S. 133–153.
- (2014), Gender und Diversity: Eine Diskursgeschichte, in: Funder, Maria (Hg.), *Gender Cage – Revisited: Handbuch zur Organisations- und Geschlechterforschung*, Baden-Baden, S. 319–342.
- Kuhn, Annette (2003), *Ich trage einen goldenen Stern. Ein Frauenleben in Deutschland*, Berlin.
- (2005), Worauf es in der Geschichte ankommt. Die Historikerin und Feministin Gerda Lerner, in: Kortendiek, Beate/Münst, A. Senganata (Hg.), *Lebenswerke. Porträts der Frauen- und Geschlechterforschung*, Opladen, S. 80–99.
- Kuhn, Annette/Mühlenbruch, Brigitte/Rothe, Valentine (Hg.) (1996), *100 Jahre Frauenstudium. Frauen der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn*, Bonn.
- Kümmel, Gerhard (2008), *Truppenbild mit Dame. Eine sozialwissenschaftliche Begleituntersuchung zur Integration von Frauen in die Bundeswehr*, hg. vom Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr, Forschungsbericht 82, Strausberg, <http://www.mgfa.de/html/einsatzunterstuetzung/downloads/forschungsbericht82.pdf>.
- Lehnert, Gertrud (1996), Frauen in der Wissenschaft, *Mitteilungen der Alexander von Humboldt Stiftung*, H. 68, S. 15–24.
- Lenhardt, Gero/Stock, Manfred (1997), *Bildung, Bürger, Arbeitskraft. Schulentwicklung und Sozialstruktur in der BDR und der DDR*, Frankfurt a.M.
- Lenz, Ilse (2006), Geschlechtergrenzen in Bewegung. Ein halbes Leben in der internationalen Genderforschung, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden 2006, S. 250–273.
- (2009), *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Ausgewählte Quellen*, Wiesbaden.
- (2010a), *Die Neue Frauenbewegung in Deutschland. Abschied vom kleinen Unterschied. Eine Quellensammlung*, 2., akt. Aufl., Wiesbaden.
- (2010b), Frauenbewegungen: Zu den Anliegen und Verlaufsformen von Frauenbewegungen als sozialen Bewegungen, in: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.), *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, 3., erw. u. durchges. Aufl., Wiesbaden, S. 867–877.

- Lichtenberger-Fenz, Brigitte/Ingrisch, Doris (2009), *Beruf, Karriere und Wissenschaft. Narrative über geschlechtspezifische Un-/Gleichheiten und Un-/Gleichzeitigkeiten*, Innsbruck.
- Lind, Inken (2012), Mit Kindern auf dem Karriereweg – Wie kann Vereinbarkeit von Elternschaft und Wissenschaft gelingen?, in: Beaufaÿs, Sandra/Engels, Anita/Kahlert, Heike (Hg.), *Einfach Spitz? Neue Geschlechterperspektiven auf Karrieren in der Wissenschaft*, Frankfurt a.M., S. 280–311.
- Lipman-Blumen, Jean (1976), Toward a Homosocial Theory of Sex Roles: An Explanation of the Sex Segregation of Social Institutions, *Signs*, Jg. 1, Nr. 3, S. 15–31.
- Löther, Andrea (Hg.) (2003), *Mentoring-Programme für Frauen in der Wissenschaft*, Bielefeld.
- Löw, Martina (2005), Frigga Haug (Hg.), Frauen – Opfer oder Täter? in: Dies./Mathes, Bettina (Hg.), *Schlüsselwerke der Geschlechterforschung*, Wiesbaden, S. 148–157.
- Luhmann, Niklas (1964), *Funktionen und Folgen formaler Organisation*, Berlin.
- Maihofer, Andrea (2006), Von der Frauen- zur Geschlechterforschung: ein bedeutsamer Perspektivenwechsel nebst aktuellen Herausforderungen an die Geschlechterforschung, in: Aulenbacher, Brigitte/Bereswill, Mechtilde/Löw, Martina/Meuser, Michael/Mordt, Gabriele/Schäfer, Reinhild/Schilz, Sylka (Hg.), *FrauenMännerGeschlechterforschung: State of the Art*, Münster, S. 64–77.
- Mannheim, Karl (1964 [1928]), Das Problem der Generationen, in: Ders., *Wissenssoziologie*, Berlin/Neuwied, S. 509–565.
- Martenstein, Harald (2013), Schlecht, schlechter, Geschlecht, *Die Zeit*, Nr. 24 vom 8.6.2013, <http://www.zeit.de/2013/24/genderforschung-kulturelle-unterschiede>.
- Mathes, Bettina (2001), Aus der Geschichte ... Die Sektion »Frauenforschung in den Sozialwissenschaften« in der DGS, hg. vom Sektionsrat der Sektion Frauenforschung der Deutschen Gesellschaft für Soziologie, http://www.frauen-undgeschlechterforschung.de/tl_files/content_sektion/pdf/selbstverstaendnis/Sektionschronik.pdf.
- (2005), Christina von Braun: Nicht ich. Logik, Lüge, Frankfurt a.M.: Verlag Neue Kritik 1895, in: Löw, Martina/Mathes, Bettina (Hg.), *Schlüsselwerke der Geschlechterforschung*, Wiesbaden, S. 214–225.
- Mayntz, Renate (1996), Mein Weg zur Soziologie: Rekonstruktion eines kontingenten Karrierepfades, in: Fleck, Christian (Hg.), *Wege zur Soziologie nach 1945. Biographische Notizen*, Opladen, S. 225–236.
- Mead, Margaret (1992 [1949]), *Mann und Weib. Das Verhältnis der Geschlechter in einer sich wandelnden Welt*, Frankfurt a.M.
- Meinhof, Ulrike Marie (2009 [1971]), *Bambule. Fürsorge – Sorge für wen?*, Berlin.
- Metz-Göckel, Sigrid (1992), Helge Pross, Prof. Dr. phil (1927–1984). Eine Pionierin der Frauenforschung in der Nachkriegszeit, in: Schlüter, Anne (Hg.), *Pionierinnen, Feministinnen, Karrierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland*, Pfaffenweiler, S. 247–253.

- (2005), Nachruf auf Prof. Dr. Steffani Engler, *Journal Netzwerk Frauenforschung NRW*, Nr. 18, S. 8–9.
- (2006), Wissenschaftsbiographischer Selbstversuch: Versuch mir die Welt soziologisch zu erklären, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden, S. 73–89.
- (2009), Diskrete Diskriminierungen und persönliches Glück im Leben von Wissenschaftler/innen, in: Aulenbacher, Brigitte/Riegraf, Birgit (Hg.), *Erkenntnis und Methode. Geschlechterforschung in Zeiten des Umbruchs*, Wiesbaden, S. 27–49.
- Metz-Göckel, Sigrid/Bock, Ulla/Braszeit, Anne (1983), Die neue Frauenbildungsbewegung. Darstellung der Initiativen der letzten Jahre zur Bewußtmachung und Veränderung der Situation der Frauen im Wissenschaftsbetrieb und darüber hinaus, in: Bock, Ulla/Braszeit, Anne/Schmerl, Christiane (Hg.), *Frauen an den Universitäten. Zur Situation von Studentinnen und Hochschullehrerinnen in der männlichen Wissenschaftshierarchie*, Frankfurt a.M./New York, S. 207–228.
- Metz-Göckel, Sigrid/Kortendiek, Beate (2000), Das Erreichte ist bedroht, *Der Freitag* vom 21.7.2000.
- Metz-Göckel, Sigrid/Heusgen, Kirsten/Möller, Christina/Schürmann, Ramona/Selent, Petra (2014), *Karrierefaktor Kind. Zur generativen Diskriminierung im Hochschulsystem*, Opladen/Farmington Hills.
- Meuser, Michael (2001), Männerwelten. Zur kollektiven Konstruktion hegemonialer Männlichkeit (Schriften des Essener Kollegs für Geschlechterforschung), hg. von Doris Janshen und Michael Meuser, Jg. I, H. II [Digitale Publikation], https://www.uni-due.de/imperia/md/content/ekfg/michael_meuser_maennerwelten.pdf.
- Meuser, Michael/Nagel, Ulrike (2002), ExpertInneninterviews – vielfach erprobt, wenig bedacht. Ein Beitrag zur qualitativen Methodendiskussion, in: Bonger, Alexander/Littig, Beate/Menz, Wolfgang (Hg.), *Das Experteninterview. Theorie, Methode, Anwendung*, Opladen, S. 71–93.
- Mies, Maria (1978), Methodische Postulate zur Frauenforschung – dargestellt am Beispiel der Gewalt gegen Frauen, *Beiträge zur feministischen Theorie und Praxis*, Jg. 1, H. 1, S. 41–63.
- Möller, Christina (2011), Wissenschaftlicher Mittelbau – privilegiert und prekär?, *Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW*, Nr. 28, S. 41–49.
- Müller, Rolf Fritz (2012), *Frauenbiographien im Karrierediskurs. Geschichte – Theorie – Politik*, Leverkusen.
- Müller, Ursula (2006), Leben lernen, forschen gehen. Eine autobiographische Beschreibung, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden, S. 274–287.
- (2008), De-Institutionalisierung und gendered subtext. »Asymmetrische Geschlechterkultur an der Hochschule« revisited, in: Zimmermann, Karin/Kampfans, Karin/Metz-Göckel, Sigrid (Hg.), *Perspektiven der Hochschulforschung*, Wiesbaden, S. 143–156.

- Nave-Herz, Rosemarie (1997), *Die Geschichte der Frauenbewegung in Deutschland*, hg. von der Niedersächsischen Landeszentrale für Politische Bildung, Fünfte, völlig überarb. Aufl., Hannover.
- Nestvogel, Renate (2002), *Aufwachsen in verschiedenen Kulturen*, Weinheim u.a.
- (2008), In verschiedenen Welten zu Hause, in: Schlüter, Anne (Hg.), *Erziehungswissenschaftlerinnen in der Frauen- und Geschlechterforschung*. Opladen/Farmington Hills, S. 115–134.
- (2014), *Afrikanerinnen in Deutschland. Lebenslagen, Erfahrungen und Erwartungen*, Münster u.a.
- Nickel, Hildegard (2006), Biographische Notiz, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden, S. 261–273.
- (2008), Pfadabhängigkeit und feministische Interventionen Oder: »Am Anfang war die andere Tat« Beatriz de Dia (Irmtraud Morgner), *Kulturation, Online Journal für Kultur, Wissenschaft und Politik*, H. 1, http://www.kulturation.de/ki_1_text.php?id=37.
- Notz, Gisela (2008), Den »Beiträgen« ist die Bewegung abhanden gekommen. Nach 30 Jahren wurde die älteste Zeitschrift der Frauenbewegung eingestellt, *SoZ – Sozialistische Zeitung*, Mai, S. 21.
- Oestreich, Heide (2008), Tschüss, Schwester! Keine »beiträge zur feministischen praxis« mehr: Nach 30 Jahren wird die älteste Zeitschrift der autonomen Frauenbewegung ganz leise eingestellt, *taz.de* vom 22.2.2008, <http://www.taz.de/1/archiv/digital/artikel/?ressort=fl&dig=2008%2F02%2F22%2Fa0138&src=GI>.
- Orland, Barbara/Rössler, Mechthild (1995), Women in Science – Gender in Science. Ansätze feministischer Wissenschaftskritik im Überblick, in: Orland, Barbara/Scheich, Elvira (Hg.), *Das Geschlecht der Natur. Feministische Beiträge zur Geschichte und Theorie der Naturwissenschaften*, Frankfurt a.M., S. 13–63.
- Ostner, Ilona (1992), Zum letzten Male: Anmerkungen zum »weiblichen Arbeitsvermögen«, in: Krell, Gertraude/Osterloh, Margit: *Personalpolitik aus der Sicht von Frauen – Frauen aus der Sicht der Personalpolitik. Was kann die Personalforschung von der Frauenforschung lernen?*, München, S. 107–121.
- (2005), »Vereinbarkeit – das war für mich ein privates Problem«, in: Biller-Andorno, Nikola/Jakovljevic, Anna-Karina/Landfester, Katharina/Lee-Kirsch, Min Ae (Hg.), *Karriere und Kind. Erfahrungsberichte von Wissenschaftlerinnen*, Frankfurt a.M./New York, S. 239–249.
- (2006), Dabei und doch nicht mittendrin – mein Weg in die Wissenschaft, in: Vogel, Ulrike (Hg.), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden, S. 243–249.
- Plett, Konstanze (2002), Laudatio für Ute Gerhard am 10. Mai 2002, *Zeitschrift für Rechtssoziologie*, Jg. 23, H. 1, S. 131–135.

- Rang, Brita (1987), Ausschließende Einschließung. Frauen und Wissenschaft, in: Hauser, Kornelia (Hg.), *Viele Orte. Überall? Feminismus in Bewegung. Festschrift für Frigga Haug*, Hamburg, S. 177–194.
- Reschke, Renate/Salchow, Claudia (2000), Gegen den stehenden Sumpf, *Berliner Zeitung* vom 7.10.2000, <http://www.berliner-zeitung.de/archiv/am-8--oktober-waere-der-philosoph-wolfgang-heise-75-jahre-alt-geworden-gegen-den-stehen-den-sumpf,10810590,9840570.html>.
- Riegraf, Birgit/Weber, Lena (2014), Die Universität als Gendered Organization: Abwertung und Feminisierung in der Entrepreneurial University?, in: Hilbrich, Romy/Hildebrandt, Karin/Schuster, Robert (Hg.), *Aufwertung von Lehre oder Abwertung der Professur? Die Lehrprofessur im Spannungsfeld von Lehre, Forschung und Geschlecht*, Leipzig, S. 23–42.
- Riesmeyer, Claudia/Huber, Nathalie (Hg.) (2012), *Karriereziel Professorin. Wege und Strategien in der Kommunikationswissenschaft*, Köln.
- Rudolph, Hedwig (2008), Alles eine Frage der Zeit? Geschlechterpolitik über Zeitpolitik, in: Modelmog, Ilse/Lengersdorf, Diana/Motakef, Mona (Hg.), *Annäherung und Grenzüberschreitung: Konvergenzen Gesten Verortungen*, hg. vom Essener Kolleg für Geschlechterforschung, Essen, S. 160–171, https://www.uni-due.de/imperia/md/content/ekfg/sb_rudolph.pdf.
- Rust, Ursula (Hg.) (1997), *Juristinnen an den Hochschulen – Frauenrecht in Lehre und Forschung*, Baden-Baden.
- Saurer, Edith (2009), Eine Zeitschrift gründen, http://www.univie.ac.at/Geschichte/salon21/wp-content/saurer_20jahrhommel.pdf.
- Schachinger, Marlen (2009), *Hertha Firnberger. Eine Biographie*. Wien.
- Schäfer, Eva/Klassner, Bärbel/Adler, Helga/Landero, Astrid (Hg.) (2011), *Frauen-aufbruch'89. Was wir wollten – Was wir wurden*. Berlin.
- Schaser, Angelika/Schnicke, Falko (2014), Der lange Marsch in die Institution. Zur Etablierung der Frauen- und Geschlechtergeschichte an westdeutschen Universitäten (1970–1990), *Jahrbuch für Universitätsgeschichte 2013*, Stuttgart, S. 79–110 [im Erscheinen].
- Schlüter, Anne (Hg.) (2006), *Bildungs- und Karrierewege von Frauen. Wissen – Erfahrungen – biographisches Lernen*, Opladen/Farmington Hills.
- (Hg.) (2008), *Erziehungswissenschaftlerinnen in der Frauen- und Geschlechterforschung*, Opladen/Farmington Hills.
- Schmeiser, Martin (1994), *Akademischer Hasard. Das Berufschicksal des Professors und das Schicksal der deutschen Universität 1870–1920*, Stuttgart.
- Schmerl, Christiane (2006), *Und sie bewegen sich doch ... Aus der Begegnung von Frauenbewegung und Wissenschaft*, Tübingen.
- Schmidt, Uta C. (2012), *Das Netzwerk Frauenforschung NRW. Geschichte und Gegenwart einer Wissenschaftsinstitution* (Studien Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW, Nr. 13, hg. von der Koordinations- und Forschungsstelle Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW), Universität Duisburg-Essen.

- (2014), Denkbewegungen in Geschichtsdidaktik, Friedensbewegung und Frauengeschichte. Die Historikerin Annette Kuhn, *Journal Netzwerk Frauen- und Geschlechterforschung NRW*, Nr. 35, S. 24–35.
- Schmidkunz, Renata (2009), *Im Gespräch – Christina von Braun. »In der Geschlechtsordnung zeigt sich das Unbewusste jeder Kultur«*, Wien.
- Schneider, Corinna (2004), Die Anfänge des Frauenstudiums in Europa: Ein Blick über die Grenzen Württembergs, in: Gleichstellungsbüro der Universität Tübingen (Hg.), *100 Jahre Frauenstudium an der Universität Tübingen. 1904–2004. Historischer Überblick, Zeitzeuginnenberichte und Zeitdokumente*, Tübingen, S. 17–23, http://www.uni-tuebingen.de/uploads/media/100JahreFrauenstudium_Publikationsendfassung.pdf.
- Schößler, Franziska (2008), *Einführung in die Gender Studies*, Berlin.
- Schultz, Dagmar (1992), Akkulturationsprozesse und die Entwicklung kultureller Zwischenwelten, in: Wetterer, Angelika (Hg.), *Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen*, Frankfurt a.M./New York, S. 225–240.
- (2005), Witnessing Whiteness – Ein persönliches Zeugnis, in: Eggers, Maureen Maisha/Kilomba, Grada/Piesche, Peggy/Arndt, Susan (Hg.), *Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland*, Münster, S. 514–529.
- Schultz, Dagmar/Hagemann-White, Carol (1991), *Das Geschlecht läuft immer mit. Die Arbeitswelt der Professorinnen und Professoren*, unter Mitarbeit von Leonie Herwartz-Emden und Brigitte Reinberg, Pfaffenweiler.
- Schulz, Kristina/Schmitter, Leena/Kiani, Sarah (2014), *Frauenbewegung – Die Schweiz seit 1968. Analysen, Dokumente, Archive*, Baden-Dättwil.
- Scott, Joan W. (2001), Die Zukunft von Gender. Fantasien zur Jahrhundertwende, in: Honegger, Claudia/Arni, Caroline (Hg.), *Gender – die Tücken einer Kategorie. Joan W. Scott, Geschichte und Politik. Beiträge zum Symposium anlässlich der Verleihung des Hans-Sigrist-Preises 1999 der Universität Bern an Joan W. Scott*, Zürich, S. 39–63.
- Siemers, Regina/Pretsch, Wera (2005), Regina Becker-Schmidt, Gudrun-Axeli Knapp, Beate Schmidt: Eines ist zu wenig – beides ist zu viel, in: Löw, Martina/Mathes, Bettina (Hg.), *Schlüsselwerke der Geschlechterforschung*, Wiesbaden, S. 176–193.
- Smykalla, Sandra (2006), [Ohne Titel/zum Begriff Gender und Geschlecht], http://www.genderkompetenz.info/w/files/gkompzpdf/gkompz_was_ist_gender.pdf.
- Sotelo, Elisabeth de (1992), *Frauen fallen durch. Eine kritische Begründung sozialpädagogischer Frauenbildungsarbeit*, Weinheim.
- (2008), Biografische und erziehungswissenschaftliche Anmerkungen zur Geschlechterdifferenz, in: Schlüter, Anne (Hg.), *Erziehungswissenschaftlerinnen in der Frauen- und Geschlechterforschung*, Opladen/Farmington Hills, S. 59–79.
- Statistisches Bundesamt (Hg.) (2014a), *Bildung und Kultur. Personal an Hochschulen 2013*, Fachserie 11, Reihe 4.4, Wiesbaden.
- (Hg.) (2014b), *Bildung und Kultur. Studierende an Hochschulen Wintersemester 2013/14*, Fachserie 11, Reihe 4.1, Wiesbaden.

- Steffen, Therese Frey (2006), *Gender*, Leipzig/Stuttgart.
- Stephan, Inge (2005), Silvia Bovenschen: Die imaginäre Weiblichkeit. Exemplarische Untersuchung zu kulturgeschichtlichen und literarischen Präsentationsformen des Weiblichen. Frankfurt a.M.: Suhrkamp 1979, in: Löw, Martina/Mathes, Bettina (Hg.), *Schlüsselwerke der Geschlechterforschung*, Wiesbaden, S. 120–134.
- Stephan, Inge/Weigel, Sigrid/Wilhelm, Kerstin (Hg.) (1991), »*Wen kümmert's, wer spricht?* Zur Literatur und Kulturgeschichte von Frauen aus Ost und West, Köln/Wien.
- Thon, Christine (2008), *Frauenbewegung im Wandel der Generationen. Eine Studie über Geschlechterkonstruktionen in biographischen Erzählungen*, Bielefeld.
- Ulbrich, Claudia/Jancke, Gabriele (2005), *Vom Individuum zur Person. Neue Konzepte im Spannungsfeld von Autobiographietheorie und Selbstzeugnissforschung*, Göttingen.
- Ulbrich, Claudia/Medick, Hans/Schaser, Angelika (Hg.) (2012), *Selbstzeugnis und Person. Transkulturelle Perspektiven*, Köln/Weimar/Wien.
- Vedder, Ulrike (1999), Innovation, Institution. Einsichten und Aussichten der Hamburger Arbeitsstelle für feministische Literaturwissenschaft, *Zeitschrift für Germanistik*, Neue Folge 1, S. 125–130.
- Verein Feministische Wissenschaft Schweiz (Hg.) (1988), *Ebenso neu als kühn: 120 Jahre Frauenstudium an der Universität Zürich*, Zürich.
- Villa, Paula-Irene (2010), »Das Geschlecht ist komplex«. Interview mit Paula-Irene Villa, geführt von Andrea Roedig, *Tagesspiegel.de* vom 26.1.2010. <http://www.tagesspiegel.de/wissen/interview-das-geschlecht-ist-komplex/1670754.html>.
- Vinken, Barbara (2013), Was heißt schon Frau? Der Fetisch des universalistischen Subjekts, *der blaue reiter. Journal für Philosophie*, Nr. 33, S. 50–57.
- Vogel, Ulrike (Hg.) (2006), *Wege in die Soziologie und die Frauen- und Geschlechterforschung. Autobiographische Notizen der ersten Generation von Professorinnen an der Universität*, Wiesbaden.
- (2007), Meine Erinnerungen als letzte Leiterin des Instituts Frau und Gesellschaft, *Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien*, Jg. 25, H. 3+4, S. 134–138.
- Weiershausen, Romana (2004), *Wissenschaft und Weiblichkeit. Die Studentin in der Literatur der Jahrhundertwende*, Göttingen.
- Werlhof, Claudia von (1986), »Geschlecht und Arbeit«. Zur Geschichte der Frauenforschung an der Universität Bielefeld – Anhörung zur C3-Stelle »Frauenforschung« an der Fakultät Soziologie, Universität Bielefeld am 6.11.1986, *taz* vom 24.12.1986, S. 20–23.
- Werlhof, Claudia von/Bennholdt-Thomsen, Veronika/Mies, Maria (1988), *Frauen, die letzte Kolonie. Zur Hausfrauisierung der Arbeit*, Reinbek.
- Wetterer, Angelika (1989), »Es hat sich alles so ergeben, meinen Wünschen entsprechend« – Über die Plan-Losigkeit weiblicher Karrieren in der Wissenschaft,

- in: Bathe, Sylvia/Biermann, Ingrid/Hunfeld, Maria/Ruhne, Renate/Schlosser, Irmtraud (Hg.), *Frauen in der Hochschule. Lehren und Lernen im Wissenschaftsbetrieb*, Weinheim, S. 142–157.
- (Hg.) (1992), *Profession und Geschlecht. Über die Marginalität von Frauen in hochqualifizierten Berufen*, Frankfurt a.M./New York.
- (1998), Integration und Marginalisierung. Das Verhältnis von Profession und Geschlecht am Beispiel von Ärztinnen und Juristinnen. Vortrag, gehalten an der FernUniversität – Gesamthochschule in Hagen am 27.4.1998, www.fernuni-hagen.de/imperia/md/content/gleichstellung/heft20wetterer.pdf.
- (1999), Ausschließende Eischließung – marginalisierende Integration. Geschlechterkonstruktionen in Professionalisierungsprozessen, in: Neusel, Aylâ/Wetterer, Angelika (Hg.), *Vielfältige Verschiedenheiten. Geschlechterverhältnisse im Studium, Hochschule und Beruf*, Frankfurt a.M./New York, S. 223–253.
- (2008), Geschlechterwissen: Zur Geschichte eines neuen Begriffs, in: Dies. (Hg.), *Geschlechterwissen und soziale Praxis. Theoretische Zugänge – empirische Erträge*, Königstein/Taunus, S. 13–36.
- (2009), Gender-Expertise, feministische Theorie und Alltagswissen. Grundzüge einer Typologie des Geschlechterwissens, in: Riegraf, Birgit/Plöger, Lydia (Hg.), *Gefühlte Nähe – faktische Distanz. Geschlecht zwischen Wissenschaft und Politik. Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung auf die »Wissengesellschaft«*, Opladen, S. 101–114.
- (2010), Das erfolgreiche Scheitern feministischer Kritik. Rhetorische Modernisierung, symbolische Gewalt und die Reproduktion männlicher Herrschaft, in: Appelt, Erna M./Aulenbacher, Brigitte/Wetterer, Angelika (Hg.), *Gesellschaft. Feministische Krisendiagnosen*, Münster, S. 246–266.
- Wissenschaftliche Kommission Niedersachsen (Hg.) (2013), *Geschlechterforschung. Bericht und Empfehlungen*, Hannover.
- Wobbe, Theresa (1994), Von Marianne Weber zu Edith Stein: Historische Koordinaten des Zugangs zur Wissenschaft, in: Wobbe, Theresa/Lindemann, Gesa (Hg.), *Denkachsen. Zur theoretischen und institutionellen Rede vom Geschlecht*, Frankfurt a.M., S. 15–68.
- (2003), *Zwischen Vorderbühne und Hinterbühne. Beiträge zum Wandel der Geschlechterbeziehungen in der Wissenschaft vom 17. Jahrhundert bis zur Gegenwart*, Bielefeld.
- Wunder, Heide (1992), »Er ist die Sonn', sie ist der Mond«. *Frauen in der Frühen Neuzeit*, München.

Zentraleinrichtung zur Förderung von Frauenstudien und Frauenforschung an der Freien Universität Berlin (Hg.) (1984), *Methoden in der Frauenforschung. Symposium an der Freien Universität Berlin vom 30.11.–2.12.1983*, Frankfurt a.M.

Zimmermann, Karin (2012), *Bericht zur Evaluation des »Professorinnenprogramm des Bundes und der Länder«*, hg. vom Institut für Hochschulforschung (HoF) an der Martin-Luther-Universität (HoF-Arbeitsbericht 6/2012), Halle-Wittenberg.

Personenregister

Kursiv gesetzte Seitenzahlen verweisen auf die Kurzporträts im Anhang.

- Adorno, Theodor W. 96
Allmendinger, Jutta 186
Anselm, Sigrun Anm. 98
Appelt, Erna 17
Arni, Caroline 289, Anm. 43,
 Anm. 127
Ayim, May Anm. 181

Baer, Susanne 36, 159, Anm. 249
Ballmer-Cao, Thanh-Huyen 61
Bauer, Gerhard Anm. 95
Beauvoir, Simone de 218
Becker, Ruth 81, 91, 99, 115, 117,
 126–27, 147, 165, 185, 211, 215,
 220, 234, 236, 252, 295,
 Anm. 177
Becker-Schmidt, Regina 67, 87, 96,
 99, 109, 168, 182, 200
Beer, Ursula 294, Anm. 38
Behrend, Heike 253, 295
Bennholdt-Thomsen, Anke 256,
 Anm. 95
Bennholdt-Thomsen, Veronika
 Anm. 119
Benthien, Claudia Anm. 165,
 Anm. 295
Beyme, Klaus von 22
Bleker, Johanna Anm. 22
Bock, Gisela 22, 43–44, 51, 74, 75,
 84, 87, 97, 104, 157, 165, 175,
 199, 214, 225, 234, 254, 294,
 Anm. 22, Anm. 80, Anm. 102,
 Anm. 192
Böhme, Hartmut 205, 256

Böhmer, Elisabeth 15
Bolte, Karl Martin 113, 120
Bossinade, Johanna 15, 186, 255,
 293, 297, Anm. 31, Anm. 95,
 Anm. 97
Bovenschen, Silvia 213, 214
Braig, Marianne 15
Brandt, Gisela Anm. 77
Braszeit, Anne 14
Braun, Christina von 72, 80–81, 95,
 117–18, 133, 157, 171, 183, 195,
 199, 205, 206, 215, 221, 235, 239,
 244, 256, 296, Anm. 21, Anm. 95,
 Anm. 138, Anm. 322
Braunmühl, Claudia von Anm. 71
Brenner, Klara 15
Brückner, Margrit 47, 77, 85, 106,
 138, 148, 154, 174, 184, 185, 186,
 191, 194, 213, 222, 232, 258, 296,
 Anm. 68, Anm. 84
Brückner, Peter 77
Brunn, Anke 45, 50, 51, 164, 212,
 214, 244, 275
Bruns, Claudia 256
Buchen, Sylvia 296, Anm. 98
Büchner, Ulrike 293
Buddensieg, Tilmann 112
Buhl, Heike M. Anm. 59
Bütow, Birgit Anm. 114

Castro Varela, María do Mar 285
Chodorow, Nancy J. 109
Claessens, Dieter 101, 112

- Damm-Rüger, Sigrid Anm. 152
Dechêne, Sigrun 84, 92, 233, 236,
259, 296, Anm. 68
Dhawan, Nikita Anm. 120
Diefenbach, Heike 22
Diezinger, Angelika 229
Dölling, Irene 23, 56, 68, 100–101,
118–19, 128, 131–32, 144, 148,
150, 157, 172, 174, 178, 180, 181,
194, 195, 197, 198, 204, 207, 216,
226, 231, 235, 260, 294, Anm. 13,
Anm. 250, Anm. 267
Dörhöfer, Kerstin 17, 185
Döring, Sonnild 57
Dröge-Modelmog, Ilse 134, 135
Duden, Barbara 66, 72, 76, 87–89,
91, 99, 100, 111–12, 116, 124–25,
134, 137, 179, 192, 200, 230, 261,
296
Dürkop, Marlis 139
Düsing, Edith Anm. 60
Eckart, Christel 86–87, 151, 160,
174, 176, 229, 262, 295
Ecker, Gisela 295, Anm. 38,
Anm. 153
Ellwanger, Karen 135
Elsuni, Sarah Anm. 249
Engel, Antke 17
Engfer, Anette 295, Anm. 59
Engler, Steffani 135, 263, Anm. 73
Faulstich-Wieland, Hannelore 105,
135, 236, 263, 295
Fauser, Markus 272
Fellner, Erika Anm. 114
Firnberg, Hertha Anm. 319
Fisher, Berenice 103
Flaake, Karin 86, 97, 109–10, 116,
134, 151, 159, 169, 197, 202, 203,
207, 229, 264, 296, Anm. 135
Freeman, Derek 130
Frevert, Ute 142
Friebertshäuser, Barbara Anm. 73
Garske, Pia 15
Gensior, Sabine 123
Gerhard, Ute 36, 47, 54, 77, 81,
115, 121, 136, 141–43, 149, 167,
170, 180, 184, 187–88, 195, 202,
231, 239, 241, 265, 293, Anm. 138,
Anm. 209, Anm. 278, Anm. 322
Gildemeister, Regine 296,
Anm. 267
Glage, Liselotte 168
Goldschmidt, Dietrich 107
Gottschall, Karin 281, Anm. 227
Gravenhorst, Lerke 17, 173
Grotemeyer, Karl Peter 14
Grottian, Peter 48
Grubitzsch, Helga 51, 75, 77–78,
86, 91, 93, 100, 116, 117, 146,
151, 155, 156, 170, 176, 189, 208,
227, 266, 293
Guggisberg, Hans Rudolf 113
Habermas, Jürgen 105, Anm. 234
Hagemann-White, Carol 37, 77–79,
101, 112, 122–24, 136, 140–41,
149, 155, 158, 163, 179, 187, 193,
208, 219, 223, 225, 233, 244, 267,
293, Anm. 31, Anm. 80, Anm. 96,
Anm. 322
Hark, Sabine 13, 43, 44, 189, 269
Hartwig, Helmut 112
Hauch, Gabriella 59, Anm. 122
Haug, Frigga 92
Hausen, Karin 32, 79, 89, 108, 111,
124, 144, 152, 154, 162, 166–67,
183, 190, 196, 221, 236, 237–38,
269, 296, Anm. 22, Anm. 156,
Anm. 192, Anm. 322
Hauser, Kornelia Anm. 96,
Anm. 104
Heinrich, Elisabeth 82
Heinz, Marion Anm. 60
Heise, Hildegard 295
Heise, Wolfgang 101
Hentschel, Gitti 139
Hering, Sabine 81, 82, 90, 92–93,
97, 98, 134, 150, 162, 184, 188,
201, 215, 227, 234, 270, 295,
Anm. 138

- Heuser, Magdalene 50, 81, 97, 113, 114, 147, 162, 172, 201, 203, 213, 232, 235, 271, 293, Anm. 84, Anm. 102
- Hildebrandt, Karin 57
- Hirschauer, Stefan Anm. 37
- Hoffmann, Nicole 287
- Holland-Cunz, Barbara Anm. 96
- Horkheimer, Max Anm. 169
- Hügel-Marshall, Ika Anm. 181
- Inbetween, Heide 297
- Jaerisch, Ursula G. Anm. 154
- Janshen, Doris 188
- Janz, Marlies 293, 294, Anm. 31, Anm. 95
- Joas, Hans 120
- Jurczyk, Karin 163, 229
- Kahlert, Heike 277
- Karras, Christa 168
- Kauke, Marion 57
- Kessel, Martina 254
- Kewenig, Wilhelm 48
- Knapp, Gudrun-Axeli 22, 68, 76, 77, 99–100, 109, 134, 136, 137–38, 155, 161, 168, 172, 184, 197, 200–201, 203, 209, 210, 211, 223, 227, 237, 239, 272, 294
- Kolesch, Doris Anm. 287
- König, Tomke Anm. 57
- Kootz, Johanna 15, Anm. 77
- Koppetsch, Cornelia 273
- Kortendiek, Beate 17, 165, 199
- Krais, Beate 40, 80, 98, 107, 149–50, 159, 160, 169, 191, 199, 216, 273, 294, Anm. 72
- Kramer, Helgard 295, Anm. 154
- Kreisky, Eva 293, Anm. 96
- Krell, Gertraude Anm. 112
- Kroll, Renate 76, 112, 126, 131, 145, 169, 192, 224, 274, 296, Anm. 38
- Kruse-Graumann, Lenelis 84
- Kublitz-Kramer, Maria Anm. 245
- Kuchenbuch, Ludolf 107
- Kühn, Renate 294, Anm. 110
- Kuhn, Annette 50, 212, 275, 293, Anm. 22, Anm. 84, Anm. 102, Anm. 138, Anm. 322
- Kuhn, Thomas S. 42, 183
- Kurz-Scherf, Ingrid 297
- Labonté-Roset, Christine 139
- Lachenmann, Gudrun 209, 218, 221, 276, 294
- Lämmert, Eberhard 15
- Landweer, Hilge Anm. 62
- Lautmann, Rüdiger 115
- Lenz, Ilse 66, 73–74, 85, 98, 100, 102, 108, 112, 121–22, 130, 154, 162, 164–65, 183, 189, 211, 217, 222, 242, 277, 295
- Lerner, Gerda 66, Anm. 138
- Lind, Inken Anm. 28, Anm. 317
- Lipman-Blumen, Jean 39
- Löchel, Elfriede 202
- Lorde, Audre 103–4
- Lorenz, Maren Anm. 194
- Lühe, Irmela von der 293, Anm. 95
- Luhmann, Niklas 39
- Lünenborg, Margreth 15
- Lutz, Burkart 114
- Lutz, Helma 265
- Maihofer, Andrea 17, 210
- Mangold, Werner 114
- Martenstein, Harald 22
- Martwich, Barbara 84
- Maus, Ingeborg Anm. 234
- Mayer, Birgit 51
- Mayer, Christine 297
- Mayntz, Renate 35, 39, 98
- Mead, Margaret 130
- Meier, Artur 102
- Meinhof, Ulrike 107
- Metz-Göckel, Sigrid 18, 51, 102, 164, 199, Anm. 138, Anm. 322
- Meuser, Michael Anm. 38
- Mey, Dorothea Anm. 245
- Meyer, Birgit 293
- Meyer, Katrin 17
- Mies, Maria 149, 172, Anm. 240
- Mittig, Hans-Ernst 112

- Mooser, Josef Anm. 127
Moss Kanter, Rosabeth Anm. 64
Müller, Ursula 32, 51, 142, 294,
Anm. 322
- Narr, Wolf-Dieter 48
Naumann, Barbara 94, Anm. 165
Nave-Herz, Rosemarie Anm. 235
Negt, Oskar 77, 99, 124, 137
Neidhardt, Friedhelm 120
Nestvogel, Renate 130, 152, 164,
177, 184, 218, 221, 228, 234, 240,
278, 294
- Nickel, Hildegard M. 56, 95, 102,
105–6, 119–21, 144, 146, 155,
156, 171, 179, 182, 191, 203, 205,
222, 279, 295, Anm. 95,
Anm. 287
- Nienhaus, Ursula Anm. 22,
Anm. 236
- Niethammer, Lutz 111
Niethammer, Ortrun 272
- Nipperdey, Thomas 88
Nippert, Irmgard 104, 280, 296
- Nowotny, Helga 190
Nüthen, Inga 15
- Ohnesorg, Benno 101
Ostner, Ilona 46, 79, 85–86, 86,
113–14, 122, 126, 137, 142, 162,
163, 172, 175, 184, 187, 189, 196,
215, 216, 233, 241, 281, 293, 294,
Anm. 30, Anm. 31, Anm. 68
- Pantelmann, Heike 15
Paul-Kohlhoff, Angela 296
Pitzen, Marianne 92, Anm. 162
Plett, Konstanze 83, 97, 129, 146,
159, 194, 206, 231, 282, 297
- Plogstedt, Sibylle 91
Prokop, Ulrike 121, 294
Pross, Helge 96–97, Anm. 138
Pühl, Katharina 15
- Rang, Brita 92, 128, 151, 179, 283,
296
- Rauschenbach, Brigitte 105, 284,
293, Anm. 96
- Reher, Friederike Anm. 304
Rentmeister, Cillie 66, 74–75, 76,
89, 90, 97, 108, 112–13, 125,
132–33, 171, 178, 196, 210, 220,
221, 230, 284, 296, Anm. 68,
Anm. 80
- Riedmüller, Barbara 45, 293
- Rodenstein, Marianne 123
Rohde-Dachser, Christa 109
Römhild, Dorothee 272
Rommelspacher, Birgit 98, 138–40,
158, 162, 179, 197, 228, 285, 294,
Anm. 68
- Rudolph, Hedwig Anm. 267
Rüger, Sigrid Anm. 152
Rühmkorf, Eva 45, 94
Runge, Anita 15
Rürup, Reinhard 111
Rust, Ursula 129, Anm. 302
- Saldern, Adelheid von Anm. 22
Schinzel, Britta 297
Schissler, Hanna Anm. 22
Schlüter, Anne Anm. 60
Schmerl, Christiane 14, 33
Schmidt-Waldherr, Hiltraud 188
Schmitz-Linsenhoff, Victoria 294
Schorn-Schütte, Luise Anm. 236
Schulte, Regina 111, 295
Schultz, Dagmar 80, 102–4, 126,
148, 156, 177, 224, 286, 294,
Anm. 68
- Schulz, Knut Anm. 189
Schulze, Svenja 311, Anm. 85
Schumm, Wilhelm 109, 110
Schwarz, Herta Anm. 95
Seidenspinner, Gerlinde Anm. 98
Seifert, Jürgen 77
Sotelo, Elisabeth de 126–27, 147,
177, 207, 217, 220, 239, 240, 287,
295
- Spieß, Gesine 125, 296
Stackmann, Karl 114
Steckmeister, Gabriele 132
Steffen, Therese 60, Anm. 34
Steigerwald, Jörn Anm. 38,
Anm. 153

- Stephan, Inge 57, 73, 75–76, 82,
93–96, 100, 110, 93–96, 141, 147,
171, 178, 182, 204, 205, 218, 225,
232, 238, 288, 296, Anm. 86,
Anm. 95
- Steppke, Gisela Anm. 77
- Süßmuth, Rita 78–79, 123–24
- Terlinden, Ulla 185
- Theunissen, Michael 105
- Thürmer-Rohr, Christina 99, 244
- Tschilschke, Christian von 274,
Anm. 38
- Tuider, Elisabeth 262
- Ulbrich, Claudia Anm. 236
- Vedder, Ulrike 288
- Villa, Paula-Irene Anm. 37
- Vogel, Barbara Anm. 22
- Wagner, Angelika C. 90
- Walgenbach, Katharina Anm. 304
- Walser, Karin 46, 281
- Waltenberg, Christine 57
- Weber, Marianne 89
- Wecker, Regina 28, 60, 61, 99, 107,
113, 228, 244, 289, 297, Anm. 22,
Anm. 34, Anm. 43, Anm. 236,
Anm. 322
- Weichselbauer, Doris 59
- Weigel, Sigrid 57, 94, 95, 117, 205,
288
- Wenk, Silke 135
- Werlhof, Claudia von 58, 293,
Anm. 33
- Wetterer, Angelika 170, 297,
Anm. 33
- Wilde, Gabriele 263, 291, Anm. 225
- Wilhelm, Kerstin 57
- Wilkending, Gisela 295
- Wischermann, Ulla 168
- Wobbe, Theresa 260
- Woesler de Panafieu, Christine 188
- Wunder, Heide 110, 166, Anm. 22
- Young, Brigitte 81, 102, 109, 128–
29, 161, 162, 180, 219, 221, 232,
239, 240, 263, 290, 293, 295,
Anm. 31, Anm. 96, Anm. 225
- Zurmühl, Sabine 91
- Zwiebel, Ralf 160

Politik der Geschlechterverhältnisse

Anne Fleig (Hg.)

Die Zukunft von Gender

Begriff und Zeitdiagnose

2014. Ca. 200 S. Band 53

ISBN 978-3-593-50084-3

Brigitte Bargetz, Gundula Ludwig,
Birgit Sauer (Hg.)

Gouvernementalität und Geschlecht

Politische Theorie im Anschluss

an Michel Foucault

2013. 240 S. Band 52. ISBN 978-3-593-39968-3

Gender Initiativkolleg (Hg.)

Gewalt und Handlungsmacht

Queer_Feministische Perspektiven

2012. 300 S. Band 51. ISBN 978-3-593-39781-8

Marion Löffler

Geschlechterpolitische Strategien

Transformationen von Staatlichkeit

als politisch gestaltbarer Prozess

2012. 183 S. Band 50. ISBN 978-3-593-39658-3

Marion Löffler

Feministische Staatstheorien

Eine Einführung

2011. 264 S. Band 49. ISBN 978-3-593-39530-2

Anne Brüske, Isabel Miko Iso, Aglaia Wespe,

Kathrin Zehnder, Andrea Zimmermann (Hg.)

Szenen von Widerspenstigkeit

Geschlecht zwischen Affirmation,

Subversion und Verweigerung

2011. 308 S. Band 48. ISBN 978-3-593-39451-0

Karin Schwiter

Lebensentwürfe

Junge Erwachsene im Spannungsfeld zwischen Individualität und Geschlechternormen

2011. 270 S. Band 47. ISBN 978-3-593-39428-2

Gundula Ludwig

Geschlecht regieren

Zum Verhältnis von Staat, Subjekt

und heteronormativer Hegemonie

2011. 280 S. Band 46. ISBN 978-3-593-39411-4

Heike Raab

Sexuelle Politiken

Die Diskurse zum

Lebenspartnerschaftsgesetz

2011. 352 S. Band 45. ISBN 978-3-593-39302-5

Dominique Grisard

Gendering Terror

Eine Geschlechtergeschichte des

Linksterrorismus in der Schweiz

2011. 345 S. Band 44. ISBN 978-3-593-39281-3

Susanne Lettow

Biophilosophien

Wissenschaft, Technologie und Geschlecht

im philosophischen Diskurs der Gegenwart

2011. 326 S. Band 43. ISBN 978-3-593-39295-0

Otto Penz

Schönheit als Praxis

Über klassen- und geschlechts-

spezifische Körperlichkeit

2010. 205 S. Band 42. ISBN 978-3-593-39212-7

campus

Frankfurt. New York

Politik der Geschlechterverhältnisse

Sabine Strasser,
Elisabeth Holzleithner (Hg.)
Multikulturalismus queer gelesen
Zwangsheirat und gleichgeschlechtliche
Ehe in pluralen Gesellschaften
2010. 370 S. Band 41. ISBN 978-3-593-39172-4

Christa Binswanger, Margaret Bridges,
Brigitte Schnegg, Doris Wastl-Walter (Hg.)
Gender Scripts
Widerspenstige Aneignungen von
Geschlechternormen
2009. 279 S. Band 40. ISBN 978-3-593-39014-7

Doris Allhutter
Dispositive digitaler Pornografie
Zur Verflechtung von Ethik,
Technologie und EU-Internetpolitik
2009. 315 S. Band 39. ISBN 978-3-593-38858-8

Petra Lucht, Tanja Paulitz (Hg.)
Recodierungen des Wissens
Stand und Perspektiven der Geschlechter-
forschung in Naturwissenschaften und Technik
2008. 234 S. Band 38. ISBN 978-3-593-38601-0

Ina Kerner
Differenzen und Macht
Zur Anatomie von Rassismus und Sexismus
2009. 413 S. Band 37. ISBN 978-3-593-38595-2

Cornelia Klinger, Gudrun-Axeli Knapp,
Birgit Sauer (Hg.)
Achsen der Ungleichheit
Zum Verhältnis von Klasse,
Geschlecht und Ethnizität
2007. 290 S. Band 36. ISBN 978-3-593-38476-4

Anneli Rüling
Jenseits der Traditionalisierungsfallen
Wie Eltern sich Familien-
und Erwerbsarbeit teilen
2007. 293 S. Band 35. ISBN 978-3-593-38485-6

Dominique Grisard, Jana Häberlein,
Anelis Kaiser, Sibylle Saxer (Hg.)
Gender in Motion
Die Konstruktion von Geschlecht
in Raum und Erzählung
2007. 405 S. Band 34. ISBN 978-3-593-38348-4

Patricia Pürtschert
Grenzfiguren
Kultur, Geschlecht und Subjekt
bei Hegel und Nietzsche
2006. 209 S. Band 33. ISBN 978-3-593-38215-9

Peter A. Berger,
Heike Kahlert (Hg.)
Der demographische Wandel
Chancen für die Neuordnung
der Geschlechterverhältnisse
2006. 312 S. Band 32. ISBN 978-3-593-38194-7

Martin Weidinger
Nationale Mythen - männliche Helden
Politik und Geschlecht im
amerikanischen Western
2006. 264 S. Band 31. ISBN 978-3-593-38036-0

Eva Kreisky, Georg Spitaler (Hg.)
Arena der Männlichkeit
Über das Verhältnis von Fußball
und Geschlecht
2006. 372 S. Band 30. ISBN 978-3-593-38021-6

campus

Frankfurt. New York

